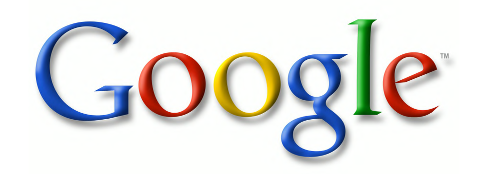






Inge

Inge

Ein Frauenleben

von

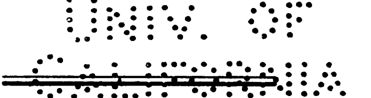
Wilhelm Holzamer

Dritte Auflage



Egon Fleischel & Co.
Berlin
1908

Erstes Buch



I.

Wenn man von der Friedensstraße aus die Parkstraße hinauf sah, fiel einem das große Tor mit dem breitgespannten Steinbogen auf. Es lag Kraft darin und Kühnheit — es war ein großes Motiv, noch größer wirkend in all den neumodischen kleinen der Straße. Es fiel sofort ins Auge. Aber an seiner Auffälligkeit wirkte auch der günstige Platz mit: es war ein klein wenig schräg auf die Ecke gestellt. Da sprang's förmlich aus dem Straßenbild heraus. Und dazu der unvergleichliche Rahmen, den es hatte! Ein mächtiger Lindenbaum, dessen Stamm von innen den rechten Torpfeiler überragte, spannte schützend, hoch und rund seine gewaltige Krone darüber aus.

Immer konnte man Menschen am Tore stehen sehen. Sie bewunderten den mächtigen Steinbogen, den gewaltigen Lindenbaum, die alte, kunstvolle Schmiedearbeit des Tores — bis ins Einzelnste, die Stäbe, die Ornamente, das Schloß und die Klinke. Sie bewunderten die alten Bäume des Gartens, die Linden und Nußbäume, die Kastanien und Birken, die dunklen Cypressen,

müßten, die hier wohnten — Träumer oder Tatfrohe, je nach Anlage — und für all ihr Tun in unbedingter Sicherheit. Und was hier wurde, mußte ganz werden, ausgetragen, bewahrt und reif. Es dachten's viele — und oft hörte man's sagen.

Am rechten Torpfeiler war eine Marmortafel angebracht, und daneben hing ein altertümlicher, schöngeschmiedeter Schellenring, zwei Schlangen, die sich umwinden und ineinander verbeißen — und auf der Marmortafel stand der Name: Justizrat Moltan.

Manchmal sah man einen alten Herrn die Pfade entlang gehen, zwei Pudel, ein weißer und ein schwarzer, hinter ihm her, die Menschen nicht beachtend, die am Tore gafften. Er war von hoher Gestalt und trug sich aufgerichtet wie ein alter Soldat. Aber in seinen Bewegungen war nicht Drill und Zwang, in allem, selbst darin, wie er seinen dicken Bambusstock aufsetzte, lag ein ganz persönlicher Ausdruck. Er flößte Respekt ein. Man scheute sich nicht vor ihm, man sah zu ihm auf, und traf einen sein Blick, wußte man, daß man sich nicht vor ihm zu fürchten hatte. Es lag so viel Wohlwollen und Güte darin, daß man meinen mußte, auf seinem Gesichte müsse immer ein Lächeln liegen. Aber der alte Justizrat blickte immer ernst.

Friedensstill lag stets der Park. Die Dienerschaft ging hier tags nie, und der Gärtner mußte seine Arbeiten auf dem Rasen und den Wegen ganz in der Frühe verrichten. Und dann hörte man am Tage eben hier nur das Geplätscher des Springbrunnens, die

Alter aus einer Forderung hergeleitet hatte: Erneuerer in sich zu sein, durch Verständnis und Anerkennung sich diese letzte Jugend zu erhalten, die ihrer eigenen Tätigkeit Wert besser weiß, weil sie den der neuen nicht unterschätzt. Er konnte nie seine eigene Tätigkeit als etwas Starres und Markierendes ansehen; er betrachtete sie als etwas Flüssiges, wie ein nährendes Blutkörperchen im Kreislauf unserer Adern, mitschwimmend im Strome des Lebens, das für ihn darin bestand, daß es Wandel, Werden, Reifen und Erneuerung ist. Es war daher nichts von Wichtigkeit im politischen und künstlerischen Leben, das nicht als bedeutsames Ereignis in der Laube von den paar Alten, die sich schon seit Jahren in ernster Freundschaft hier zusammenfanden, erörtert worden wäre. Aber mehr noch — sie wußten, daß alles äußere Leben, so weit es in Örtlichkeit und in Personen von uns abliegen mag, im letzten Grunde doch immer nur einen Ausdruck unseres eigenen Inneren ist — daß der Einzelne in ihm aufgegangen und sich in dem, was Tat geworden, spiegelt. So wurden die Gespräche der Alten Offenbarungen der eigenen Seelenzustände, sie blickten in ihr Letztes und Tiefstes, sie maßen und prüften förmlich einander, und sie kamen, jeder im stillen und ganz für sich, dadurch oft zu neuen Ausblicken, daß sie Einblicke voneinander gewannen. Ein reicher Fonds von Verständnis und Begreifen gab den alten Männern einen Halt aneinander, eine Einheitlichkeit in der Empfindung schlang ein festes Band um sie, so daß nie ein Zerwürfnis, keine tiefere

zuletzt ohne Verdrießlichkeit. Schon aus alter Gewohnheit taten sie das so.

Es läßt sich nicht ausrechnen, ob mehr Nutzen oder mehr Schaden aus dieser Gewohnheit des „Mit-der-Uhr-lebens“ erwuchs. Sicher ist, daß der alte Justizrat manchen schön aufgewickelten Ariadnefaden schnöde damit zerriß und die alten Freunde im Labyrinthe ihrer Ideen stecken ließ, daß sie der Minotaurus der Ungewißheit und des Zweifels da unbarmherzig verzehren konnte. Aber der Alte machte sich kein Gewissen daraus.

Oft aber mag's auch gut gewesen sein, das Licht so plötzlich auszublasen; denn da war wieder ein Hin- und Herlaufen gewesen mit Fackeln, Lampions und Raketen, immer ins Weite, ohne Ziel, und jeder hatte über seinen kleinen Leuchtkügelchen die Sterne vergessen, die, unendlich hoch, ewig fest stehen und kühl bleiben, wie die Menschen sich auch erhitzen und abeifern mögen. Und an die Sterne erinnerte dann der Justizrat immer zur rechten Zeit, ohne sie zu nennen, wenn er sagte: „Meine Herren, 's ist zehn Uhr!“ Manchmal, nach so recht resultatloser Irregeherei und Geistespyrotechnik fand dann noch der Maître Rouade, als Komponist der Phantasievollste des Kollegiums, ganz instinktiv das rechte Wort, wenn er mit halbem Spott sagte:

„Der Wagen ist nun schon halb um uns herumgefahren, aber der Polarstern steht immer noch fest und läßt uns nicht aus dem Auge. Von dem kommen wir zuguterletzt doch nicht los. Das walte Gott!“

Dr. Rudolf Moltan war vor Jahren hinausgezogen aus dem Vaterhaus. In die Weite! Ihn duldete es nicht in der kleinen Stadt, er wollte die Welt sehen, Welt und Menschen, Länder und Meere. Schon während seines Studiums war er unstet gewesen: Heidelberg, Bonn, Berlin, München — das waren die Hauptplätze gewesen, dazwischen Zürich, Jena, Wien, sogar Mailand. Überall irgend eine andere Anziehung, überall die Lockung des Lebens. Der Vater hatte zwar wiederholt den Kopf geschüttelt, aber schließlich ließ er seinen Rudolf gewähren. Im Grunde hatte er ja recht. Die Beweglichkeit und Bewegtheit der Jugend schützt vor der Einseitigkeit der Mannesjahre und der Enge des Alters. Das war des Vaters leitender Gedanke. Und ein reicher Mensch, mit viel Wissen und Erfahrung und einem guten Überblick, trat dann der Sohn einst ins Elternhaus zurück. Und was der Alte nie gedacht hätte, es traf nun ein: der Gegensatz war da, Jung und Alt! Er erwuchs aus einer einfachen, naheliegenden Sache. Der Wunsch des Vaters war, der Sohn möge nun der Heimat dienen und sich an die Scholle binden. Es sei Zeit dazu, und es finde sich leicht der Weg von der Enge in die Weite. Es liege am Menschen, ihn zu finden. Der weite Mensch gehe ihn von selbst und instinktiv. Nicht der enge Kreis mache es, sondern der enge Geist, wenn ihn einer nicht finden könne. Diesen Anschauungen war nun Rudolf im Grunde nicht entgegen gewesen; aber dem Willen, der sich in ihnen aussprach. Er wollte hinaus. Zu mächtig war der Trieb noch in

bereiste die Welt. Er schrieb entzückte Berichte. Lebendig alles und anschaulich. Nicht als ein Poet, als scharfer, objektiver Beobachter. Und mit dem verborgenen Beiton, daß ihm selbst etwas dabei aufgegangen, daß sein eigener Inhalt durch die Mannigfaltigkeit des Gesehenen nicht nur Vermehrung, sondern Vertiefung erfahren hatte.

Die Berichte wurden in der Laube gelesen. Denn auch damals schon, da Rudolfs Mutter doch schon lange tot war, waren die Zusammenkünfte in der Laube an schönen Sommertagen oder in der gemütlichen Diele des Hauses Moltans einzige Verkehrsgelegenheiten mit Menschen gewesen. Damals lebte auch der alte Hausarzt, Medizinalrat Pfeifer, noch, ein einfacher, aber tiefer Mensch. Als gestritten und hin und her geredet wurde über Rudolfs Auffassungen, da sagte er kurz und treffend: „Er weiß zu erleben!"

Dem alten Justizrat, denn auch damals war er wohl schon alt zu nennen, schoß es heiß in die Schläfen. Einen Augenblick quälte es ihn, das Wort noch einmal zu hören, den Freund noch einmal drum zu fragen. Aber er verbiß es. Er hatte es ja gehört. Es war ihm warm ums Herz geworden, und mit hellen, stolzen Augen hörte er den weiteren Reden zu.

„Er weiß zu erleben!"

Sollte, konnte er mehr?! Es war ja alles. Es leben viele, erleben können nur wenige. Innerlich war der Alte sehr stolz auf seinen Sohn und darauf, daß er nun gerade in diesem Kreise bestanden hatte.

wolle mit seiner jungen Frau eine Hochzeitsreise nach Japan machen, vielleicht auch, um längere Zeit da zu verweilen.

Der Alte willigte ein. Er wußte, sein Sohn werde sich schon die richtige Frau gewählt haben. Ein Brief des Schwiegervaters lag bei und ein sehr ehrendes Schreiben des Expeditionsleiters.

Ein paar Jahre lebten dann die Neuvermählten in Japan. Hier wurde ihnen ein Töchterchen geboren — nach zwei Jahren ein Sohn, der bald starb.

Und eines Tages, Justizrat Moltan hatte schon Jahre still resigniert und den Gedanken auf ein Wiedersehen aufgegeben, kam die Nachricht, den ewig Ruhelosen, der immer nur hinausgewollt hatte in fremde Welt, habe die Sehnsucht nach der Heimat, nach dem Vaterhause gepackt. Er sei mit Frau und Kind schon unterwegs. Sie wollten in Madras noch einmal Station machen, um dem Großvater das Enkelkind zu zeigen, und dann wollten sie gegen Ende August in Deutschland sein.

Der Alte freute sich. Wie viel ihm da auf einmal zugedacht war! Sohn, Schwiegertochter, Enkelin! Eine ganze Welt! Eine fremde, junge, erneute Welt! Er wurde wie ein kleinbürgerlicher Hausvater: er durchschritt alle Zimmer, neue Anordnungen zu treffen, zu verschönern. Es sollte ihnen behagen daheim. Daheim! Hier in der Stille, hier in der Traulichkeit der Wohnung, in der Ruhe des Parks. War's nicht ihm selbst auf einmal eine neue Welt, empfand er seine eigene, lang-

Sein Enkelkind! Konnte nicht sein Sohn in ihm leben!

Er mußte stille halten. Er mußte jetzt als Ersatz nehmen, was ihm die ganze Zeit als neuer Gewinn, als Bereicherung seines Lebens erschienen war.

Er mußte es. So wollte er's tun.

In den nächsten Tagen würde er Tochter und Enkelin in die Arme schließen. Seine Freude würde ihm ein Schmerz sein. Sein Glück mußte er in seinen alten Tagen noch einmal mit einem großen Leide bezahlen.

Die Freunde saßen noch beisammen und tauschten ihre Meinungen. Diesmal traf Hebermehl das Richtige: „Unser Freund Pfeifer würde gesagt haben: das hat dir eben noch gefehlt."

Die anderen waren ein wenig verblüfft. Der Justizrat sann ein paar Minuten. Dann nahm er die Hand des Freundes, drückte sie und sagte: „Hast recht, Hebermehl. Die Kurzsichtigkeit soll zwar im Alter abnehmen, — — aber ... Ach ja! Ich will's aushalten!"

Dann nahm er die Uhr aus der Westentasche und blickte lange darauf. Er sagte aber nichts heute.

Es war schon Mitternacht geworden.

geschichten und Hexengeschichten aus dem alten Stadthaus, recht gruselige, die ihm sehr lieb waren, und Geschichten aus der weiten Welt, von den Russen und Türken, die der Schuster, Gott weiß wie, zusammengelesen hatte, und die dem Rudolf die allerliebsten waren.

Er saß dann auf dem Schusterschemel und starrte in die Glasglocke, spannte auch einmal den Riemen übers Knie und tat ein paar Hammerschläge, ließ sich gerne ein Gänsefettbrot schmieren, wenn er Hunger hatte, und sagte oft: er möchte am liebsten entweder ein Schuster werden und den ganzen Tag vor der Schusterkugel arbeiten oder in die weite Welt gehen, zu den Türken und Chinesen oder noch weiter.

Eine Menge Erinnerungen und Erzählungen gingen von dem Knaben um, und jedem, der die traurige Nachricht gehört hatte, fiel eine andere Anekdote, ein eigenes Begegnis ein. Die Geschichte des Hauses Moltan gliederte sich an Rudolf an und wurde bis ins einzelnste berichtet.

Die Leute erinnerten sich, wie Frau Moltan gestorben war. Da ging der Rudolf schon ein paar Jahre ins Gymnasium, war groß aufgeschossen und blaß, und als er hinter dem Leichenwagen herschritt, wurde ihm von jedem stillschweigend ein kurzes Leben prophezeit, — daß es ihm mal wie seiner Mutter gehe, wenn er in die Jahre käme. Der Keim steckte schon in ihm, die schmale Brust, die Länge, die blasse Gesichtsfarbe — er habe gewiß von der Schwindsucht der Mutter etwas geerbt, und da helfe auch das beste Leben nicht.

Und dann war der Rudolf ein Mann geworden. Und dann war er in die weite Welt gegangen. Sie wußten's noch, wie ernst der Vater neben ihm im Wagen gesessen hatte und wie sie ihm alle Abschied gewinkt hatten. Und wie er ihnen allen zugewinkt hatte, mit dem großen schwarzen Schlapphut, den er damals trug, freundlich lächelnd.

Am Abend vorher hatte er noch einmal den Schuster Quendel besucht, der nun ein altes, mürbes Männchen geworden war.

„Meister Quendel," hab er zu ihm gesagt, „jetzt geht's wahrhaftig zu den Türken und Chinesen, in alle Meere geht's — jetzt brauch ich nicht mehr in Eure Schusterkugel zu starren und Euch zuzuhören. Wenn ich wiederkomme, dann erzähl i ch."

Dem Alten war dabei beinahe die Pfeife aus dem Munde gefallen vor Rührung und Freud, vielleicht auch aus halber Angst, er hab da etwas mitverschuldet, was er gar nicht gewollt habe.

Muscheln und Seetiere bring er ihm mit, versprach ihm der Rudolf, und wenn er bei den Chinesen eine ordentliche Schusterkneipe fände, sollt er die auch haben.

So hatte er gescherzt damals.

Ja, ja, nun war der alte Quendel längst tot, und seine Frau wartete im Spital auf ihr letztes Stündchen, — aber der Rudolf war nicht wiedergekommen. Nun kam er nicht mehr. Nun war er auch tot. Nun war er hinabgesenkt ins tiefe Meer. Alle trauerten

ihm. Er sagte dies dem Vater. Und diesen Trieb zu unterdrücken, sei Sünde. Sünde sei alles, was der Mensch gegen sich, in sich unterdrücke. Er werde nicht Mensch dabei. Um die Menschwerdung handle sich's aber im Menschen, wenn es sich ums Leben handle, und deshalb sei's mit dem Leben so schlecht bestellt, weil so viele in ihm wirkten, die sich an dieser Menschwerdung vorbei gedrückt hätten oder nie die Berufung gehabt hätten, dazu zu kommen. Von da aus spitzten sich die Gegensätze der Anschauung und Lebensgrundsätze zu.

Wieder war Justizrat Moltan nicht eng und klein gewesen — er gab nach und ließ den Sohn ziehen. Mancher werde vom Schicksal gefordert, mancher fordere es selbst — man könne nie wissen, zu welchen man gehöre, sagte er sich. Aber das Schicksal sei dem Menschen notwendig. Und der es wert sei, den wisse es schon zu finden. Vielleicht gehe er jetzt auf die Suche darnach, sagte er seinem Sohne. Aber er möge gehen — denn in jedem Menschen müsse sich erfüllen, was ihm gesungen sei. Er möge sich dessen wert erweisen. Und es möge ihm Werte geben.

Damit nahm er Abschied. Eine Wunde trug er in der Seele, aber keinen Schmerz.

Ihm selbst müsse ja auch etwas beschieden sein in dem Sohne, eine Erfüllung oder eine Enttäuschung — und zu beidem sei auch er gefordert. Das war sein Trost.

Rudolf ward zunächst Schiffsarzt beim Lloyd. Er

bereiste die Welt. Er schrieb entzückte Berichte. Lebendig alles und anschaulich. Nicht als ein Poet, als scharfer, objektiver Beobachter. Und mit dem verborgenen Beiton, daß ihm selbst etwas dabei aufgegangen, daß sein eigener Inhalt durch die Mannigfaltigkeit des Gesehenen nicht nur Vermehrung, sondern Vertiefung erfahren hatte.

Die Berichte wurden in der Laube gelesen. Denn auch damals schon, da Rudolfs Mutter doch schon lange tot war, waren die Zusammenkünfte in der Laube an schönen Sommertagen oder in der gemütlichen Diele des Hauses Moltans einzige Verkehrsgelegenheiten mit Menschen gewesen. Damals lebte auch der alte Hausarzt, Medizinalrat Pfeifer, noch, ein einfacher, aber tiefer Mensch. Als gestritten und hin und her geredet wurde über Rudolfs Auffassungen, da sagte er kurz und treffend: „Er weiß zu erleben!"

Dem alten Justizrat, denn auch damals war er wohl schon alt zu nennen, schoß es heiß in die Schläfen. Einen Augenblick quälte es ihn, das Wort noch einmal zu hören, den Freund noch einmal drum zu fragen. Aber er verbiß es. Er hatte es ja gehört. Es war ihm warm ums Herz geworden, und mit hellen, stolzen Augen hörte er den weiteren Reden zu.

„Er weiß zu erleben!"

Sollte, konnte er mehr?! Es war ja alles. Es leben viele, erleben können nur wenige. Innerlich war der Alte sehr stolz auf seinen Sohn und darauf, daß er nun gerade in diesem Kreise bestanden hatte.

Den Lloyd verließ Rudolf, um sich einer ärztlichen Expedition zur Erforschung der Pest in Indien anzuschließen. Seine Berichte waren nun sehr spärlich geworden. Die Resultate sollten nicht vereinzelt und voreilig in der Welt verzettelt werden, eine gründliche Zusammenfassung erst sollte Rechenschaft davon geben, und zukünftige Maßnahmen sollten nicht aus der Meinung eines einzelnen hergeleitet, sondern durch die gewissenhaften Beratungen der beteiligten Gelehrten festgestellt werden. „Abseits vom Beruflichen" bezeichneten die Freunde den Inhalt der Briefe.

Und dann kam lange, lange keine Kunde. Man hörte, daß die Expedition daran sei, ihre Forschungen abzuschließen. Man warte noch die Genesung des einen Arztes ab, der an Malaria bedenklich erkrankt gewesen sei und nun in Madras der Wiederherstellung seiner Gesundheit entgegensehe.

Dr. Rudolf Moltan war dieser Arzt. Sein Name war nicht genannt, aber der raschere Herzschlag aller vom Freundeskreise des Vaters verriet's deutlich genug, daß er's sein müsse. Sie fühlten's alle gleich und gleich stark.

Dann kam endlich ein Brief von ihm. Er sei genesen. Er verdanke ein gut Teil seiner raschen Genesung der liebevollen Pflege der Tochter des englischen Gouverneurs. Er liebte sie, und er habe sich von ihrem Vater bereits das Jawort zu ihrer Vereinigung erbeten. Er bitte auch seinen Vater um das seinige. Dann sollte bald die Hochzeit sein, und er

wolle mit seiner jungen Frau eine Hochzeitsreise nach Japan machen, vielleicht auch, um längere Zeit da zu verweilen.

Der Alte willigte ein. Er wußte, sein Sohn werde sich schon die richtige Frau gewählt haben. Ein Brief des Schwiegervaters lag bei und ein sehr ehrendes Schreiben des Expeditionsleiters.

Ein paar Jahre lebten dann die Neuvermählten in Japan. Hier wurde ihnen ein Töchterchen geboren — nach zwei Jahren ein Sohn, der bald starb.

Und eines Tages, Justizrat Moltan hatte schon Jahre still resigniert und den Gedanken auf ein Wiedersehen aufgegeben, kam die Nachricht, den ewig Ruhelosen, der immer nur hinausgewollt hatte in fremde Welt, habe die Sehnsucht nach der Heimat, nach dem Vaterhause gepackt. Er sei mit Frau und Kind schon unterwegs. Sie wollten in Madras noch einmal Station machen, um dem Großvater das Enkelkind zu zeigen, und dann wollten sie gegen Ende August in Deutschland sein.

Der Alte freute sich. Wie viel ihm da auf einmal zugedacht war! Sohn, Schwiegertochter, Enkelin! Eine ganze Welt! Eine fremde, junge, erneute Welt! Er wurde wie ein kleinbürgerlicher Hausvater: er durchschritt alle Zimmer, neue Anordnungen zu treffen, zu verschönern. Es sollte ihnen behagen daheim. Daheim! Hier in der Stille, hier in der Traulichkeit der Wohnung, in der Ruhe des Parks. War's nicht ihm selbst auf einmal eine neue Welt, empfand er seine eigene, lang-

gewohnte Umgebung nicht neu auf einmal? War's nicht neues Leben in ihm, neues Leben um ihn? Jugend!

Die letzten Nachrichten datierten nun schon ziemlich weit zurück. Sie waren gewiß unterwegs. Eines Tages würden sie ihre Ankunft melden.

In solcher Aufgeregtheit und Unruhe war der Alte sein Lebtag noch nicht gewesen.

Und nun dieses Ende! Dieser Schlag — mußte er nicht vernichten? Gänzlich vernichten nach so viel Sehnen und Freuen und Erfülltsehen!

Die Depesche kam von London.

Sein Sohn war tot. Die Malaria hatte ihn hingerafft. Das weite Meer, das seine Sehnsucht gewesen war, hatte ihn aufgenommen. Er war unterwegs verstorben, ganz plötzlich, auf der Fahrt durchs Rote Meer.

Er würde ihn nie wieder sehen. Nie wieder! Seinen einzigen Sohn.

Er stand vor seinem Bilde, das ihn als Knaben darstellte, ein Ölgemälde, das über dem Schreibtisch hing.

„Eine tote Hoffnung", sagte der Vater. „Ein Gehalt meines Lebens verstreut, verschüttet. So gibt das Leben nur — um zu nehmen."

Sein Schmerz war groß. Aber er trug ihn still und stark.

Nun käme sie allein, die fremde Tochter, sein Enkelkind.

Sein Enkelkind! Konnte nicht sein Sohn in ihm leben!

Er mußte stille halten. Er mußte jetzt als Ersatz nehmen, was ihm die ganze Zeit als neuer Gewinn, als Bereicherung seines Lebens erschienen war.

Er mußte es. So wollte er's tun.

In den nächsten Tagen würde er Tochter und Enkelin in die Arme schließen. Seine Freude würde ihm ein Schmerz sein. Sein Glück mußte er in seinen alten Tagen noch einmal mit einem großen Leide bezahlen.

Die Freunde saßen noch beisammen und tauschten ihre Meinungen. Diesmal traf Hebermehl das Richtige: „Unser Freund Pfeifer würde gesagt haben: das hat dir eben noch gefehlt."

Die anderen waren ein wenig verblüfft. Der Justizrat sann ein paar Minuten. Dann nahm er die Hand des Freundes, drückte sie und sagte: „Hast recht, Hebermehl. Die Kurzsichtigkeit soll zwar im Alter abnehmen, — — aber ... Ach ja! Ich will's aushalten!"

Dann nahm er die Uhr aus der Westentasche und blickte lange darauf. Er sagte aber nichts heute.

Es war schon Mitternacht geworden.

2.

Es war doch in der Parkstraße bekannt geworden.

Die Bewohner erinnerten sich ja alle noch an den Rudolf. Wie er ein Knabe gewesen war, wild und gutmütig. Wie er oft droben auf der Gartenmauer gesessen hatte und den Kindern der Parkstraße und aller Gassen rundherum die Äpfel und Birnen ausgeteilt hatte und sich auch mal einen Scherz draus gemacht hatte, einen ganzen Korb voll auf einmal auf die Köpfe zu schütten. Und dann, wie er mit seinen Kameraden den Park bald zu einem Kriegslager, bald zu einem Urwald gemacht hatte, darin die Sioux und Pawnees auf dem Kriegspfade sich befanden und einen Lärm und ein Geheul machten, daß man schon gerne die Polizei geholt hätte, wären's nicht Moltans, und wär's nicht der Rudolf gewesen. Er war so vornehm immer, aber gar nicht stolz. Er grüßte alle Nachbarsleute und sprach mit jedem — und drüben beim Schuster Quendel in der Zwerggasse hatte er oft ganze Tage gesessen und hatte sich Geschichten erzählen lassen aus seiner Jugend, von seinem Vater, seiner Mutter, Räuber-

geschichten und Hexengeschichten aus dem alten Stadthaus, recht gruselige, die ihm sehr lieb waren, und Geschichten aus der weiten Welt, von den Russen und Türken, die der Schuster, Gott weiß wie, zusammengelesen hatte, und die dem Rudolf die allerliebsten waren.

Er saß dann auf dem Schusterschemel und starrte in die Glasglocke, spannte auch einmal den Riemen übers Knie und tat ein paar Hammerschläge, ließ sich gerne ein Gänsefettbrot schmieren, wenn er Hunger hatte, und sagte oft: er möchte am liebsten entweder ein Schuster werden und den ganzen Tag vor der Schusterkugel arbeiten oder in die weite Welt gehen, zu den Türken und Chinesen oder noch weiter.

Eine Menge Erinnerungen und Erzählungen gingen von dem Knaben um, und jedem, der die traurige Nachricht gehört hatte, fiel eine andere Anekdote, ein eigenes Begegnis ein. Die Geschichte des Hauses Moltan gliederte sich an Rudolf an und wurde bis ins einzelnste berichtet.

Die Leute erinnerten sich, wie Frau Moltan gestorben war. Da ging der Rudolf schon ein paar Jahre ins Gymnasium, war groß aufgeschossen und blaß, und als er hinter dem Leichenwagen herschritt, wurde ihm von jedem stillschweigend ein kurzes Leben prophezeit, — daß es ihm mal wie seiner Mutter gehe, wenn er in die Jahre käme. Der Keim steckte schon in ihm, die schmale Brust, die Länge, die blasse Gesichtsfarbe — er habe gewiß von der Schwindsucht der Mutter etwas geerbt, und da helfe auch das beste Leben nicht.

Und ein paar Jahre drauf — da hatten sie ihn durch die Parkstraße gehen sehen als schönen, feinen Herrn, die bunte Mütze auf, das farbige Band über der Brust, den ersten Schnurrbartanflug. Stolz und stattlich war er neben dem Vater hergegangen, der nun Justizrat geworden war und fast noch ernster dahinschritt, schwerer, breit, fast müde und traurig seit dem Tode seiner Frau. Der Rudolf war das Ebenbild des Vaters, nur feiner, leichter, frischer als der und netter. Von der Mutter hatte er das geerbt. Das war eine feine und zierliche Frau gewesen, viel zu fein und zierlich für's Leben.

Der Rudolf sah nun gar nicht mehr kränklich aus, kräftig war er und gesund. Nicht breit gerade, aber fest, das sah man, und zu seiner Größe passend. Niemand prophezeite ihm nunmehr ein baldiges Ende.

Und er war noch so bekannt und leger zu den Leuten wie früher geblieben. Er grüßte und dankte jedem Gruß und blieb auch mal stehen, wo er sich früher besonders angefreundet hatte.

Sie hatten ihn noch gerade so lieb in der Parkstraße wie zu seiner Knabenzeit, und sie mußten schon alle denken, ob sie später, wenn er mal Villa und Park in Besitz habe und irgendein großer Herr in der Stadtgemeinde sei, auch wohl so ehrfürchtig und scheu zu ihm sein könnten wie zu seinem Vater. Aber die ältesten Leute erinnerten daran, daß auch der alte Justizrat anders gewesen sei in seiner Jugend, und daß es gerade so bei dem Rudolf werde.

Und dann war der Rudolf ein Mann geworden. Und dann war er in die weite Welt gegangen. Sie wußten's noch, wie ernst der Vater neben ihm im Wagen gesessen hatte und wie sie ihm alle Abschied gewinkt hatten. Und wie er ihnen allen zugewinkt hatte, mit dem großen schwarzen Schlapphut, den er damals trug, freundlich lächelnd.

Am Abend vorher hatte er noch einmal den Schuster Quendel besucht, der nun ein altes, mürbes Männchen geworden war.

„Meister Quendel," hab er zu ihm gesagt, „jetzt geht's wahrhaftig zu den Türken und Chinesen, in alle Meere geht's — jetzt brauch ich nicht mehr in Eure Schusterkugel zu starren und Euch zuzuhören. Wenn ich wiederkomme, dann erzähl ich."

Dem Alten war dabei beinahe die Pfeife aus dem Munde gefallen vor Rührung und Freud, vielleicht auch aus halber Angst, er hab da etwas mitverschuldet, was er gar nicht gewollt habe.

Muscheln und Seetiere bring er ihm mit, versprach ihm der Rudolf, und wenn er bei den Chinesen eine ordentliche Schusterkneipe fände, sollt er die auch haben.

So hatte er gescherzt damals.

Ja, ja, nun war der alte Quendel längst tot, und seine Frau wartete im Spital auf ihr letztes Stündchen, — aber der Rudolf war nicht wiedergekommen. Nun kam er nicht mehr. Nun war er auch tot. Nun war er hinabgesenkt ins tiefe Meer. Alle trauerten

um ihn. Alle bedauerten den Alten, der diesen Schmerz noch erleben mußte. „Ja, wenn man hinausgeht in die Welt!" meinten ein paar Superkluge. Es sei doch halt allemal das Gescheiteste, daheim zu bleiben und sich redlich zu nähren. Und nun in dem großen Wasser begraben sein! Wenn er wenigstens sein Plätzchen in Gottes Erde gefunden hätte! Wenn's auch nicht gerade daheim gewesen wäre, es wär doch immerhin in der Erde gewesen.

Aber nun käme ja die Frau! Ob sie wohl stolz sein möchte!? Sie war doch eine ganz Fremde!

Ein paar waren der Meinung, sie müsse eine Farbige sein, schwarz oder gelb. Andere wußten das besser. Nie hätte der Rudolf eine Farbige, eine Schwarze oder Gelbe genommen. Dazu war er immer ein zu feiner Herr gewesen. O, es müsse schon eine feine Frau sein!

Und das Kind käme mit. Ein Töchterchen sei's — fünf, sechs meinten die einen — sieben, acht Jahre die anderen. Es sei ja schon eine halbe Ewigkeit, daß der Rudolf fort sei. Die Zeit fliege nur so herum.

Die Köchin hatte die Photographien gesehen. Die Mutter sei groß und schlank und sehr ernst, ganz wie der alte Justizrat. Das Töchterchen sei ganz sein Vater. Es habe seine blauen Augen, sein blondes Haar, seine Nase, nur sein Mund erinnere an die Mutter.

Es spreche Deutsch und Englisch, eines so gut wie das andere, erzählte die Köchin noch zu aller Erstaunen, und ein schönes Kind sei's, und seine Haare hingen

in langen Locken. Viel Schönes hatte die Köchin noch zu erzählen gewußt, viel Gutes von der Mutter, viel Lustiges von dem Kinde, und man hatte alles um so begieriger angehört und herausgefragt, als dies die einzige Quelle war, etwas aus dem Hause Moltan zu erfahren.

Wie denn das Kind heiße? hatten ein paar gefragt.

Gleich konnte die Köchin nicht Auskunft geben. Aber sie wollte einmal den Justizrat drum fragen. Und am Abend wußte die Parkstraße den Namen.

Ingeborg sei's getauft, Inge werd's gerufen.

Den Namen hatte noch kein Mensch gehört im ganzen Land. Die Frau Justizrat habe Lulu geheißen, das sei auch schon was „Apartes" gewesen, aber Inge sei doch „noch was Rareres". Der Name gab dem Kinde in den Augen der einfachen Parkstraßenbewohner schon gleich was Besonderes, und man war sehr neugierig, was man sehen und erleben würde, wenn Mutter und Tochter ankämen.

3.

Die rechte Seite der Parkstraße war nur bis zu der Villa des Justizrats ausgebaut. Ihr gegenüber war das freie Feld, die Aussicht auf die Berge, den Wald, das auslaufende Tal zwischen den Höhenzügen, auf deren einem dieses Stadtviertel erbaut war, während sich der andere drüben allmählich in die Ebene verflachte.

Es waren nicht große, stattliche Häuser, die in der Parkstraße standen, und es waren nicht reiche Leute, die hier wohnten. Kleine Rentner, Pensionäre in Häuschen, die ihren Bedürfnissen entsprachen, ein paar größere Mietshäuser auf Spekulation gebaut, ein Geschäftshaus dazwischen, eine Weinhandlung mit Weinstube, ein Kolonialwarengeschäft, Bäcker und Metzger und neuerdings ein größerer Schuhladen. Freilich, wer jetzt dahin bauen wollte, der mußte schon größeren Reichtum besitzen, denn die freien Plätze, die Justizrats gegenüber und um den Park der Villa Moltan lagen, wurden nur gegen hohe Summen abgegeben, und nur stattliche Herrschaftshäuser sollten hier erbaut werden dürfen.

Vorläufig zog aber das Terrain hier außerhalb der Stadt nicht, die Spekulanten versprachen sich kein Geschäft, und so war alle Aussicht, daß Park und Villa Moltan noch auf lange Jahre hinaus hier einsam liegen und den Hügel beherrschen würden, und daß die freie, schöne Aussicht noch lang erhalten bliebe.

In dem letzten Hause, Justizrats schief gegenüber, wohnte seit Jahren der pensionierte Theatergeiger Sturm.

Er hatte früher schon einmal, als Junggeselle, lange Jahre hier gewohnt. Nun war's ihm in den letzten Jahren zu einsam geworden, und er hatte sich, zum Erstaunen der Nachbarschaft, in seinen alten Tagen noch eine Frau genommen, die Besitzerin des Hauses, eine noch nicht gerade alte Witwe. Sie richteten sich gemütlich zusammen ein, vermieteten von den Zimmern im oberen Stock an Mitglieder des Theaterorchesters, mit denen der alte Sturm natürlich immer noch Fühlung hatte, — sie bepflanzten ihren Garten schön und erübrigten manches Stück Geld daraus für Obst, Gemüse, Beeren, und der alte Sturm pflegte seine Bienen, die er sich hinten in die südliche Gartenecke aufgestellt hatte, gab noch ein paar Musikstunden, und so lebten die beiden mit der kleinen Pension nicht reich, aber auch nicht dürftig.

Und eines Tages kam noch ein kleiner Bube. Dem alten Sturm nahm's ein wenig die Ruhe — aber es war doch ein ganz netter Bengel, und er wollte schon sehen, mit ihm eins und fertig zu werden.

Und wirklich, ohne viel Fährnisse durch Krankheit

wuchs der kleine Hans zwischen den Händen geradezu in die Höhe.

Anfangs, da er noch ganz klein war, fragten die Nachbarn den Vater gern ein wenig spöttisch: „Wie geht's dem Stammhalter?“ — und der alte Sturm antwortete ein wenig schämig: „Ach, na gut!“ — Aber später, da guckten sich die Nachbarn den Hans mit großen Augen an und sagten erstaunt: „'s ist doch ein Kerl geben, man hätt's ihm gar nit zugetraut.“ Der Vater aber erwiderte stolz: „Ja, er macht ein'm ordentlich Freud.“

Und als der Hans laufen konnte, wurde der Vater noch einmal ordentlich jung mit ihm, tollte in Hof und Garten mit ihm herum, neckte sich mit ihm und hielt ihn zu allen möglichen nichtsnutzigen Sachen an, so daß die Mutter oft nicht wenig raisonieren mußte, dem Alten gehörig die Meinung sagte und ihm bessere Erziehungsgrundsätze beibrachte.

Die Vettern und Basen aus der ganzen nahen und weiten Verwandtschaft guckten sich den Spätling nach und nach an und waren aufs höchste erstaunt und verwundert und prophezeiten dem Buben eine gute Zukunft.

Einige waren vom Lande, die sagten: „Man sieht's gleich — ja, halt die Stadt“ — und die aus der Stadt waren, die sagten: „Ja, hier im Freien bei euch, die gute Luft, das ist wie auf dem Lande, man sieht's gleich.“

Die Mutter aber stützte breit die Arme in die

Hüften und strahlte im ganzen Gesichte vor Glück und Freude, und ihre Backen glänzten so rot und jung wie ein Borsdorfer Apfel; der Vater aber pfiff stolz seine Lieblingsmelodie, und ward's ihm gar zu innig in der Seele, so ging er hinein, nahm seine Geige und spielte mit unzähligen Läufen und Trillern und Glissanti den „Karneval von Venedig".

Und einmal blieb der alte Justizrat am Hoftor stehen und fragte: „Nun, Meister Sturm, wie geht's dem Filius?"

So jovial fragte er das, daß der Meister Sturm gar nicht die Courage verlor und gleich die Antwort fand:

„O, Herr Justizrat, ich danke schön, er macht sich."

„Gesund ist er?"

„Ja, und aufgeweckt!"

Dabei hob der alte Sturm ein ganz klein wenig die Brust.

„Das gehört allerdings zusammen bei einem rechten Menschen, Herr Nachbar. So haltet und hütet ihn gut. Dann wird schon was aus ihm werden. Und brauchen Sie einen Rat, Herr Nachbar, oder irgendwas, der Eingang zu mir ist ja nur drei Schritte weit über die Straße. Und Obst gibt's in meinem Garten mehr als genug. — Da schickt nur den Kleinen manchmal, wenn's auch ein Leibweh absetzt."

„Danke, Herr Justizrat!"

„Und für später, ein für allemal, Herr Nachbar, hier wohn ich, und ich bin immer zu sprechen. Ich kenn

mich für manches in der Welt doch etwas besser aus als Sie, Herr Sturm, und ich bin immer gern bereit."

Währenddem kam der Kleine aus dem Garten ans Tor gelaufen. Der Justizrat betrachtete ihn aufmerksam und lächelte.

„Aber ganz der Vater — die dunklen Augen, die Stirn — und so braunes Haar haben Sie gewiß auch einmal gehabt. Wird was von der Kunst in ihm sein? Ein bißchen, denk ich, bleibt doch da gern hängen, es kommt nur darauf an, wie's dann im Menschen gepflegt wird."

Dann ging der Justizrat.

Die Mutter, die lauschend hinter dem Fenstervorhang gestanden hatte, kam gleich darnach aus dem Hause gestürzt, erfragte jedes Wort, konnte kein Ende finden vor Glück und Stolz, ließ sich alles noch einmal wiederholen, fragte wieder und wollte genauer wissen und hätschelte und tätschelte ihren Hans.

Vater Sturms Stolz war ja auch ein wenig gewachsen, aber er verstieg sich nicht so wie bei der Mutter.

Als diese am Abend im Spezereiladen ihre Einkäufe machte, da erzählte sie gewichtig: „Ja, die vornehmen Leute, die wirklich vornehmen Leute, das sind doch die allergemütlichsten. Wie freundlich der Justizrat war, — und „Herr Nachbar" hat er zu meinem Mann gesagt! Und wir sind doch lange nicht, was der Justizrat ist! Aber „Herr Nachbar" hat er freundlich gesagt. Und nach mir hat er gefragt und nach

dem Kleinen. Na ja, wir sind ja rechtschaffene, ehrliche Leute, aber was der Justizrat ist, sind wir doch nicht. Und dann will er für unseren Hans sorgen! Er müßt was Großes werden in der Welt, was Rechtes und Großes, hat er gesagt. Er müßt ja die Anlagen dazu haben. Na ja, 's ist ja auch — die Kunst vom Vater, hat er gesagt. Und ich hab auch mein Lebtag singen können. Wie eine Lerche, sagten die Leute, wenn ich in der Kirche als Schulmädchen auf der Orgel sang. Der Hans ist ja jetzt noch nicht ganz vier Jahre. Man kann noch nichts sagen. Aber aufgeweckt und gesund — das müßt beisammen sein, hat der Justizrat gesagt. — Ich hab meinem Mann gesagt, wir wollen ihn hüten, daß er was Großes wird. Und dann wollen wir den Justizrat um Rat fragen. Es ist doch immer — die vornehmsten Leute sind doch die gemütlichsten."

Von der Zeit an fühlte sich Frau Sturm dem Justizrat sehr nahe und kaum geringer. Sie grüßte ihn mit einem noch größeren Respekt als früher allerdings — aber sie dachte doch manchmal, wenn ihr Hans groß wäre, so wie der Rudolf Moltan, da er auf der Universität war, und dann durch die Parkstraße gehe, dann müßten die Leute die Fenster aufsperren und ihm nachsehen und müßten sagen: er ist doch so ein feiner und vornehmer Herr, wie einmal der Rudolf Moltan einer war, da er noch die bunte Mütze trug und die Farben über der Brust. — Und so eine bunte Mütze, am liebsten eine rote, müsse ihr Hans

auch einmal haben und gelbe Handschuhe und einen Anzug vom ersten Schneider in der Stadt.

Der alte Sturm sagte zu solchen Sachen: Faxen! Dann warf ihm seine Frau vor, er könne sich nicht in die Zukunft denken, er habe sich sein Lebtag in lauter so fremde Sachen denken müssen, in die „Aida“, in die „Weiße Dame“, in den „Don Juan“ und die „Zauberflöte“, da habe er Welt und Zukunft anzusehen vergessen gelernt. Und wenn sie mit dem Justizrat zu reden gehabt hätte, hätt sie anders geredet und hätt ihm viel Schönes von dem Hans gesagt, und was er für ein tüchtiger, aufgeweckter Bub wäre!

Ordentlich ereifern konnte sie sich bei solchen Gelegenheiten und sich in alles mögliche verlieren.

Der alte Sturm aber ging dann hinaus zu seinen Bienen, hantierte an den Blumenstöcken, hackte die Beete ein wenig auf und rechte die Wege aus und war bald sehr abgedämpft in seinem Stolz und seiner Zukunftsgewißheit; er pfiff seinen Lieblingswalzer aus dem „Faust“ vor sich hin und dachte: abwarten!

Und wenn er vor seinem Bienenstand saß und hinüber sah ins Tal, und sah die Bienen eifrig Honig einsammeln, dann fiel's ihm wieder ein: abwarten.

Es wurde nichts auf einmal, es wurde alles nach und nach. Und was wurde, mußte man nehmen, und wie's wurde. Da läßt sich nichts künstlich in die Höhe treiben. Da heißt's nur: treu acht haben und warten und pflegen und keinen edlen Trieb abschneiden.

Wenn die Bienen einen schlechten Sommer haben,

haben sie schlechten Honig — es hängt alles in der Welt zusammen und voneinander ab. Und wenn man auf einer alten Schachtel das Ständchen aus dem Don Juan spielen soll, klingt's auch nicht wie auf einem Stradivari. Also! Der Hans sollte wachsen und gesund bleiben. Was helfe da alles Geschwätz!

Und so ließ es der Vater Sturm geschehen und ließ sich nicht irremachen und sah zu, wie sein Sohn die Jahre hindurch wuchs und sich entwickelte — und hatte immer die sorgenden, helfenden Hände bereit — und griff in nichts vor.

Das blieb so durch die ganze Jugend des kleinen Hans Sturm.

4.

Der kleine Hans Sturm hatte eines Tages, er war kaum sieben Jahre, seinen Vater um eine Geige gebeten. Er wollte spielen lernen. Das Christkind brachte ihm eine, und nach Neujahr fingen die Stunden an.

Der kleine Hans Sturm strich nun also die Geige. Es kratzte ja noch jämmerlich, wenn er spielte. Und wenn er übte, machte sich der Vater in der hintersten Gartenecke zu schaffen. Das konnt er nicht anhören. Freilich, der Hans konnt jetzt noch kein Paganini sein. Aber die ersten Übungen auf der Geige sind kein Ohrenschmaus. Talent hatte er aber. Das hatte der Alte bald heraus. Und er gab sich gerne doppelte Mühe mit ihm. Er sah denn auch nach einiger Zeit, daß es vorwärts ging.

Wozu der Hans das Violinspielen lerne? Ob er auch mal Musiker werden sollte? Die Leute fragten's, die den Hans spielen hörten.

„Gott, wozu lernt er's!" sagte der Vater fast geniert. Er will's gern, und dann trägt man an

nichts schwer; 's ist ein arm und anstrengend Geschäft, Musiker, und 's gibt viele heute. Wenn einer nicht was ganz Großes ist, ist's nichts. Aber der Hans will's halt lernen — also. Mir macht's Freud!"

„Na ja!" Die Leute waren's zufrieden. Sie taten so, als hätten sie's besonders zu sein, als ginge es ohne ihr Ja und Amen nicht. Er mocht's tun. —

Hinten im Hofe, rechts vom Garteneingang, stand ein Kirschbaum. Er mochte schon da gestanden haben, ehe das Häuschen gebaut worden war. In der Krone dieses Kirschbaums hatte sich der kleine Hans Sturm einen Sitz angebracht, ein Brett, das er in einer Astgabel befestigt hatte. Da saß er gern. Er schaukelte ein wenig die Äste und war dann vergnügt wie die Sperlinge und Stare, die die Kirschen stahlen, wenn der Hans nicht da war. Hier guckte er in die weite Landschaft, da über's Mühltal hin, über die Ebene und den dunklen Tannenwald, bis weit hinüber, wo der Rhein in der Sonne blinkte — da sann er nach, was dahinter liegen könnte, Städte mit hohen Türmen und großen, tiefen Glocken und reichen schönen Gassen, und auf dem Berge ein Schloß mit einer Brücke und einem tiefen Graben ringsum, wie er's auf einem Ausflug mit dem Vater einmal gesehen hatte, wie der Grafenstein drüben vielleicht, die Mauern vielleicht auch so zerfallen, Gestrüpp im Hofe und alte Bäume. Und manchmal war ihm, er sähe die Schiffe drüben auf dem Rheine ziehen — und war doch so weit, daß das gar nicht zu sehen war — große Dampfer, gebaut wie die im Spielwarenladen,

große Segelboote, wie er ein kleines hatte, das in der Bütte schwamm, — und still glitten sie den Fluß hin, und die Menschen ständen am Ufer und sähen ihnen zu und winkten ihnen und seien traurig, daß die schönen Schiffe immer weiter zögen.

Den ganzen lieben Nachmittag, wenn die Schulaufgaben gemacht waren, saß der Hans da im Kirschbaum und träumte von der weiten Welt.

Und da er das erste Stücklein auswendig spielen konnte, stieg er mit der Violine hinauf auf seinen Sitz und spielte es, und spielte es immer wieder, und dachte an die Städte und Türme und an den Rhein und die Schiffe, und wie sie in die weite Welt zögen, immer weiter, und wie die Leute am Ufer ständen und ihnen nachsähen und traurig wären, daß die schönen Schiffe immer weiter zögen.

Und wie er so sann und sein Stücklein spielte, kam ihm etwas hinein, das nicht dazu passen wollte, mal eine andere Betonung, mal gar ein anderer Ton, mal eine andere Figur, so daß der Vater von seiner Beschäftigung aufhorchte — und als es ihm zu bunt wurde, ernsthaft dem kleinen Geigermann zurief, doch nicht das ganze Stück zu verderben. Dem Hans hatt's nun aber mal Spaß gemacht, und er spielte weiter und zwängte immer wieder was Fremdes zwischen die Melodie, daß sie ganz anders wurde.

„Hans, nun hörst du mir aber auf!" schalt der Vater.

Es war so bös gesagt, da mußt er's eben lassen.

Aber heimlich fiel er doch wieder in seine Unart,

und er meinte, es gelinge ihm nirgends schöner als in dem Kirschbaum oben.

Ja, der Vater mußt's selbst sagen, da der Hans nun so Jahr um Jahr größere Fortschritte machte und mehr technische Fertigkeit bekam, was alles ziemlich rasch bei ihm ging, da spielte er manchmal Sachen da oben, von denen der Vater selbst nicht sagen konnte, ob sie etwas wären oder nichts wären. Heimlich hatte er aber seine Freude dran, und er dachte, es wäre wohl etwas; wenigstens hätt e r in seiner Jugend nie so etwas fertig gebracht, nie wäre ihm so etwas eingefallen, und er habe doch auch Talent gehabt.

Die ganze Nachbarschaft war auf den kleinen Hans Sturm nun aufmerksam geworden. Die Leute sahen ihn mit halbem Neid als ein Wunderkind an. Die Jugend aber, für die er zu still war und zu sehr abseits ging, die mochte ihn ganz und gar nicht leiden und stieß ihn von sich. Manchmal litt er darunter, dann aber wieder raffte er sich auf und verachtete die Buben, die ihn verachten wollten.

Die Mutter war auch weiterhin eifrig bestrebt, des Sohnes Ruhm zu verbreiten. Sie schwatzte gern über ihn bei den Frauen, und im Metzger-, Bäcker- und Spezereiladen blieb sie noch stehen, wenn sie lange bedient war, und erzählte tausenderlei von ihrem Sohne und tausendmal dasselbe.

Der arme Hans mußte es dann wieder leiden. Die Buben riefen's ihm auf der Straße zu, was die Mutter von ihm erzählt hatte, und spotteten ihn darum aus.

Und immer einsamer wurde er, und immer mehr abseits hielt er sich. Manchmal war ihm so schwer ums Herz, daß er hätte weinen mögen. Aber wenn er seine Violine hatte — und wenn er auch nicht gerade auf seinem Kirschbaum saß — da fiel's ihm ein, was er so weh empfunden hatte, was ihm die Buben wieder angetan hatten, und wie er allein gehen mußte ohne Schützer und Freund — und er spielte nun nicht mehr bloß in den Träumen von der fernen Stadt und ihren Türmen, vom Rhein und den ziehenden Schiffen, von der weiten, fernen Welt — er spielte nun auch von sich. Und das konnte er jetzt, ohne die Stücke zu verderben. Er fühlte sein Leid und was er an Falschem und Frechem hatte erdulden müssen aus der fremden Melodie, und wenn er einmal recht mutig gewesen war und hatte sich die Buben vom Hals gehalten, dann fühlte er auch seinen Mut und Stolz und seine Freude daraus. Der Vater hörte ihm dann erstaunt zu. Und wenn er selbst mit ihm spielte und Hans so recht „ins Gefühlvolle" kam, dann setzte er die Geige ab und lauschte. Er begriff das nicht. Und wenn er mal mehr erstaunt als ungehalten über die andere Art sagte: „Hans!" — da war's, als ob der Knabe aus einem fernen Traum aufwachte, und mit erschreckten Augen sah er um sich.

Einmal gab sich auch eine Gelegenheit, daß der Justizrat auf den jungen Künstler aufmerksam wurde. Als Hans an einem schönen Sommerabend oben in seinem Kirschbaum all seine Melodien ins Abendrot

spielte, ging der Justizrat im Park drüben die Wege auf und ab. Er hörte das Spiel und lauschte. Er trat sogar an das Gartentor und stand da lange und lauschte.

Und als das Spiel aufhörte und dem Buben nichts mehr einfiel, da sagte der Alte am Tore: „Bravo, kleiner Mann! War schön, war gut!"

Der Hans erschrak. Er hatte versonnen der Sonne zugesehen, die hinter dem dunklen Walde in der Ebene eben versank. Die Stimme des Justizrats hatte ihn aufgeschreckt. Er sah sich um, aber der Alte war nun schon weggegangen. Dem Kleinen klopfte das Herz.

Gleich darauf kam ein Diener von drüben. „Der Herr Justizrat lasse Herrn Sturm morgen früh um zehn Uhr höflichst zu sich bitten!"

Frau Sturm schlug hinten in der Stube heimlich die Hände überm Kopf zusammen. Vor Erstaunen, Zweifel, Freude und Angst wußte sie kein Wort zu sagen.

Dem Vater Sturm war auch der Schreck in die Glieder gefahren, aber er faßte sich rasch, ließ seinen ergebensten Diener vermelden, es sei ihm eine große Ehre, und er werde sich pünktlichst einstellen.

Es wußte ja kein Mensch, was der Justizrat vorhatte. Nur Hans ahnte, daß er die Veranlassung sein müsse. Aber er sagte nichts, ging hinauf zu dem Flötisten, der das hintere Zimmer innehatte und ließ sich den Inhalt erzählen von „Lohengrin", der für den Sonntag im Theater angekündigt war.

5.

Der alte Sturm bürstete schon früh morgens um acht Uhr an seinem schwarzen Gehrock, suchte das schönste von seinen Hemden aus, den hellsten Kragen, die schwarze Krawatte und seinen neuen Hut, besah sich die Stiefel, ob sie blank genug wären, und ließ sich durch den Kopf gehen, wie er beim alten Justizrat anklopfen, wie er eintreten, wie er sich verbeugen, sich vor ihm halten, ihm antworten wollte.

Er wollte ihm schon imponieren.

„Hast du keine Angst?“ fragte Frau Sturm.

„Angst? Was fällt dir ein?“ sagte Vater Sturm von oben herab. „Ich bin nun alt und grau und hab in jüngeren Jahren verkehren können, werd ich's doch auch heute können! Und ich habe mit Grafen, Baronen und Fürsten verkehrt — ich werd's doch heut noch mit dem Justizrat können!“

Frau Sturm schwieg und sah respektvoll zu ihrem Manne auf.

„Na ja,“ sagte der nach einer Weile — „stolz und vornehm ist ja der Justizrat. Man muß sich schon vor

ihm zusammennehmen — er hat so ne Art — weißt du — 's ist alles so fest und hart wie Eichenholz. Da geht kein Nagel ein. Das steht, da rührt und regt sich nichts, das wankt und weicht nicht. — Und dann ist's ja auch das — was mag er nur wollen! Das macht mich unruhig. Er wird doch nicht etwa unser Häuschen kaufen wollen! Was macht ich denn dann mit meinen Bienen! — Na — Kopf hoch! Irgendwas ist's halt!"

Er hantierte unruhig und ohne rechtes Ziel an diesem und jenem herum, ergriff mal das, legte es wieder hin, blätterte mal in den Noten auf der Fensterbank, pfiff mal ein paar Takte und ging wieder ein paar Schritte auf und ab. Dann fing er wieder an:

„Aber nun ist's Zeit, ich werd mich fertig machen müssen — 's ist schon neun durch. Um zehn soll ich drüben sein. Pünktlichkeit ist Höflichkeit — sagte immer der Oberregisseur Walther, sparen sich die Herrschaften doch die Strafen! Gott, war das damals all anders! Was wär mir damals drüber eingefallen, zum Justizrat zu müssen; ich war den feinen Verkehr gewöhnt, und den schwarzen Gehrock und die Glacéhandschuhe trug ich den ganzen Tag. Hast du denn meine bei der Hand? Herrgott, die Handschuhe fehlen mir ja wahrhaftig noch! Und sind sie denn noch passabel?"

Frau Sturm suchte die Handschuhe herbei, und Vater Sturm kleidete sich zum Besuch an. Punkt halb zehn war er fertig, Bart und Haare fein gekämmt, den Hut richtig in der Stirne. Noch einmal vor den Spiegel, noch einmal auf die Uhr gesehen, noch einmal von

der Frau gemustert von Kopf bis zu den Schuhen, hinten und vorn — noch rasch einen Schluck Wein, ein paarmal in der Stube hin und her — so, nun hatte er sich gehörig beisammen und hatte die nötige Ruhe.

„Mach's gut, Mann!" ermahnte ihn die Frau noch einmal.

„Ja, ja, ich mach's schon."

Die Frau schob ihn zur Türe hinaus.

„Fort, fort, 's ist Zeit."

Dann sah sie ihm nach, wie er über die Straße ging, am Parktor die Schelle zog, wie sich das Tor öffnete, und wie er dann eintrat und dem Hause zuschritt. Das Wasser lief ihr im Munde zusammen, ob er's auch gut machen würde! Sie war ordentlich aufgeregt und hatte nirgends Ruhe.

Herr Sturm schritt derweilen drüben die Treppe hinauf in den ersten Stock, wo das Arbeitszimmer des Justizrats lag.

Es war eine breite Treppe mit einem hohen, braunen Geländer mit schweren, großen Formen — Säulen und Drachenköpfen, alt und dunkel. Man wagte nicht mit der Hand daran zu rühren. Wie in einem alten Schlosse ging man, und wie aus alter, versunkener Zeit wehte einem ein Hauch entgegen, und man fühlte sich fremd und klein. Man wagte kaum zu atmen — man mochte sich beinahe fürchten.

Herr Sturm ging mitten, wo der Teppich lag. Er ging auf den Spitzen. Plötzlich fiel ihm ein, daß er seinen Tritt nicht höre. Er trat ganz auf. Aber es

blieb das gleiche. Ein weiches Geräusch. Und ebenso der Tritt des Dieners hinter ihm. Ein weiches Geräusch — als ob eine Eule durch den Raum flöge.

Vater Sturm hüstelte einmal. Er wollte sich hören.

Da waren sie oben.

Der Diener wollte schon die Türe öffnen.

Herr Sturm hielt ihn noch zurück.

„Man wird halt alt," flüsterte er. Und er rieb sich mit dem Taschentuch den Schweiß von der Stirne.

Der Diener öffnete.

Der Justizrat saß in einem hochlehnigen Sessel und las in einem Buch. Von links fiel das Licht des Fensters auf ihn und hob scharf sein Gesicht von dem braunen Leder des Sessels ab. Aber sofort stand er auf und ging dem Besucher entgegen.

„Ah, schön, Herr Sturm!" sagte er freundlich und hielt ihm die Hand hin.

Herr Sturm legte zaghaft seine Rechte in die dargebotene, aber es fiel ihm kein ärmstes Wörtchen ein. Gar nichts wußte er zu sagen. Ja, er war so verwirrt, daß er nichts von all dem sah, was in dem Zimmer war, nur den Schreibtisch, den Justizrat und den Sessel. Aber die standen alle drei so schwer und ernst da, daß er denken mußte, er stehe vor seinen Richtern.

So irr ging's ihm noch nie im Kopfe wie heute.

Der Justizrat rückte ihm einen niedrigen Sessel hin.

Herr Sturm machte eine tiefe Verbeugung. Es fiel ihm noch kein Wörtchen ein.

Und nun saß er tief in dem niederen Sessel drin, und hoch vor ihm, wie auf einem Thron, der Justizrat.

Ein klein wenig ließ er die Blicke umhergehen, mehr aus Verlegenheit als aus Neugierde. Er sah auf dem Schreibtisch die aufgeschlagenen Bücher, an der Wand das Ölbild des Sohnes und weiterhin rings die Bücherregale, fast lauter schwarze, große Bände darin — nur in der Abteilung rechts von sich eine Menge kleinerer Werke in bunten Tönen. Aber weiter gleich wieder schwere, alte Folianten in Schweinsleder.

Ihm schien, es war alles schwer im Zimmer, breit, mächtig, wuchtig. Wie der Justizrat — aus Eichenholz! Es erdrückte ihn, es machte ihn so arm und klein und gering. Wie ein Bettler kam er sich vor, wie ein Knabe.

Und dann sprach der Justizrat, so freundlich und gütig, nicht rasch, nicht sehr laut, immer im gleichen, gemessenen Ton, aber fest und bestimmt.

„Ich hab dem kleinen Hans gestern zugehört, wie er auf dem Kirschbaum Violine gespielt hat. Da will etwas wachsen, das hab ich gemerkt, und da muß man fördern und helfen. Darum hab ich Sie kommen lassen, lieber Herr Nachbar. Für den Buben muß etwas getan werden, etwas Rechtes, es wäre schade, wenn man den auf falsche Wege brächte oder verkümmern ließe. Was haben Sie denn vor mit ihm?“

Ja, das wußte der Vater Sturm selbst nicht. Und nun eben gar nicht, da ihn der Justizrat mit seinen dunklen Augen so groß und tief ansah.

Er wiegte ein wenig den Kopf und rieb die Hände auf dem Knie.

„Ja — Herr Justizrat — hm — — ja — —"

„Sie haben sich's noch nicht überlegt. Ja, es ist ja auch noch Zeit. Aber je früher man etwas anfängt, um so besser ist's. Es ist gar leicht etwas vom Leben verloren. Und gerade hier, scheint mir's, ist's besonders notwendig, früh zu beginnen. Der hat Talent, der kleine Kerl. Sie können ihn ja in der Musik ziemlich weit bringen — —" Vater Sturm nickt mit stolzem Lächeln — — „also seien Sie da mal gehörig dahinter. Es wird schon etwas aus ihm werden. Und dann muß er in eine höhere Schule. Er ist jetzt gerade im rechten Alter, noch nicht ganz zehn — also. Schicken Sie ihn aufs Gymnasium! Wie lernte er denn bis jetzt in der Volksschule?"

„Gut, Herr Justizrat."

„Na also. Melden Sie ihn gleich heute an, ich werde Weiteres veranlassen."

Der Nachbar Sturm rieb sich wieder verlegen das Knie.

Der Justizrat verstand ihn.

„Es ist da ein Vermächtnis am Gymnasium, von einem Vorfahr meiner Familie. Ich werde sorgen, daß ihrem Hans dies Stipendium zugewiesen wird. Da machen Sie sich also kein Kopfweh, Herr Sturm. Ich denke, so ist eine gute Grundlage gelegt, und es mag einmal wachsen, was will, es kann wachsen. Man wird ja sehen, welche Neigungen die stärksten sind bei

dem Jungen. Jedenfalls muß für ihn gesorgt werden. Es geschieht für geringere und sogar ganz unbedeutende Knaben. Nach einer Seite ist da aber schon ein deutliches Mehr zu erkennen. Da wär's doch schade."

„Danke, Herr Justizrat!"

Dem Vater Sturm war's ordentlich leicht geworden, da er das gesprochen hatte.

„Und seien Sie in der Musik tüchtig dahinter. Ein so schönes Talent darf man nicht zugrunde gehen lassen. Ich werde mich manchmal in der Schule erkundigen. Und wie ich schon gesagt habe, es sind ja nur ein paar Schritte zu mir herüber. Sie können immer kommen, und ohne Umstände, so oft Sie etwas haben, was Sie nicht gerne allein entscheiden möchten. Es gibt doch eine Menge solcher Dinge, besonders wenn's die Zukunft eines jungen Menschen gilt?"

Der alte Sturm verbeugte sich sehr tief.

Er war aufgestanden und hatte eigentlich die Absicht, ein paar schöne Worte zu sagen. Aber diesmal blieb ihm auch das „Danke" in der Kehle stecken.

Der Justizrat hielt ihm die Hand hin:

„Und nun machen Sie's gut! Melden Sie den Buben gleich heute an, und dann soll er sich eben tüchtig auf die Hosen setzen, denn dann liegt's an ihm. Das Beste muß der Mensch immer selbst tun. Adieu!"

Der Vater Sturm ging heim. Andachtsvoll schritt er die breite Treppe hinab — vorsichtig ließ er die schwere Haustüre zugehen, und langsam und schwer überschritt er die Stufen der Freitreppe.

Er trug etwas Wichtiges in sich, er trug etwas Wichtiges aus diesem Hause fort.

Plötzlich ward's leicht in ihm. Er dachte an seinen Hans. Das war wie Gesang und Jubel. Er ging, als schwebe er.

Herrgott! Sein Hans! Sein Hans!

Und wie freundlich und gütig der Justizrat war! Alles wegen seinem Hans! O, stolz durfte er sein, stolz!

Frau Sturm erwartete ihren Mann mit Zittern. Er erzählte sehr kurz, aber freudig. Seine Frau jubelte.

Ja, ihr Hans!

Vater Sturm blieb gleich in seinem Staat. Das heißt, den Rock legte er ab und aß in Hemdärmeln.

Zwischen zwei und drei Uhr führte er seinen Sohn dem Gymnasialdirektor zu, richtete feierlichst eine Empfehlung vom Herrn Justizrat Moltan aus, und der kleine Hans Sturm war von Stund an wohlangesehener Gymnasiast.

Er trug nun die grüne Mütze und ward beneidet von der ganzen Parkstraße. Aber im Gymnasium konnte er unbehelligt mit seinen Mitschülern verkehren. Da wurde er nicht beneidet und verspottet. Dabei atmete er doch ein wenig auf, und er wurde nicht nur äußerlich, sondern ganz und gar innerlich froher und freier, wenn er auch die Erinnerung an die Jahre des Verstoßenseins deutlich genug wach behielt.

Frau Sturm hielt nun jedem, der das hören wollte oder auch nicht hören wollte, eine noch längere Rede von ihrem Hans, wie gescheit und fleißig und geschickt er sei, wie gern ihn der Justizrat habe, und wie der

Justizrat seinen Vater geehrt habe und zu sich bestellt habe und ihm gesagt habe, daß sein Sohn was Großes werden müsse, und wie er ihn eingeladen habe, immer zu ihm zu kommen, und selbst für ihn sorgen wolle, daß nichts versäumt werde und der Hans hoch hinauf käme, in der Schule und in der Musik. Da sorge aber sein Vater schon, in der Musik, und in der Schule müsse sich halt der Hans selber auf die Hosen setzen — das habe auch der Justizrat gesagt.

„Ja," schloß sie, „die vornehmen Leute, das sind allemal auch die gemütlichsten, sagt mein Mann — und sehr freundlich ist der Justizrat."

„Wenn die nur mal nicht mehr von ihrem dummen Buben schwätzen tät" — sagten dann die Leute, wie sie fort war. „Die hat mal einen Krakeel auf den! Wenn's der nur nicht noch in den Kopf steigt! Bald wird's ei'm zu dick. Wenn man's dem Geschäft wegen nicht anhören müßt, das ist ewig ihr Hans und der Justizrat und der Justizrat und der Hans."

Sie war nun mal so, die gute Frau Sturm. Bös meinte sie's nicht. Gutes stiftete sie auch nicht damit. Denn der Mensch schafft sich immer die meisten Feinde mit seinem Glück. Frau Sturm erweckte gar zu sehr den Neid der Leute. Gut, daß die Ruhe ihres Mannes einigermaßen ein Gegengewicht bot — und der Justizrat für keinen Klatsch zu haben war. Sonst hätte der kleine Hans den Schaden davon gehabt. So aber wurde ihm sein Weg trotz Neid und Mißgunst nicht versperrt.

6.

Ohne alles Aufsehen war Doktor Rudolf Moltans Witwe mit ihrem Kinde in der Villa angekommen. Niemand in der Parkstraße hatte es bemerkt. Spät am Abend war noch ein Wagen durch die Straße gefahren, und ein paar Leute waren aufmerksam geworden. Aber es war rasch wieder still geworden, und selbst, die Justizrats am nächsten wohnten, Sturms, hatten nichts gesehen.

Am anderen Tage klang Kinderjubel aus dem Park.

Das war nun freilich etwas, was allgemeiner Beachtung nicht entgehen konnte. Die Leute horchten auf.

Und bald ging's wie ein Lauffeuer von Haus zu Haus: „Sie sind da!"

„Sie sind da," jeder wußte, wer „sie" waren. Und von neuem quälte nur die Neugierde, und hundert Fragen klangen wieder auf: wie die Frau aussehe? — ob sie noch jung sei? — ob sie schön sei? — ob sie eine Weiße sei? — wie das Kind aussehe? — wie der Justizrat sich zu ihnen stellen werde? — wie er auf die Dauer die Ruhestörung in seinem Parke ertragen werde?

— ob sie immer dablieben, die Mutter und das Kind? — und noch viele andere Dinge von mehr oder weniger Wichtigkeit, wie sie längst schon erörtert und beantwortet worden waren, aber doch nicht endgültig zur Ruhe kommen konnten. Sie kamen jetzt allen ganz neu und unerörtert vor, bis sich endlich da eines fand und dort eines, das mehr wissen wollte als die anderen Leute, was von der Köchin gehört hatte oder vom Diener — oder auch aus eigner Phantasie schöpfte.

Und dann kam mal jemand, der sagte: „Ich hab ‚sie' gesehen!"

„O, wie stolz und vornehm ist die Mutter! Gar nicht ‚gemütlich', wie der Rudolf war. Sie sieht nicht rechts und sieht nicht links. Sie paßt zum alten Justizrat wie Bäume im Walde zueinander passen."

„Ach, und das Kind!" bestätigte Frau Sturm, „so ein gesundes, herziges, liebes Ding! So schöne Augen! Und eine Stimme! Und so munter ist die Kleine! Sie springt über den grünen Rasen, den sonst kein Fuß betreten durfte, und jauchzt und jubelt und tollt umher, daß die hellen, blonden Locken fliegen — und die Mutter sieht ihr zu und lächelt, und der alte Justizrat, denken Sie, der alte Justizrat, der das nie gelitten hätte in seinem Leben, steht neben ihr und freut sich. Und wenn das Mädel um ihn springt und ihn am Rock zupft, denken Sie, den alten, vornehmen Herrn Justizrat — da hat er besonderes Vergnügen, spielt mit ihr, streicht ihr durchs Haar, fängt sie! 's ist alles verkehrt da oben, auch im Hause! Die-

Köchin sagte es auch schon. Mehr wie zu des Rudolf wildester Bubenzeit. Was so ein Kind nicht tut! Der stille Park, der ruhige, vornehme Mann, die ganze strenge Hausordnung — alles anders!"

Diesmal redete die ganze Nachbarschaft wie Frau Sturm. Vielleicht aus Enttäuschung, vielleicht hatte man, und wenn auch unklar nur, eine Palastrevolution da oben erwartet, die Szenen brächte, an denen man sich recht weiden könnte. Die Leute sind ja immer sensationslüstern. Sie waren's die vielen Jahre her gewöhnt, wie ruhig und fest und sicher alles da oben seinen Gang ging — da bildete sich unwillkürlich das Bedürfnis nach Abwechslung heraus, nach einem recht deutlichen Wanken und Umstürzen. Da das nun ausgeblieben war, nahm man mit der kleinen Veränderung vorlieb und empfand sie als ganz angenehm, man war nun nicht mehr so abgehalten von dem Hause, man fühlte sich näher dazu. Und zu guter Letzt war man dem Kinde fast dankbar dafür. Wenigstens waren ihm alle Leute gut.

Der Justizrat selbst aber empfand die Veränderung gar nicht so sehr als solche, und auch in dem neuen Leben blieb er der Beherrschende. Wenn es Abend wurde, dann war es immer wieder still im Parke, und er schritt die Wege hin, von seinen Pudeln gefolgt, ganz wie früher — und es war dann, als ob das Rauschen der Bäume tiefer töne und als ob alles größer und ernster geworden sei, wenn er seinen Gang machte. Auch das Haus lag dann tief in Frieden — und die Leute gingen scheu am Parktor vorbei und warfen

einen scheuen Blick hinein, gerade als seien sie plötzlich vor eine offene Kirchentür getreten — wie das immer war. Und da hinten aus dem Dunklen und Grünen blinkten ganz zart ein paar Abendlichter, wie Altarkerzen im Dämmer der Kapelle.

Die Freunde kamen dann — nach wie vor — und hinten in der Laube begannen die Sitzungen. Die Unterhaltung war allerdings etwas lebhafter geworden wie früher, da sie sich nun oft um nähere Dinge drehte, die der Justizrat nun selbst hineinbrachte, wenn er nämlich mit glücklichem Großvaterantlitz von seinem Enkelkind und den lustigen Dingen aus seinem täglichen Verkehr mit der kleinen Inge erzählte. Da verließ ihn denn auch manchmal die eiserne Ruhe, und er lachte lauter, als das sonst seine Art war.

„Der alte Pfeifer hätt gesagt," scherzte dann der Maître Rouade, wir alten Leuchter brauchen halt immer die jungen Lichter, daß wir auf der Tafel des Lebens beachtet werden und was wert sind. Ist's wirklich nicht wie ein Kerzenglanz auf altem Silber, wie der Freund Justizrat jetzt seine Tage lebt? Man möcht ihn ordentlich beneiden, wenn man als alter Junggeselle das immer nur von außen und halb scheel von der Seite ansehen muß und nichts davon abkriegen kann. Meint ihr nicht auch, Messieurs?"

Der Justizrat wartete aber nicht erst die Antwort der anderen ab, sondern sagte rasch: „Ja, allerdings! Aber bedenkt, wie mir für den ‚matten Kerzenglanz auf altem Silber' im Leben etwas Helleres erloschen

ist! So etwas Helleres, das einem manchmal im Leben stand wie ein Stern, den man sich in einer guten Stunde am Himmel ausgesucht hat, und zu dem man in bestimmten Stunden immer wieder hinsieht — — so allein am Fenster — den man auf den ersten Blick hat, der viel schöne, stille Träume und Wünsche und Hoffnungen in einem auslöste. Es ist bitter, eines Abends ans Fenster zu treten und diesen einen nicht zu finden, und keinen Abend wieder. Da freuen einen auch die anderen nicht. Dafür hat man dann den Kerzenglanz."

„Das haben wir all auch erlebt, Freund Moltan," sagte drauf der Oratorienkomponist — „wenn uns der Stern auch kein Sohn gerade war. Es ist uns allen etwas erloschen. Es sind ja dem Menschen die Dinge nicht selbst, sondern das, was er in sie hineinlegte, die stillen Träume, Wünsche und Hoffnungen, wie du's nennst."

„Daran dann nicht zerbrechen!" bemerkte rasch der Kommerzienrat Blank.

„Ja," sagte der alte Hebermehl, „das sind die Schrammen und Beulen, die man auf der Seele hat. Die schönste Terz oder Quart ist Schminke dagegen. Ohne das wär ja alles gar sehr obendrauf, man wüßt sich nicht einmal gescheiterweise ins Grab zu legen. Man wüßt gar nicht warum!"

„Mach's kurz, Blank," fiel der Justizrat wieder rasch ein, „sag, 's ist so das Leben, basta! Wir haben

viel zu viel Worte gemacht und sind bilderreich geworden. Wir werden geschwätzig, wir Alten."

Die andern nickten.

Da rief's drüben aus dem Fenster mit heller, heiterer Stimme:

„Gute Nacht, Großpapa! Gute Nacht!"

„Gute Nacht, Inge!" riefen vier alte, schwere Stimmen dagegen.

Dann wurde das Fenster geschlossen.

„Die Stimme von oben," scherzte der Komponist.

„Ja," sagte der Justizrat — „ich bin doch noch nicht aus unserem Gedankenkreise heraus — lassen wir's uns eine Mahnung sein. Auf uns, über uns hat sich die Jugend gestellt. Lamentieren wir den Abend nicht mehr!"

Und wirklich ging's lauter und vergnügter zu in der Laube im weiteren Verlauf des Abends, bis der Justizrat seine Uhr aus der Westentasche zog und feststellte, daß es zehn Uhr sei.

7.

Hans Sturm hatte in der Schule einen guten Tag gehabt. Er kam sehr vergnügt nach Hause. Es war noch dazu ein Mittwoch und also der Nachmittag frei.

Als er mit seinen Schularbeiten fertig war, setzte er sich auf seinen Hochsitz im Kirschbaum, ließ sich all die Freuden von heut durch den Kopf gehen, reckte sich auf und träumte in die Landschaft hinaus. Und plötzlich fiel ihm ein: wenn er nur die kleine Inge mal sehen könnte! Mal mit ihr reden könnte!

Aber nein, das hatte ihm ja die Mutter verboten. Mit ihr reden durft er nicht. Sie wäre zu vornehm, er sei viel zu gering, hatte die Mutter gesagt. Aber er möchte sie doch gerne mal sehen. Mal mit ihr sprechen.

Unterm Mittag, wenn er zu Hause war, war die Inge nie im Garten — und gegen-Abend, wenn er mit seinen Schulaufgaben fertig war, war sie auch nicht mehr da.

Warum er nicht mal mit ihr sprechen sollte? Er würde ihr nichts Dummes, nichts Freches sagen. Er

würde ihr gewiß das Schönste sagen, was ihm einfiele. Heut würd er ihr von seiner Schularbeit erzählen, die ganz fehlerfrei war. Und von dem Lob, das er bekommen hatte. Und wie er vor der Klasse gestanden und seine Arbeit vorgelesen hatte. Und wie sein Heft von Platz zu Platz gegangen war, weil er so sauber und schön geschrieben hatte.

Aber nein, das würde er ihr nicht erzählen. Das wäre dumm. Sie würde ihn auslachen. Er würde ihr von seinem Freund Herter erzählen, von den Ponys, mit denen er am Sonntag mit hatte ausfahren dürfen. Das würde er ihr erzählen. Das würde ihr auch gefallen. Und darauf könnte er auch richtig stolz sein.

Dann sann er lange in die Landschaft.

Und nun fuhr er aus seinem Sinnen auf. Die Stimme da drüben aus dem Park, das war sie! War das nicht Inge?

O, er wollte sie so gerne einmal sehen, so gerne einmal sprechen! Er sann nach, was er tun sollte!

Ans Tor gehen? Nein, das durfte er nicht, die Mutter hatt's ihm verboten; das passe sich nicht.

Aber er wollte sie so gerne einmal sehen.

Zu ihm herüber käme die Inge doch nicht. Das passe sich wohl auch für sie nicht. Da könne er noch eher hinüber zu ihr gehen.

Es war doch dumm — sie wohnten sich ja so nahe, und er sollte sie nicht einmal sehen und sprechen dürfen! Warum denn?

So — nun hatte er einen Einfall. Ja, der war gut.

Er sprang vom Baume. Er sprang ins Haus und holte seine Geige.

Als er wieder oben in seinem Baume saß, wußte er nicht, was er spielen sollte. Es war ihm alles so wenig und gering! Er möchte gerne was Großes tun! Was würde das vornehme Kind auf seine Geige hören!

Er möchte schöne Kleider haben und einen feinen Hut. Ja, dann guckte sie vielleicht nach ihm.

Oder er möchte mal einen rechten Streit haben. Daß sie ihm zusehen könnte! Er würde sich vorm Stärksten nicht fürchten, sich nicht in die Ecke drücken. Er würde furchtbar draufhauen.

Zeigen möcht er sich gerne vor ihr. Keine Mauer wär ihm zu hoch — er kletterte drüber — kein Graben zu breit, er überhüpfte ihn. Er schwelgte ordentlich in den Vorstellungen von seiner Stärke, seinem Mut und seiner Kühnheit. Ja, sie müßte Respekt vor ihm kriegen und könnte dann gar nicht mehr vornehm tun und müßte ihn ansehen und aussuchen und bevorzugen vor allen Knaben. Und mit ihm reden.

O, er sähe sie so gerne einmal und redete so gerne einmal mit ihr!

Er hatte so im Sinnen die Geige unters Kinn geschoben. Und nun spielte er. Erst zage — das kleine Schlummerliedchen, das so zart ging — dann fester und lustiger.

Da hinten hatte der Kinderjubel aufgehört.

Ob sie wohl fort wäre?

Er spielte feuriger. Nein, sie dürfe nicht fort sein.

Ob sie wohl lauschte? Vielleicht stehe sie am Tor und lausche. O, wie froh er dann wäre! Und er spielte — und immer mehr verlor er sich in sein Spiel — immer mehr ging er in seinem Spiele auf — tiefer und tiefer sank er in sich zusammen, als ob er festhalten und zusammenhalten wollte, was aus ihm strömte — — und seine Augen hingen an dem Bilde der Landschaft — der weiten Ebene und dem dunklen Wald — dem Strich Wasser, wo er Schiffe gleiten sah, an den Türmen der Stadt vorbei, die so stolz war, dem grünen Ufer vorbei, wo die Menschen traurig standen und den vorbeifahrenden Schiffen winkten — und wo ein Mädchen stand in hellem Haar und mit großen Augen zu dem Knaben sah, der, an den Mast gelehnt, die Geige strich, und grüßte — ihn grüßte . . .

Er hatte sich ganz vergessen.

Ein Schreck war ihm plötzlich in die Glieder gefahren. Beinahe hätte er seine Geige fallen lassen.

Was war's denn? Er blickte sich mit fremden Augen um.

Er sah noch das Mädchen am Ufer stehen und grüßen — er sah sich, wie er die Geige strich. Weiche, warme Töne hörte er noch.

Und nun, was sah er da, vor sich, unterm Baume, wirklich. Wirklich — kein Traum, kein fernes, fremdes Gesicht — aus Geigentönen emporgestiegen — — ein Mädchen mit großen, hellen Augen, das gespannt und neugierig zu ihm aufsah.

Und er sah hinunter und sprach kein Wort.

Keines sprach ein Wort. Sie schauten sich nur an. Sie schauten sich mit weiten, großen Augen an, als wollten sich ihre Blicke satt trinken aneinander.

Dem Hans stieg die rote Glut zu Kopfe.

Er schämte sich.

Vom Parktor aus rief's: „Inge!"

Aber das Kind sah sich nicht um, es hörte nicht. Es staunte nur den Knaben an.

„Spiel doch noch einmal, bitte," sagte sie nach einer stummen Weile.

„Nein, ich will nicht," antwortete Hans rasch.

„Bist du trotzig?"

Er biß sich auf die Lippen.

„Bitte! spiel doch noch einmal!"

Er schüttelte den Kopf.

Wieder rief's von drüben: „Inge! Mama wartet auf dich. Komm, Kind!"

„Du kriegst gerufen," sagte der Hans.

„Ich weiß. Aber bitte, spiel doch erst noch einmal, dann geh ich."

„Nein, ich kann jetzt nicht mehr."

„Dann geh mit herüber zu uns!"

„Nein, das darf ich nicht."

„O, Mama wird dich sehr gern haben. Komm herüber zu uns. Und spiel noch einmal."

„Ich darf nicht. Und ich kann auch nicht mehr."

„Dann komm doch wenigstens von dem Baum herunter."

Diesmal gehorchte der Hans. Er glitt vom Baume.

„Wie heißt du denn?“ fragte das Mädchen.

„Hans Sturm,“ antwortete er stolz.

„Du kannst so schön spielen.“

Hans starrte sie immer nur an.

Jetzt fragte auch er einmal:

„Bleibst du immer da, Inge?“

„Ja,“ sagte sie, „Mama und ich bleiben nun immer bei dem Großpapa. Den Papa haben wir ja nicht mehr. Papa liegt im Meere begraben. Das ist ein weites, großes Wasser, weißt du?“

Hans lauschte.

„Ich bin darüber gefahren — da hättest du dabei sein sollen!“

Hans glühte.

„Du solltest doch herüber zu uns kommen. Willst du? Mama freut sich. Mama ist so gut!“

Derweilen war die Erzieherin gekommen.

„Du gehorchst ja nicht, Inge?“

„Fräulein — wie schön kann der hier spielen. Hans Sturm heißt er. Er sollte doch herüber kommen zu uns. Nicht, Fräulein?“

„Da mußt du erst Mama fragen, Kind.“

„Ja, wir wollen Mama fragen.“

Sie ging mit ihrer Erzieherin.

Am Tore blieb sie noch einmal stehen.

„Wie alt bist du denn, Hans?“

„Ich? Zwölf Jahre,“ sagte er.

„Ich bin nun schon acht vorbei. Nicht wahr,

Fräulein? Da ist er nicht ganz vier Jahre älter als ich."

Dann gingen sie. Hans stand allein. Er sah ihr nach — er starrte hin, wo sie gestanden hatte, wo sie gegangen war. Er meinte, da müsse ein Lichtfleck — ein Sonnenstreifen sein. Ganz hell — wie ein Sonnenstrahl, der durch den Ladenspalt ins Zimmer geht. Darin die Stäubchen tanzen. Er stand und starrte.

Es ging ihm noch einmal alles durch den Kopf, was sie gesprochen hatten.

Er hätte jetzt am liebsten alles noch einmal spielen mögen, was er gespielt hatte, aber noch viel schöner, daß es ihr noch viel besser gefallen sollte.

Indessen war seine Mutter gekommen und hatte ihn nach allem ausgefragt. Sie war stolz und erschrocken.

Ob er sich denn auch geschickt angestellt habe, — schön artig und freundlich gewesen sei — und warum er denn nicht noch einmal gespielt habe, wie sie's gewollt hätte?

Das wußte der arme Hans nicht. Er habe nicht gekonnt.

Da ihn die Mutter noch examinierte, kam der Diener von drüben, richtete eine schöne Empfehlung von der gnädigen Frau aus, und Frau Sturm möge ihrem Hans gestatten, herüber zu kommen, zum Spiel mit der kleinen Inge.

Die Mutter machte eine tiefe Verbeugung vor lauter Verlegenheit, nahm ihrem Hans rasch die Geige ab,

führte ihn in die Stube, zog ihm einen frischen Kragen an, kämmte und bürstete ihn und sah dann stolz vom Fenster aus zu, wie ihr Sohn mit dem Diener hinüber in das Herrschaftshaus ging.

Ja, er würde noch was Rechtes und Großes werden. Ihr Hans! Sie maß dem Gange heute Vorbedeutung bei.

Sie sah an sich hinunter und strich sich die Schürze glatt, strich auch ein paarmal links und rechts über ihr Haar und dachte noch einmal: mein Hans! — —

8.

Hans war nun jeden Tag bei seiner neuen Freundin. Sie spielten zusammen im Garten — und wenn das Wetter das nicht erlaubte, waren sie oben in dem Zimmer, das für Inge eingerichtet war.

Er hatte auch schon einigemal seine Geige mit herübergenommen. Aber er fühlte, es gelinge ihm nicht in dem fremden Raum. Er spielte ja, aber es war ihm nicht gut genug. Und wenn Inge vor ihm stand und ihn ansah, wurde er immer irr und vergaß die Melodie.

Vor Frau Doktor Moltan hatte er jetzt keine Scheu mehr. Sie sah ihn zwar immer so ruhig und beobachtend an, aber sie war doch gut zu ihm.

Sie hatte ihn nach seinem Namen gefragt, in welche Schule er gehe, in welche Klasse?

Er sei jetzt in der Quarta, hatte er stolz gesagt. Im dritten Jahre gehe er schon ins Gymnasium. Zwei Jahre, vordem sie gekommen seien, sei er aufgenommen worden.

Allmählich konnte er sich ohne Scheu und ohne Stocken unterhalten. Er fühlte sich bald ganz zu Hause.

Es gefiel ihm hier — das Reichere, das Vornehme, die feine Art des Umgangs, es tat ihm wohl. Er fühlte bald, daß er das vorher entbehrt hatte und daß es ihm heimlich Bedürfnis war.

Es war ja nett und sauber zu Hause bei ihnen — aber es war doch hier etwas anderes. Es galt alles mehr, wie man sich bewegte, wie man sprach, es ward alles wichtiger. Man gab mehr auf sich selbst acht, es wurde alles schöner, feiner, gefälliger. Es wirkte auf Hans, auf sein Sprechen, auf seinen Gang, auf seine Haltung. Ja, auf seinen Anzug hin prüfte er sich nun oft.

Er trank öfter den Tee mit der Familie.

Die gnädige Frau — alle sagten gnädige Frau zu Frau Doktor Moltan, und darum sagte es Hans auch — saß auf dem Sofa, auf dem Sessel zu ihrer Rechten saß der Justizrat, auf dem Stuhl zur Linken Inge, neben ihr die Gouvernante, und dann kam er. Der Diener servierte — und er hielt Hans so fein und freundlich den Tee, Zucker und Kuchen hin wie den anderen. Und dann reichte ihm die gnädige Frau mal was herüber, mal schob ihm die Gouvernante ganz stillschweigend etwas her, ganz so, als ob er der Bruder der Inge wäre und nicht Hans Sturm aus dem kleinen Häuschen drüben.

Der Justizrat und die gnädige Frau unterhielten sich meist englisch, und er unterhielt sich mit Inge dann und wann in stummen Blicken. Und wollte Inge etwas, bat sie sehr höflich ihre Mama — Hans war

sehr erstaunt und innerlich froh, wie fein und geschickt sie war — oder sie flüsterte es der Gouvernante ins Ohr, wenn Mama zu eifrig im Gespräche war.

Und dann erhob sich die gnädige Frau, und alle erhoben sich, auch der Justizrat, und er setzte sich in den großen Sessel am Kamin und las in der Zeitung, während sich die gnädige Frau in den Fauteuil auf der anderen Seite niederließ und sich in ein Buch vertiefte.

Sie sah sehr schön aus, wenn sie sich in dem bequemen Lehnstuhl zurücklehnte — ihr blasses Gesicht, das einfache, schwarze Kleid, die blassen, feinen Hände — unbewußt machte das einen Eindruck auf Hans. Und bald geschah es ihm, daß er an seine Mutter denken mußte, daß er verglich. Da wurde er sehr unruhig, und es war ihm, als müsse er sich schämen.

O, er war so gerne hier — in dem feinen Zimmer, beim Tee, oder im Spielzimmer der Inge, wohin sie nach dem Tee stets gingen, oder im Park, wo sie spielten. Er konnt's zu Hause gar nicht mehr recht aushalten. Es überfiel ihn da etwas wie Heimweh. Er hätte gern mit seinem Vater und mit seiner Mutter auch so fein gesprochen, hätte so liebenswürdig gedankt, hätte mit ihnen am schöngedeckten Tisch gesessen — alles so fein und feierlich, gar gerne hätt er das auch zu Hause gehabt.

Es kam ihm hier aber alles fast roh vor jetzt. Das war ein heimliches Weh, ein schmerzender Zwiespalt in ihm, und er litt sehr darunter, wenn es ihm einmal

zur vollen Deutlichkeit wurde. Dann wäre er am liebsten hinausgelaufen ins Freie und hätte laut geweint. Oft weinte er heimlich. Bis er wieder zu sich selbst zurückkehrte und sich in einem eigenen Kräftegefühl aller Schmerz löste.

Eines Tages hatte die Mutter gesagt, man müsse doch die kleine Inge mal zum Kaffee einladen. Da war er heftig erschrocken. Er sah sich unwillkürlich in der Stube um — Tisch, Stühle, Tapete.

„Nein," sagte er — „es ist — weißt du, Mutter, es ist nicht so vornehm bei uns wie drüben bei Justizrats. Ich weiß nicht — nein, wir wollen sie doch nicht einladen. Ich fürchte, es könnte ihr nicht gefallen. Am Ende würde sie uns gar auslachen. Es ist doch drüben anders, Mutter."

Die Mutter beugte sich der Einsicht ihres Sohnes — sie war überzeugt, daß er das besser wisse als sie. Sie sagte freilich noch einmal: „O, es ist doch auch reinlich und sauber bei uns, Hans. Und ich koche einen guten Kaffee und nehme die guten Tassen aus dem Schrank und decke schön den Tisch. Da brauchen wir uns doch nicht zu schämen. Einfache Leute sind wir ja. Es können nicht alle so reich sein wie Justizrats."

„Es ist das Schämen nicht, Mutter — ich fürchte nur, es könnte Inge nicht gefallen, und dann würde mir's leid tun. Und ich könnt's nie vergessen, und vielleicht müßt ich ihr dann bös sein."

Frau Sturm sah ihren Sohn lange an. Das verstand, das begriff sie nicht. Und dann — es war so

viel auf einmal, was er da sagte. So weit hatte sie noch nie gedacht.

Gut, die Einladung sollte unterbleiben.

Die beiden Kinder wuchsen mehr und mehr zusammen. Manchmal war's in Hans eine förmliche Sehnsucht, zu Inge zu kommen. Er konnte fast seine freie Stunde nicht abwarten. Sie war ihm geradezu notwendig geworden. Er fühlte nur, daß ihm etwas fehlte, wenn die Stunde schon angebrochen war, in der er sonst frei war und drüben bei Justizrats spielte.

Gleich, wenn er mit seinen Arbeiten fertig war, ging's hinüber in den Park. Der Verkehr wirkte auf sein ganzes Wesen immer mehr, und allmählich gewann er in der besseren Art seine volle Sicherheit. Er hielt auf seine Kleider, drückte sich schön aus, und wenn er in der Ausgelassenheit zu weit gegangen war, so fühlte er das, ohne daß ihm irgend jemand einen Vorhalt darüber machte.

Zugleich wurde sein Eifer in der Schule bestärkt. Er war nun freilich empfindlicher geworden. Er konnte keinen Tadel vertragen — der kleinste Tadel tat ihm weh — und er bestrebte sich, die besten Zensuren zu erhalten. Sein Ehrgeiz war hoch gespannt. Immer fühlte er die strengen Augen des Justizrats über sich und fühlte die beobachtenden Blicke der gnädigen Frau. So war er bei seiner guten und allseitigen Veranlagung einer der besten Schüler des Gymnasiums.

Hatte er eine besonders schöne Arbeit geliefert, so tat's sein Vater nicht anders, er mußte sie dem

Justizrat zeigen, wobei ihm der Vater stets sehr eindringlich vorhielt, wieviel er dem Justizrat zu verdanken habe — und auch die gnädige Frau mußte sie sehen — „das gehört sich" — geradeso wie es sich gehörte, daß an Neujahr, Ostern und Pfingsten der Vater Sturm seinen Sohn an der Hand nahm und dem Justizrat seine Feiertagsvisite machte und Dank sagte „für das Interesse, das er an seinem Sohne genommen hatte."

„Nach seiner Dankbarkeit beurteilt man den Menschen," das war ein feststehender Grundsatz des Vaters.

Auch die gnädige Frau war dann immer sehr freundlich, und es machte ihn nicht wenig stolz, wenn sie ihn einlud, Platz zu nehmen und ein Schlückchen Wein zu trinken.

Sie ließ dann eine Torte auftragen und einen Sherry oder Portwein eingießen, und dem Vater Sturm war's in den paar Augenblicken wie in seinen besten Tagen, da er seine Kunst noch voll ausüben konnte.

Das ging jahrelang so.

Die Leute in der Parkstraße beobachteten es mit stillem Neide, der noch durch die prahlenden Erzählungen der Frau Sturm genährt wurde. Und so wurde die ganze Familie ein wenig über die Achsel angesehen.

„Die wollen vornehm sein!" hieß es.

Man empfand sie als halb in ihrer Art — nicht ganz nach unten, nicht ganz nach oben. Und da war das Empfinden der Leute nicht unrichtig. Gut, daß der Sohn in sich wenigstens daraus herausgewachsen war.

Frau Sturm merkte freilich davon nichts. Ja, sie sah höchstens eine besondere Bestätigung darin, daß sie etwas anderes wären als die übrigen Leute, und das wollte sie ja gerne. Und daß ihr Sohn so bei Justizrats verkehren durfte und Inges Spielkamerad war, galt ihr als Beweis, daß sie sich auch für besser dünken dürfte.

Vater Sturm sah mit Freuden die raschen Fortschritte seines Sohnes in der Musik. Er kümmerte sich wenig um die Welt draußen, und die Frage des Ansehens spielte keine große Rolle bei ihm. Sein Haus, sein Garten, seine Bienen, seine Geige — das war seine Welt. Da fühlte er sich wohl. Und diesen Wunsch hatte er: wenn er es nur noch erleben dürfte mit seinem Hans. Der würde einmal wunderbar spielen. Das möchte er noch hören. Er brauchte nicht in einem Orchester zu sitzen, wie er hatte tun müssen, er konnte Solist werden, von Stadt zu Stadt reisen, überall begeistert aufgenommen. Wenn er's nur noch erleben würde! —

Seinem Plätzchen auf dem Kirschbaum war der Hans treu geblieben. Nun ging's gegen den Herbst. Er saß immer noch gern oben. Es war so eine schöne Ausschau. Und so allein fühlte er sich da. Und er konnte so ganz sich nachhängen.

Es war ein Sonntag heute. So ein Herbsttag, der gedämpft alle Schönheiten des Sommers hat. Wie in einer stillen Verklärung. So wie sich ein Glück in der Erinnerung spiegelt.

Und wie der Tag war der Abend, der schon sachte über die Erde hinglitt. Der Wald drüben setzte die ersten Herbsttöne an, ganz zage und verstreut, ganz blasse Farben, braun und gelb zwischen dunklem und hellem Grün. Und die Sonne legte nun einen roten Glanz darauf, wie ein Hauch schwebte er darüber, und der Wald stand ganz still, wie ein Kind, zu dem sich die Mutter neigt, es zu küssen, und das Land lag ganz still, wie lauschend mit verhaltenem Atemzug, wie ein letztes Horchen, bevor der Schlaf die Sinne schließt.

Es war so ein tiefer Friede, der nichts fragt und fordert, der nur gibt. Der ganz sich gibt, daß man ruhig wird und gelassen und sein Liebstes in sich aufklingen hört, das die Lautheit des Tages scheut.

Der Vater Sturm stand am Gartenzaun und sah hinaus in die Landschaft. Hans Sturm, die Geige unterm Arm, träumte in den Abend auf seinem Kirschbaum oben.

Etwas klang in ihm, das er nur hören, nicht verstehen, nicht fassen konnte, etwas so Heimliches, das sich nur leise regte, das wie ein Auge war, darüber halb die Wimpern schatten — etwas so Tiefes, das sein Herz klopfen machte, etwas so Wunderbares, das wie in ein fernes Land lockte, in ein Land der Märchen und heiteren, seligen Träume, darin nicht die lauten Stimmen sind, nicht die harten Worte und Klänge, darin Töne durch die Luft ziehen und Melodien wie Marienfäden — darin man steht und keinen Schritt wagt, nur mit den Augen fragt, nur mit dem Herzen lauscht.

Goldener schien ihm der Sonnenglanz überm Walde, überm ganzen Lande — weiter die Ebene, weit, weit in die Ferne hinein, unendlich, bis dahin, wo das Meer war, das unendliche Wasser, darüber Inge gefahren war, weit herüber zu ihm her. Die Brust dehnte sich ihm — froh war ihm und hell, als könne er alles umfangen, alles tief in sich saugen — er allein.

Er allein! Das sang und klang in ihm. Fester fühlte er seine Geige. Seine Finger spielten auf dem Griffbrett, nur mechanisch, aber erregt, und immer noch träumte er in die Landschaft, und alles rückte sich ferner, alles dehnte sich weiter.

Er nahm die Geige unters Kinn und spielte.

Nicht den Fluß sah er mehr und die Stadt und die Türme — das weite Meer sah er, die Wellen und Wogen — und ein Schiff mit bunten Segeln, das näher fuhr und näher — und — Inge brachte, Inge. —

Er spielte und spielte.

Der Vater hörte ihm zu.

„Sein Hans!"

Ihm hüpfte das Herz.

Und Hans spielte weiter. Weich und voll zogen die Töne über den Garten hin.

Dem alten Sturm war, er müsse sie atmen können.

Nichts war hart — und tausend Töne sangen noch mit. Wo die her kamen, die mitsangen, die eingehüllt waren in die, die Bogen und Saite und Fingerdruck hervorbrachten?

Vater Sturm lauschte.

„Das haben nur die großen Meister in ihrem Spiel — das ist ein Geheimnis. Da wird das Einfachste reich. Wo das nur herkommt!“

Hans spielte, und ohne sich zu regen stand sein Vater am Gartenzaun und hörte ihm zu. Wie in Andacht stand er.

„Hans, was spielst du denn?“ fragte er plötzlich.

„Ich spiele Inge!“

Hans erschrak. Er setzte die Geige ab. Er war aus seinem Traum.

„Was hast du gespielt, Hans?“ wiederholte der Vater seine Frage.

„Ach, Unsinn!“ sagte Hans.

Er verstand sich plötzlich.

Er war nun schon Sekundaner.

Er verstand sich. Und jubelnd sagte er sich's noch einmal, ganz leise und heimlich, aber mit vollstem Jubel: „Ich habe Inge gespielt, Inge!“

9.

Hans Sturm war nun zu einem Jüngling herangewachsen. Er saß in der Prima.

Er war in den Jahren, in denen der Jüngling ein Mann sein möchte, aber dem Männlichen immer durch das Knabenhafte schadet, ohne daß er's weiß und sich klar darüber wird.

Ganz wie die anderen Primaner forcierte nun auch Hans gewisse Dinge, die als männlicher Ausdruck galten — eine gewisse verlangsamte Art des Gehens, die Bewegung der Arme, die Art des Grüßens, die Kopfhaltung und eine gewisse Feierlichkeit des Gesichtes. Auch er hatte, wie die anderen, etwas Groteskes, etwas Lächerliches, auch ihm begegnete, wie den anderen, daß er von den Tertianern verulkt wurde, während die älteren Leute anfingen, ihnen einen gewissen Respekt entgegenzubringen. Und auch er fühlte sich, wie die anderen, wohl in diesem respektvolleren Entgegenkommen. Es ist in dieser Zeit ein feierlicher Stolz, leicht verletzt, leicht zu Tode gekränkt, in den jungen Leuten, und bei jedem kleinsten Erfolg meinen sie das

Leben zu beherrschen als Könige. Leise gesellt sich ihm der tiefere Ernst bei, ernste Fragen, die aufklingen, dunkle Aussichten, für die auf einmal ein Blick da ist.

So wird der Mann. Durch eine halbe Lächerlich- keit hindurch läßt ihn das Leben gehen, verwischt den Gegensatz zur Jugend und schafft ihn doch zugleich und — erzieht ihn zu sich. Es sind die Jahre der heiligsten Gefühle, der Gefühle, die noch keine Grenzen kennen, keinen Zwang und keine Enge, die ausströmen wie Wildwasser aus engem Felsenbett, die aufbrausen wie windgenährte Flammen. Es fehlt ihnen ein eigentliches Bewußtsein, sie sind durchaus elementar, keine Erkennt- nis berührt sie, sie sind blind, aber überall saugen sie Nahrung, alles, was Kunst und Leben ihnen entgegen- bringen, beziehen sie zu sich, es bestärkt sie, erhöht sie — und somit breiten sie sich über das ganze Leben, auf Gegenwart und Zukunft, auf Tun und Streben aus, sie vergolden das Leben und machen alles schön, sie schmücken und verklären die Großen eines Volkes und bringen den Reifen die Entknospenden nahe, ohne den Unterschied klarer zu machen. Es sind die Jahre der Ideale der Liebe, der himmelhoch jauchzenden, der Ideale und Träume, die Jahre des jungen Titanen- tums und himmelstürmender Kraft, es sind die herr- lichen Jahre der Begeisterung, die nicht Zucht und Schule verkümmern können. Der ist nie ein Mann geworden, der sie nie gelebt, der ist um sein Schönstes betrogen, dem sie beengt und beschnitten werden.

Der Justizrat hatte diese Einsicht. Oft, wenn er den jungen Sturm nun ernster, gewichtiger in seiner Rede, reicher in seinen Empfindungen, strömender in seiner Musik bei seiner Enkelin sitzen sah, sprechen oder gar spielen hörte, wenn ihn die gnädige Frau am Flügel begleitete, dann ging er diese Jahre selbst in sich noch einmal durch und lächelte.

„Durchleben lassen," sagte er sich, „sich ausdehnen lassen! Er wird's schon lohnen, er ist von der rechten Art."

Der Justizrat hatte auch längst beobachtet, was den Hans erfüllte. Auch dazu lächelte er, auch dem gab er sein Recht. Und Inge — ja, das wußte er nicht. Inge war ein merkwürdiges Mädchen. Die Grenzen lagen sicherer bei ihr. Sie war so lebendig in ihrem Empfinden, so leicht angeregt in ihrer Phantasie, und dann hatte sie sich plötzlich in ihrer Gewalt und war so verständig-nüchtern, als sei sie innerlich kalt, herzlos und keiner Begeisterung fähig, oder sie war so naiv, so jugendlich-spielerisch, als sei ihr Gefühl nun doch nach der Seite noch nicht aufgeschlossen, wo man es sicher erwartet hätte.

Er hatte einmal mit ihrer Mutter darüber gesprochen. Die lächelte dazu. Sie verstehe das, — das sei Familienart, vielleicht auch ein wenig Rasse. Es sei schon gut so, und es werde schon gut in ihr werden. Es mache die Gefühle fester, sicherer, es grabe sie zur Dauer ein. Da sei nichts leicht vergessen, nichts Strohfeuer. Das gehe dann mit durchs ganze

Leben, was sie einmal tief ergriffen, einmal tief durchlebt habe.

„Und siehst du nicht, daß ein Feuer aufgegangen ist zwischen den beiden?" fragte der Justizrat.

„Ich sah's schon lange," sagte Frau Moltan. „Wie sehr's in Inge brennt, war mir bis jetzt noch nicht möglich, zu ergründen. Es hat in beiden noch etwas Unbewußtes. Ich weiß nicht einmal, ob man's Liebe nennen darf. Es ist Freundschaft, Geschwisterlichkeit. Sie sind wie Bruder und Schwester. Sie hatten nicht Widerstand genug, sie konnten so unbehelligt und frei ineinander wachsen. Da wird's die Liebe nicht, da wird's aus der Liebe ganz unmerklich die Freundschaft. Ich kann sie nur als Bruder und Schwester ansehen, und ich glaube, sie sehen sich selbst nicht anders an."

„Aber Hans? Ich glaube, da hat das Gefühl doch schon eine größere Bewußtheit, ein Ziel!"

„Ich habe daran nur denken müssen, wenn er spielte. Ich glaube wirklich, da ist Inge lebendig in ihm, da schwärmt er. Aber was tut's! Sie sind ja beide so jung — lassen wir sie ruhig Hand in Hand gehen. Es mag ihnen ein Traum sein. Wollen sie sich für's Leben halten, muß sie das Leben erst trennen. Man hält nichts fest, was einem so leicht in die Hand fiel. Überlassen wir's also dem Leben! Auf jeden Fall dürfen wir keinen Widerstand leisten, das würde sie aus ihrem Traum aufwecken."

„Ja, und sie müssen das Leben erst kennen lernen,

und das Leben muß sie erst prüfen. Ich meine gar nicht, ob füreinander, ich meine, jedes für sich. Hans wird ja durch sein Studium bald gezwungen werden, hinaus ins Leben zu treten. Auch Inge muß einmal aus der Einsamkeit heraus."

„Es ist gut, daß du's sagst, Vater. Ich habe oft daran gedacht; aber ich wagte nicht, ich fürchtete halb, es dir zu sagen. Sie ist nun im fünfzehnten Jahre, es ist gut, wenn wir die Einzelerziehung jetzt abschließen. Ich möchte sie gerne ins Ausland, am liebsten nach Brüssel tun."

„Ja," sagte der Justizrat, — „es geht mir ja mit ihr etwas Liebes aus meinen Tagen. Aber es sind ja nicht mehr die Tage des Lebens, meine, — der Tod warf schon seine Schatten auf sie. Sie geben nicht Wärme mehr. Sie möchten sich überall Wärme nehmen. Aber die Jugend — Jugend braucht Jugend! Es ist schmerzlich, aber man muß es sich notwendigerweise eingestehen. Laß sie also gehen!"

Eine Weile war's zwischen den beiden still.

Der Alte sah unverwandt in die Glut des Kamins. Seine Schwiegertochter sann nach, aber sie fand kein Wort gut genug zur Erwiderung. Es blieb still. Nur die Glut knisterte, und die Pendule schlug hell.

Da stand der Justizrat auf und ging zum Sessel seiner Schwiegertochter.

„Hab vielen Dank!" — sagte er mit leise zitternder Stimme und reichte ihr die Hand. „Wir verstehen

uns — und das setzt immer auch ein Einander-lieb-haben voraus."

Sie reichte ihm die Hand.

„Nein, ich danke dir, Vater!"

Einen Augenblick hielten sie sich die Hände und lächelten.

Oben sang Hans Sturms Geige.

Der Justizrat trat ans Fenster und sah hinaus in die Dämmerung.

„Bald haben die Bäume keine Blätter mehr — — ach, und die grauen Nebel ..."

„Ich glaube, er hat viel Talent," lenkte Frau Moltan ab.

„Es geht zum Sterben — na ja, 's ist Zeit."

„Hörst du's wieder, Vater, wie er spielt? Er schwärmt wieder." Sie lauschten beide.

„Ich war auch einmal jung," sagte der Justizrat.

Da trat die Frau zu ihm ans Fenster und sagte ihm über die Schulter halb flüsternd ins Ohr: „Und weil du's nicht vergessen hast, Vater, drum bist du's noch, trotz deiner Jahre. Und wenn Inge fort ist, wollen wir uns zusammen bemühen, etwas von ihrer Jugend bei uns zu behalten. Das soll uns ergötzen und uns die Trauer nehmen. Ich will nun hinaufgehen."

„Ja, das wollen wir tun, Elisabeth," sprach der Justizrat und faßte ihre beiden Hände. „Jugend ist doch alles, ist doch das Leben! Wir werden's schon

fertig bringen. Freilich — auch um Rudolf wird's nun wieder bluten."

„Dann trösten wir uns um der gleichen Wunde Heilung, Vater."

Sie ging leise hinaus.

Wie ein Würgen, wie ein Ersticken hatte es dem Justizrat geklungen. Ihm war, als habe sie ihm eben den Schmerz von langen, schweren Jahren offenbart. Er wußte plötzlich, was sie verrungen und stumm in sich getragen.

Er legte die Hand auf die Stirne.

Er seufzte tief.

„Sie ist sehr stark!"

Er stand noch lange am Fenster und lauschte hinaus, wie der Abendwind durch die Bäume des Parkes rauschte.

Er dachte nicht mehr an sich.

Und plötzlich reckte er sich auf, und sein Blick wurde groß, als stehe er mit einem Gegner Auge in Auge . . . .

10.

Oben sang Hans Sturm's Geige. Frau Moltan begleitete ihn am Klavier. Sie hatten nach dem Abendbrot sofort wieder gespielt. Es schien Frau Moltan geradezu Bedürfnis zu sein.

Justizrat Moltan ging in der dämmerigen Diele auf und ab. Schweigend, schwer und ernst.

So fanden ihn die Freunde.

Oben spielte der junge Sturm, und die gnädige Frau begleitete ihn. Maître Rouade hörte ein paar Augenblicke gespannt zu. Der Diener wollte die Lampen anzünden. Der Justizrat winkte ihm ab. Das Kaminfeuer warf nun gerade die richtige Helle in den Raum. Der weiche Dämmer hielt die Töne fester zusammen.

Die Freunde standen und lauschten.

Maître Rouade trat auf den Justizrat zu, der an die Seite des Kamins gelehnt stand.

„Du — ich will dir was sagen, Alter. Der spielt wie ein Verliebter."

„Bist du noch von seinem Talent überzeugt?" fragte der Justizrat.

„Gewiß — ein ganz, ganz hervorragendes Talent, meinen Kopf zum Pfande. Aber so, so wird er sein Lebtag nicht mehr spielen, und wenn er tausendmal besser spielen kann. So spielt man nur einmal in seinem Leben. Der ist verliebt — allen Ernstes, glaub mir's, Alter!"

„Mag sein," erwiderte der Justizrat gelassen.

„In Inge?" fragte der alte Hebermehl.

„Vorsicht!" mahnte der Kommerzienrat Blank, „Vorsicht!"

„Ach was!" brauste der Maître Rouade auf.

„Na, na," sagte der Kommerzienrat — „und dann — es ist ein zu weiter Abstand von drüben und hüben."

Da klingelte der Justizrat dem Diener, die Lichter zu entzünden.

„Sie werden sich ja nie heiraten können," setzte der alte Hebermehl ziemlich plump die Unterhaltung fort. „Mich wurmte es überhaupt schon, wenn ich den jungen Menschen beobachtete. Es ist eine zwiespältige Sache. Der junge Sturm wird bei Euch, lieber Moltan, an etwas gewöhnt, das er nicht ausführen kann. Wie weit der Abstand ist, das ist mir ja schließlich egal. Aber wenn man den jungen Sturm auf der Straße sieht, wer sieht denn, daß das der Sohn vom alten Sturm ist — allen Respekt vor dem Mann — aber ein pensionierter Theatermusiker kann sonst so etwas nicht bestreiten. Nicht nur dies, seine Kleidung, sein Auftreten — nein, in seinem ganzen Gehaben da liegt so etwas, das später Bedürfnisse gibt, die seinen Ver-

hältnissen nicht entsprechen. Ich bin für gerade Lebenswege."

„Also dasselbe Resultat wie ich, wir brauchen die Rechnung gar nicht zu vergleichen," schmunzelte der Kommerzienrat.

Eine Weile blieb's darauf still.

Von oben klang noch die Musik. Aber sie war nun wie zerstreut. Sie verband die Freunde nicht mehr, die fast unbehaglich in ihren Sesseln saßen.

Dann sagte der Justizrat und lehnte sich tiefer in seinen Sessel zurück:

„Ja, es ist wahr, der junge Sturm ist über seine Verhältnisse hinausgewachsen. Das liegt nicht an mir allein, das liegt auch an ihm. Einfach, weil etwas in ihm liegt. Die Verhältnisse eines Menschen sind immer ein gut Teil Spiegelung seiner selbst. Aber ich will die Verantwortung gern übernehmen. Ereifert euch nicht! Und auch zu sorgen braucht ihr euch nicht! Ich werd ihm eine Rente aussetzen. Ich hab manches in ihm gelebt, das er wohl nicht wußte, wie wir Alten ja immer mehr in der Jugend leben als diese weiß, ich bin also in seiner Schuld. Doppelt demnach. Also ist's gar nichts Besonderes, was ich tue, etwas, was ich tun muß! Und für Inge! Auch für Inge war er viel, so viel, als ob er ihr leiblicher Bruder wäre. Sie wird das auch später spüren. Welchen Weg es auch gehen mag, ich denke, es wird ein guter sein. Ich wüßte nicht, warum ein Gutes einen schlimmen Weg gehen sollte. Ich hab Vertrauen auf den jungen

Sturm — sollte es mir zuschanden werden, erörtern wir das nicht. Es ist besser, auf einen Menschen Vertrauen zu setzen als Mißtrauen, wie das die Welt tut. Laßt mir da einmal meine Ansicht und meinen Weg. Von keinem unserer Wege wissen wir ja, wohin sie führen — laßt's gut sein, es wird schon gut werden!"

„Ich nehm das einfacher," sagte jetzt Maître Rouade — „laßt Herkunft und Talent und Vertrauen und Mißtrauen — dich nicht deinem löblichen Vorhaben abzubringen, Moltan, notabene! Alles in der Welt ist zu etwas gut. Und seine Jugendeselei muß jeder erleben, einerlei, ob der Sturm nun ein Künstler wird oder ein Kandidat der Theologie, wozu ich ihm übrigens zu viel Grütze zutraue. Ohne Eselei ist noch keiner gescheit geworden. Und der Mensch muß Erinnerungen haben. Sonst wird er ein Philister. Guckt euch die Philister alle an — es sind die Menschen ohne Eseleien, vor wie nach. Und du, Hebermehl, gehörst ein wenig dazu, es kommt vom Amt, der Steuerschraube, her, und du, Kommerzienrat, auch, da kommt's vom Soll und Haben her. Aber jeder Mensch hat nur, was er wert ist, ich beneid euch nicht, und jeder hat nur, was er haben muß. Hört mal den da oben spielen. Dreht mal die Lichter klein, ich bitt euch, daß ihr euch selbst nicht mehr seht — so — nun hört mal den da oben spielen! Haltet den Atem an." — Er sprach nun ganz leise — „In der Ecke sitzt die Inge, ganz gewiß — aber er sieht sie nicht. Er weiß nur, daß sie ihm zuhört, — und trotzdem — er sieht sie vor sich, hell wie ein

Lichtschein, über sich, wie ein Stern — lächelt nicht — und zwischen den Notenköpfen sieht er sie, und mit strahlenden Augen guckt sie ihn an — — und das ist eben Beethoven. Glaubt ihr denn, der hätt das je komponieren können, wenn er's nicht mal ähnlich erlebt hätte, wie der da oben, wie der, der da eben spielt! Laßt's werden, wie's will — so was vergißt der Mensch nicht — das wird ihm ewig eine Erinnerung sein — dieser eine Moment hebt ihn über Alltag und Philisterium — — o, ich möcht einen Cantus drauf komponieren können oder euch die Köpfe waschen dürfen, Punktum."

Die anderen schwiegen.

Oben verklang die Schlußkadenz.

„So, nun dreht die Lichter wieder an! — Gut so — nun guckt euch an! Die Ohren! Die Ohren — gewachsen — vom Lauschen natürlich, daß ihr mir's richtig nehmt."

Alle machten gute Miene zum bösen Spiel und lächelten.

„War gut, Rouade," sagte der Justizrat.

„Na ja — ist auch eine Meinung und läßt sich schließlich auch hören," nickten die andern.

„Trinken wir heute Abend einen schönen Sekt auf die Jugend," schlug der Justizrat vor. Er klingelte — und der Maître Rouade rief ein lautes Bravo.

11.

Es war ein regnerischer Oktobernachmittag. Zum ersten Male wieder gewann man das Gefühl der Behaglichkeit und des Geschütztseins in der geheizten Stube. Auch Herr und Frau Sturm empfanden das heute wohltuend.

Frau Sturm hatte sogar ihren Rohrsessel an den Ofen gerückt, dicht heran, und empfand es wohltuend, sich so aus nächster Nähe durchwärmen zu lassen. Sie strickte. Gleichmäßig klapperten die Nadeln.

Sonst war's still in der Stube. Nur das Ticktack der alten Schwarzwälder Uhr noch. Gleichmäßig, monoton, einschläfernd, Nadelgeklapper und Ticktack des Pendels.

Herr Sturm saß am Fenster und sah die neuen Noten durch, die Hans bestellt hatte. Es dauerte immer ziemlich lange, bis man das Geräusch des Umblätterns wieder von neuem hörte. Denn der alte Sturm las sehr genau, jeden Takt, jeden Akkord mit Überlegung, und für die Violinstimme immer gleich auf die Spielweise bedacht.

Neben sich hatte er seine Geige liegen, um nötigen-

falls auch gleich mal eine Stelle probieren zu können. Aber er kam heute nicht dazu, er ließ sich mit dem Lesen genügen.

Frau Sturm nahm den Schürhaken und rührte das Feuer auf. Ihr Mann legte so lange die Notenblätter hin. Das Geräusch störte ihn.

Erst als seine Frau fertig war, las er weiter. Die Uhr ticktackte — die Stricknadeln klapperten.

Er war endlich fertig. Er legte den Stoß Hefte schön zusammen, trommelte ein wenig mit der Linken darauf und sah versonnen zum Fenster hinaus. Vor dem hing das Nebelgrau.

„Hm!" entfuhr's ihm dann einmal.

Er strich sich mit der Rechten durchs Haar und legte den linken Arm schwerer auf die Noten.

„Was hast du denn?" fragte seine Frau.

„'s sind feine Sachen, die der Hans da bestellt hat. Zu meiner Zeit, da haben nur die Allerersten solche Sachen gespielt, der Wilhelmj, der Joachim. — — Der Hans — hm!"

„Ja, was wird's nur mit ihm?"

„Ja, was wird's. Eigentlich ist da nicht zu fragen. Er hat noch beinahe ein Jahr in der Schule, dann heißt's, sich entscheiden: ein Künstler oder ein Gelehrter!"

„Ich hätt nun gern gehabt, er wär ein Doktor geworden. Herr Doktor! Es hört sich gleich anders an. Und es macht Respekt. Und dann ist's was Sicheres."

„Aber ich glaube, der Hans bleibt bei seiner Geige."

Er machte eine Pause.

„Gott, es macht mir nun manches Sorge. Was die Leute sagen mit der Inge —"

„Darauf können wir uns etwas einbilden," fiel Frau Sturm rasch ein.

„Ach was — das ist so etwas, das sich von selbst reguliert. Das ist Jugend. Jugend ist Jugend. Aber überhaupt — es ist so etwas in den Hans gekommen — —"

Er besann sich ein wenig und rieb sich heftig die Stirne.

„Ich hab so das Gefühl, er wär besser der Sohn vom Justizrat als von uns."

„Darauf können wir ja nur stolz sein," sagte Frau Sturm.

„'s ist bitter — und auch nicht, wie man's nimmt. 's ist ihm zu eng bei uns, 's ist ihm zu klein. Uns könnte das ja weh tun, für ihn ist's eine notwendige Sache vielleicht. Vielleicht etwas ganz Natürliches."

„Das wart du nur mal ab. Später, wenn der Hans was Großes ist, dann wird er schon wohnen und leben wie Justizrats."

„Du denkst immer gleich so lächerliche Sachen," zürnte der alte Sturm.

„Na ja, dann red du, dann sag ich gar nichts mehr."

„Ich mein — hör mich mal vernünftig an — der Hans konnte seither so leben, wir brauchten ihn nicht zu beschränken — und er wird weiter so leben wollen. Aber das ist's. Ich bin alt. Letzte Pfingsten besprachen

wir, der Justizrat und ich, unser Alter. Er ist nun fünfundsiebzig, also nur ein Jahr älter als ich. Ich hätt noch lange im Orchester bleiben können, wären die ewigen Reibereien mit dem Kapellmeister nicht gewesen. 's ist vorbei, und ich hatt doch recht. Ich wußt, was ich wollte. Aber nun bin ich ja alt. Da wird's bald aufhören. Und da ist's eine gehörige Einbuße für dich und den Hans, gerade dann, wenn er mehr kostet als seither. Denn das kommt jetzt. Der Hans ist so weit, daß er hinaus muß, zu einem allerersten Künstler. Die Stunden bei mir — das ist eigentlich kein Unterricht mehr. Er spielt ja weit besser als ich. Daran kann ich nicht tippen, da ist meines eben Handwerk dagegen. Es ist nur noch ein wenig Kontrolle, die alte Erfahrung gibt da nur noch etwas. Und will er studieren und Arzt oder sonst etwas werden, dann kostet's halt auch viel — und wird's ihm zu eng gemacht, muß er's nur noch bitterer empfinden als andere, weil's ihm seither weit war. Und meine Tage werd ich getrost zählen können. Ich möcht's ja freilich noch erleben, gar gern erleben!"

„Laß nur mal, — kommt Zeit, kommt Rat."

Es war der Frau zu viel, was ihr da auf einmal aufgeladen war. Sie ging nicht weiter drauf ein. Sie mochte so etwas am liebsten gleich los sein.

„Das ist ein billiges Gerede," sagte der alte Sturm ärgerlich.

Noch eine kleine Weile sah er zum Fenster hinaus in den grauen Nebel. Dann seufzte er. Und wieder

fuhr er sich mit der mageren Rechten durch das spärliche Haar.

„Meinetwegen, kommt Zeit, kommt Rat. Etwas durchzubeißen muß ja auch dem Hans übrig gelassen werden. Das gehört zum Leben."

Dann nahm er seine Geige und stimmte sie.

„Laß jetzt mal ein Weilchen das Nadelgeklapper," brummte er dann. Aber kaum hatte er die ersten Striche getan, da trat Hans ein. Er war ganz aufgeregt und trat hastig zu seinem Vater.

„Vater!" schrie er ihm förmlich zu — „hier, hör mal!"

Die Mutter sah gespannt her, das Strickzeug in den Händen.

Hans las eine Einladung vom Musikverein vor, im nächsten Sonntagskonzert Solo zu spielen.

Er sei schon bei seinem Direktor gewesen, erzählte er dann, und habe sich schon die Erlaubnis erbeten, öffentlich auftreten zu dürfen. Nun woll er aber mal eins spielen! — O, — es sollte eins werden! Und er wisse schon, was er nehme. Eins, das brilliere — vielleicht die Variationen von David — und dann was ganz Feines, was Großes, Beethoven vielleicht. Oder auch ganz was anderes, nur Strenges, seine Lieblinge Beethoven, Chopin, Schubert — gleich die drei — und vielleicht noch was Gefälliges, Modernes dazwischen. Einen ungarischen Tanz — oder Raff, oder ganz was Seltenes von Brahms oder Rubinstein.

Der Alte lächelte.

„Man fängt immer am besten klein an, Hans. Nicht gleich die Nummern der Großen. Man hat nicht gleich ein Recht drauf. Es ärgert die Leute. Ja, nimm David und Raff und setz dir einen Schubert dazwischen. Beethoven — weißt du, das ist gleich so eine ganze Welt — ich weiß nicht, ob du dich da gleich überall ausfindest. Du verlierst dich am Ende — denn so vor den Leuten stehen, Hans, 's ist keine Kleinigkeit. In einem Winkel sicher und daheim, das ist da notwendig. Aber vielleicht auch Beethoven. Da muß dein Herz reden!"

Das Herz redete dem Hans schon.

„Ich will hinüber gehen, will's Inge — will's dem Herrn Justizrat sagen. Und die gnädige Frau soll mir das Programm wählen helfen. Dann besprechen wir's noch mal, du und ich — nicht wahr? — — Denkt euch, wer mich begleiten soll — die Stern kommt aus Dresden. Sie spielt das vierte Konzert von Beethoven. Einen Abend gibt das, denk dir, Vater. Du weißt doch noch, vor zwei Jahren, wie die Stern das vierte Konzert in Frankfurt gespielt hat. Weißt du's nicht mehr? Herrgott, gibt das einen Abend!"

Damit war er zur Tür hinaus.

„Gott, der Hans!" sagte Frau Sturm.

Eine Weile schwieg der Vater.

Er seufzte.

„Er ist hinüber zu Justizrats. Sie stehen ihm doch am höchsten. Sie stehen ihm näher wie wir, Mutter. Es tut mir doch weh."

„Das glaub ich nicht. Wir sind und bleiben doch seine Eltern. Uns ist er!“

Darauf sagte der Vater Sturm nichts.

„Das ist nur der Anfang,“ begann er endlich. „Vielleicht wird der ihm leicht. Wird auch schon schwerer kommen. Einem Künstler darf's nicht zu leicht fallen.“

„Du gönnst's ihm nur nicht.“

„Das war sehr dumm von dir, Mutter!“ sagte der alte Sturm mit einem bedauernden Ton. „Du verstehst das aber nicht, kannst's nicht verstehen,“ fügte er dann gütig entschuldigend hinzu.

Dann betrachtete er seine Geige.

„Die ist mit mir alt geworden, und es geht ihr wie mir — sie muß auch bald zur Ruhe gehen. Ich kann sie hinlegen, 's ist einer da, der über mich gekommen ist. Er wird sie nicht wollen. Er braucht mal eine bessere.“

Er bettete sein Instrument sanft in den Kasten.

„Ich bin doch gespannt, wie's ausfällt. Wie die Leute sein Spiel aufnehmen. Dumm, daß es immer auf die Leute ankommt.“

„Wir werden sehr stolz sein können,“ sagte die Mutter. „Schon die Ehre, daß er eingeladen wurde! Meinst du nicht?“

Der alte Sturm sagte darauf nichts.

Es war tiefe Dämmerung geworden. Wieder war's still in der Stube. Mal das Feuer schüren, — sonst nur das Ticktack der Uhr und das Geklapper der Stricknadeln.

„Ich bin nicht stolz, gewiß nicht," sagte der alte Sturm nach einer langen Pause mit einem Seufzer in das tiefe Schweigen. „Aber einiges möcht ich doch noch erleben dürfen. Und wär auch Übles dabei — — ich bin doch immer sein Vater."

Die Uhr hob zum Schlage aus.

„Die Welt muß sich halt immer erneuern."

Das sprach er sich zum Troste in den schweren Stundenschlag hinein.

„Ja, Jugend!" fügte er hinzu.

Frau Sturm strickte.

„Du machst einem das Herz schwer, Mann."

Er nickte vor sich hin. Leise trommelte er auf den Notenblättern. Dann blieb's still.

Hans kam zurück.

Er bestellte seinen Vater noch zum Abend zum Herrn Justizrat hinüber.

„Heut abend noch?" fragte der Vater ungläubig zurück.

„Ja, heut abend noch!" bestätigte er.

Frau Sturm fragte ängstlich:

„Was mag's denn sein, Mann?"

„O," sagte er, „es kann nicht viel mehr sein. Ich geh ruhiger zum Herrn Justizrat wie vor Jahren. Er ist ein guter Mann, und wir sind beide alte Leute. Es wird wegen dem Hans sein."

Es wurde ganz still in ihm, ganz friedlich.

Er hatte sich noch nie so alt gefühlt wie heute.

12.

Der Justizrat hatte seine Lampe mit grüner Seide umhüllt. Es war eine weiche, milde Beleuchtung in seinem Zimmer. Die Ecken freilich waren noch dunkler als sonst, das Paneel erschien noch schwerer, und die Bücher standen ernst und düster — feierlich in den Regalen.

Der Justizrat selbst saß im matten Schein seiner Lampe, alt und müde, und seine Hand hing lässig und kraftlos über die Lehne seines Sessels. Er erschien nun sehr gealtert.

Herr Sturm trat zu ihm ein. Der Justizrat erhob sich ein wenig in seinem Sessel und reichte ihm die Hand.

„Setzen Sie sich, Herr Nachbar. Und entschuldigen Sie, daß ich Sie für den Abend noch bat. Wir zwei Alten müssen noch einmal gründlich zusammen reden. Und einiges, das wichtig ist und geredet werden muß. Im Alter ist nichts aufzuschieben. Und darum bat ich Sie noch für heute Abend."

Der alte Sturm verbeugte sich tief. Dann nahm er Platz.

„Hans hat Ihnen ja gewiß schon mitgeteilt, welche Aufforderung er erhalten hat. Es ging ja Sie eher an als uns. Ich habe mich gefreut. Es ist ein Anfang, und ich sah das all kommen. Stellen wir's ihm nicht zu hoch hin — lassen wir der Sache die Geltung, die sie hat. Aber sie darf dem Hans nicht zu Kopfe steigen. Ich habe zwar keine Sorge um ihn, auch in dieser Beziehung, er ist eine gesunde Natur, und schließlich mußte das ja einmal kommen. Vorsicht ist aber immer gut. Stolz darf er darauf sein und soll's auch, der Mensch, der etwas aus sich machen will, muß seinen Stolz haben. Hochnäsigkeit freilich ist das größte Übel."

„Mein ich auch, Herr Justizrat."

„Ich hab dem Hans vorhin gesagt, wem er das zu verdanken hat. Herr Rouade hat ihn neulich bei uns spielen hören. Er spielte Beethoven damals. Er spielte sehr schön, Herr Rouade war sehr erfreut und hat ihn nun empfohlen. Und wenn Sie Herrn Rouade kennen, es blieb nicht bei der Empfehlung. Er hat sicher nicht wenig Leute auf Ihren Sohn aufmerksam gemacht, so daß man etwas Besonderes von ihm erwartet. Vielleicht sogar mehr, als er bieten kann. Aber immerhin — jedenfalls habe ich das benutzt, Ihrem Hans klarzumachen, daß er eine Aufgabe hat und welche! Sie müssen das auch tun, lieber Herr Sturm. Er hat zwar Verständnis und Ehrgeiz genug, sich das selbst zu sagen, aber immerhin. Eine Aufgabe haben, das ist bei wirklich strebenden Menschen ein

Ziel haben. Und ein Ziel haben, ist im Leben alles. Und je weiter sich die Jugend das Ziel legt, je besser ist's, in späteren Jahren kommt's schon von selber näher. Leider Gottes oft nicht deshalb, weil man ihm näher kam, sondern weil man sich's näher legte. Das Leben aber — da reden Sie in dem Sinne auch noch einmal mit Ihrem Sohne."

„Danke, Herr Justizrat, sehr gern," sagte der alte Sturm. „Ich habe ihm übrigens schon einen Rat gegeben für sein Programm. Er sollt nicht gleich zu viel wagen, nicht gleich die Nummern nehmen, die nur die Allerersten nehmen."

„War auch gut, war wenigstens fürs erste gut. Der Mensch kann freilich nicht genug Ansprüche an sich stellen — aber ich versteh Sie schon — da sprechen auch die Menschen und ihre Vorurteile mit, und das haben Sie alter Praktiker bedacht."

Vater Sturm schmunzelte geschmeichelt.

„Aber nun noch etwas," fuhr der Justizrat fort, „das auch Ihr Sohn nun wissen muß. Er wird sich ja bald entscheiden müssen, was er werden will, denn nun ist kein Jahr mehr, daß er aus der Schule tritt. Es ist wirklich gut, daß er in der Herbstklasse ist, so kann er im Winter ohne Gefahr noch etwas für seine Kunst tun und im Sommer sich auf das Abiturium vorbereiten. Ich habe ihn noch nicht gefragt — aber ich glaube, er wird sich für die Kunst entscheiden. So etwas liegt ja zum guten Teil auch im Blute. Und da heißt's: hinaus!"

Rasch nahm nun der alte Sturm das Wort. Das war sein Thema:

„Ich hab mir's schon überlegt und auch heut mit meiner Frau besprochen. Hier ist keiner, von dem er noch etwas lernen könnte, auch von mir nicht. Es muß nun ein Meister sein, der ihn weiter ausbildet, ein allererster. Und auch das ist nicht genug. Tritt der Hans wirklich mal in ein Orchester, so wird das nur vorübergehend sein. Er hat mehr Talent. Drum darf er auch nicht nur auf der Violine ausgebildet werden, auch in der Komposition muß er Unterricht haben, und in allem, was heutigestags dazu gehört, vielleicht in noch einem Instrument. Wenigstens muß er die Instrumente kennen lernen, verstehen lernen, mein ich. Man weiß ja nicht, vielleicht wird er mal Kapellmeister, da gehört's dazu. Und es wird heutigestags nicht wenig verlangt. Die Schule, das war Ihr Feld, Herr Justizrat, aber in der Musik bin ich zu Hause."

„Es ist richtig, Herr Nachbar. Sie haben das gesagt, was ich sagen wollte."

„Aber eines macht mir Sorge, Herr Justizrat."

„Was ist das, Herr Sturm?"

„Ich bin alt. Wir sind nun alt, Herr Justizrat. Und eines Tages werd ich die Augen zutun. Dann fällt meine Pension weg, und was meine Witwe kriegt, das ist wenig. Zu wenig, gerade in der Zeit, in der Hans am meisten kostet. Und es soll doch nicht halbe Arbeit getan werden, es wäre zu schade."

Der Justizrat legte die Hände ineinander und nickte.

„Unsere Gedanken sind, scheint es, die gleichen Wege gegangen. Also das ist das dritte, was ich mit Ihnen bereden wollte, lieber Herr Nachbar — und davon soll Ihr Hans nichts erfahren. Nichts, das ist mir sehr wichtig."

„Gewiß nicht! Wie Sie's wünschen, Herr Justizrat!"

„Ja, es muß unter uns bleiben. Nur meine Schwiegertochter werde ich einweihen, denn auch ich fühle mein Alter; und wenn ich tot bin, wird sie weiterführen, was ich jetzt beginnen will. Sie sollen Ihrer Sorge enthoben werden, Herr Sturm."

Der alte Sturm wollte auffahren. Sollte ihm der Sohn genommen werden — was hatte der Justizrat vor?

Der Justizrat sah seine Aufregung.

„Bleiben Sie ruhig, Herr Nachbar," begütigte er. „Ich habe Ihren Hans lieb gewonnen, ich will sagen, ich habe Interesse an ihm, an seiner Zukunft. Ich fühle eine Verpflichtung für ihn. Er ist ein tüchtiger Mensch. Er verdient es, daß man ihm auf seinem Wege hilft. Was ist da viel zu reden — ich will ihm eine Rente aussetzen, so daß er bei jährlicher Auszahlung genug hat zum Leben und zum Studium, keinen Überfluß, aber so, daß er sich nicht allzu früh in ein quälendes Joch zu begeben braucht, das unnötig seine Kräfte wegnimmt. Dann wird's auch Eurer Frau nicht knapp werden."

Der alte Sturm wollte sich bedanken. Aber die Worte versagten ihm.

„Es ist keine besondere Sache, lieber Herr Sturm," fuhr der Justizrat fort, „aber eines ist wichtig — der Hans soll's nicht wissen. Er soll sich nicht von mir abhängig fühlen, nicht das Gefühl des Dankbarseinmüssens haben. Feine Naturen fühlen sich leicht in zu starkem Grade abhängig und bedrückt. Und das tut ihnen weh. Auch Ihre Frau soll's nicht wissen — es soll ganz eine Sache unter uns sein. Hans soll aber nicht das Gefühl des Genughabens bekommen. Zu jedem Werden gehört ein Ringen, eine gewisse Schwere, eine Enge meinetwegen. Nur aus der Enge fordert man die Weite — es beruht alles auf den Gegensätzen — in der Kunst wie im Künstler. Er soll rechnen, sich einteilen müssen, ohne sich gar zu sehr dabei Beschränkung aufzuerlegen. Sie verstehen mich — das Drüberhinaus kommt bei den jungen Leuten ganz von selbst. Ich werde es so einrichten, daß die Auszahlung ganz wie von Ihnen geschieht. Das wird ihr eine größere Schätzung auch in seinen Augen geben. Mit seinem dreißigsten Jahre wird die Summe aufgebraucht sein. Dann muß er sich durchgerungen haben. Hoffentlich früher. Hat er sie unnütz verbraucht, mag er's tragen. Sind Sie einverstanden?"

„Herr Justizrat, ich habe Ihnen so viel zu danken, ich weiß nicht, wo ich anfangen soll. Sie haben den Hans in das Leben geführt, das ihm not ist, Sie haben ihn in Ihrem Hause geduldet, obschon das leicht falsch hätte gedeutet werden können, besonders in der letzten Zeit —"

Er machte eine Pause und atmete schwer. Das hatte ihm doch auf die Seele gedrückt. Er hatte es sagen müssen.

Aber der Justizrat achtete nicht darauf.

Beruhigt fuhr Vater Sturm drum fort:

Er war wie Ihr Kind, und Sie haben ihn so behandelt, Herr Justizrat. Und Sie wollen auch das noch tun! Ich kann's Ihnen nicht danken, ich nicht — und ich weiß nicht, ob er's je kann. 's ist so viel, so viel!"

Der alte Sturm war gerührt. Die Stimme bebte ihm. Er gab dem Justizrat die Hand. Der drückte sie.

„Es braucht alles nicht Dank. Es trug alles seine besondere Freude in sich. Wünschen wir, daß es ihm etwas nützt. Seinetwegen, nicht unseretwegen. Das Meiste und Wichtigste bleibt ja immer noch ihm zu tun."

Der alte Sturm nickte.

Aber ihm war, es sei auf einmal alles so mild und behaglich in dem Zimmer geworden, daß man sich darin heimisch fühlen konnte. Man trage von da nichts Ängstliches und Schweres ins Leben.

In diesem Gefühle ging er. Er fühlte sein Alter nicht mehr so schwer.

13.

Inge hatte diese Woche schon reisen sollen. Aber sie hatte es durchgesetzt, daß ihre Abreise auf nächste Woche verschoben worden war. Sonntag sollte ja das Konzert stattfinden, in dem Hans Sturm zum ersten Male auftrat. Inge hatte ihre Mama so sehr gebeten, ihn noch hören zu dürfen. Es war ihr dann gewährt worden.

Am Sonntag vormittag war Hauptprobe. Hans kam glückstrahlend aus ihr nach Hause. Er fände sich so wundervoll mit Frau Stern zusammen. Sie habe auch sein Programm gelobt. Die Variationen von David und die Ungarischen Tänze mehr für die Masse, den Schubert für die Kenner. Es werde alles so lieb, was die Stern anrühre, es werde so spielend und anmutig alles unter ihren Fingern.

Ganz entzückt war der Hans.

„So muß es auch unter deinen Fingern werden, Hans," sagte ihm der Vater. „Es muß richtig zusammengehen, — nicht das Klavier leicht und die Violine gequält. Und leben, leben, leben! Nicht nur spielen! Spielen — das kann ich und können tausend andere —

leben, das können nur wenige. So wie der Joachim, der Wilhelmj — so kannst du's ja noch nicht; aber du mußt dir ein Muster an ihnen nehmen."

„Ja," sagte der Hans.

Es war lauter Licht, helles, strahlendes Licht in diesem Ja.

Leben! In ihm klang's, sang's!"

Der Abend fiel ihm ein, wie er auf dem Kirschbaum gesessen und in die Rheinebene hinausgeträumt hatte. Wie der Vater ihn gefragt hatte, was er spiele.

Das war's ja gewesen — leben!

Ja, er würde leben, nicht spielen. Sein Schönstes, Liebstes, Bestes würde er spielen. Inge!

Er rührte sein Instrument den ganzen Nachmittag nicht mehr an. Er trank mit Justizrats den Tee, viel stiller als sonst. Nur wenn sein Blick auf Inge fiel, bebte etwas in ihm, und er fühlte eine Hitze in seinen Wangen.

„Du bist doch aufgeregt, Hans," neckte sie ihn.

„Gar nicht, Inge."

Er erschrak innerlich. Was war das gewesen, wie er diesen Namen genannt hatte! Hatte er ihn je so genannt! Was lag ihm auf einmal in diesem Namen! Hatte er nicht etwas verraten in ihm?

Ihm war, er dürfe ihn nicht mehr laut vor Menschen nennen, er könne ihn nur ganz verschwiegen im Herzen sagen, ganz verschwiegen und heimlich.

„Aber wenn du die vielen Leute siehst!“ meinte sie dann.

„Ach, Inge!“ sagte ihre Mama, „du machst Hans das Herz nur schwer. Die vielen Leute, die sieht man da gar nicht. Da lebt man nur so in dem, was man spielt. Da versinkt einem die ganze Welt. Das begreifst du freilich nicht, Inge. Dazu bist du zu jung und nicht musikalisch genug.“

Inge errötete.

„Ich dachte gerade, Hans sollte an uns denken,“ meinte Inge nach einigem Schweigen — „wie er oben die Stücke spielte, weißt du, Mama, wenn alles so still war und ich ganz still in der Ecke saß und lauschte — du sagtest dann immer, er habe gut gespielt. Das dachte ich nur, Mama.“

„Reden wir davon nicht mehr, Kind,“ unterbrach die Mutter rasch. Sie hatte mit Entzücken zugehört — diese reine, kindliche Naivität in Inge — so, nun wußte sie, wie's in ihr stand. Sie war sich ihres Fühlens noch nicht bewußt geworden — das Fühlen war da. Ein Kind war sie noch, ihre Inge!

„Hans wird so gut spielen, als er kann, nicht wahr, Hans?“ — fuhr die Mutter in ruhigem Tone fort. „Es wird den Leuten schon gefallen. Das viele Reden taugt nichts. — Wir fahren übrigens zusammen ins Konzert. Du hast ja nicht die erste Nummer, Hans — wir können übrigens auch ganz gut etwas früher fahren, und dann kann der Kutscher wenden und deine Eltern holen.“

Hans dankte.

Nach dem Tee ging er nach Hause, kleidete sich um und richtete seine Geige her. Auch sein Vater sah sie noch einmal in allen Teilen genau nach. Es war schon alles gut. Saiten, Kolophonium, Stimmgabel — alles Notwendige war im Kasten.

Frau Sturm war sehr stolz, daß sie mit Justizrats Wagen abgeholt werden sollte. Sie war aber auch sehr aufgeregt und redete beständig auf Hans ein.

„Du regst ihn nur auf," sagte der Vater. „Kalt Blut, Hans."

Aber Hans lächelte. Er war in einer ganz anderen Welt, er hörte das gar nicht. Er sah ein vielköpfiges Publikum vor sich — da den grauen Kopf seines Vaters, den des Justizrats, den Kopf seiner Mutter, den von Frau Moltan und — und den der Inge; ihr helles Haar, ihre hellen Augen, die strahlten, die an ihm, an seiner Hand, seinem Bogen, seinen Bewegungen, seinem Gesichte hingen!

Inge!

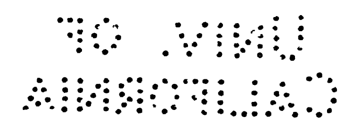
Nie hatte das so in ihm gelegen, so bestimmt für alles, so gewiß! Bild, Form, Farbe, Licht gab das allem. Inge!

Er war fertig. Der Wagen hielt vorm Hause.

Der Vater drückte ihm die Hand. Die Mutter wollte noch etwas sagen. Aber Hans sprang davon.

„Laß ihn!" sagte der Vater.

Stumm drückten alle ihrem Schützling die Hand, ehe er sie verließ — der Justizrat, Frau Moltan, Inge.



Hans trat ins Künstlerzimmer.

„Was macht's Lampenfieber?“ fragte ihn der Kapellmeister.

„Wenn's nicht noch kommt!“ Hans zuckte die Schultern.

„Nur Mut! Ist noch keiner dran gestorben, so wenig wie am gebrochenen Herzen.“

Hans traf Frau Stern.

„Wie ist's rasch? — Erst spielen wir den David zusammen — dann kommt mein Beethoven — und zuletzt spielen wir die Ungarischen Tänze und den Schubert. Was geben Sie zu?“

Hans errötete.

„Sie rieten ja von Beethoven ab, gnädige Frau.“

„Ja, Beethoven? — Die Leute wollen leichtere Kost.“

„Dann nehmen wir halt Raff.“

„Ja, ist besser, ich rat's Ihnen.“

Dann tönten die elektrischen Klingeln durch den Saal.

Frau Stern reichte ihm die Hand.

„Also auf Wiedersehen!“

Hans schritt im Künstlerzimmer auf und ab. Das Schicksalslied von Brahms war die erste Nummer des Programms. Er hörte es gar nicht. Er dachte nur an eines: seine Töne, seine Geige, die Läufe, die Arpeggien und Triller — Inge!

Er stimmte seine Geige.

Der Kapellmeister trat ein.

„Also aufs Seil nun, jeune homme!"

Hans trat mit Frau Stern hinaus. Sie spielte eine flotte Kadenz, einen perlenden Lauf.

Hans spielte.

Er sah niemand, auch Inge nicht.

Sein Bogen sprang wie elektrisiert über die Saiten, immer rascher und immer in gleicher Bestimmtheit. Perlende Töne auf der Geige, perlende Töne des Klaviers.

Er hatte mit Bravour gespielt. Es klatschte Beifall. Er verbeugte sich und ging.

„War famos!" sagte der Kapellmeister.

„Ist ja nur Technik," sagte Hans.

„Na ja, eben," lächelte der Kapellmeister. Damit eilte er fort. Er hatte jetzt das Konzert von Beethoven zu dirigieren.

„Nein," sagte sich Hans, „das konnte ja Inge nicht sein, das war nur vor Inge. Zu glänzen vor ihr. Aber wenn Schubert kommt, dann —"

Draußen spielte Frau Stern eben das wunderbare Andante con moto. Über, über, über der Welt! Der Beethoven! Und nun ins Leben! Der Prestosatz!

So wie's jetzt aus dem Flügel perlte, so müßte es einmal aus seiner Geige klingen! O, noch schöner!

Herrgott! und wenn ihm jemals eine solche Musik einfallen könnte! Nur im entferntesten so! Wenn er —

Er ging auf und ab und sann.

Draußen klatschte es langen, lauten Beifall.

Frau Stern trat herein.

Aber schon rief's nach ihr, ehe nur Hans auf sie zutreten konnte.

„Eine Zugabe, gnädige Frau," bat der Kapellmeister.

„Ja, was denn?" lächelte sie.

Damit war sie draußen. Das Orchester spielte ihr Tusch.

Sie wiederholte einen großen Teil des Prestosatzes.

Dann war eine kurze Pause.

„Sie marschieren wieder auf, Verehrtester," sagte der Kapellmeister zu Hans.

Hans hatte nun die Ungarischen Tänze zu spielen. Sein Blick hatte Inge gefunden. Da saß sie, zwischen ihrer Mutter und seinem Vater. Ihre Blicke hatten sich getroffen, ihre Augen hatten aufgeleuchtet.

Hans gab Frau Stern eine Weisung.

Immer sah er nun diese Augen vor sich — diesen hellen, leuchtenden Blick.

Und ein helles Leuchten war in ihm. Flammen! Fackeln! Fast wie ein Rausch packte es ihn.

Kein Ungar hätte den Csardas feuriger spielen können. Das wirbelte, funkelte!

„A la bonne heure!" flüsterte Frau Stern.

Jubelnder Beifall unten.

Und nun den zweiten, mit dem stärkeren Gegensatz des Leichten, Tänzelnden und der schweren Melancholie — und mit dem starken momentanen Aufraffen zu wilder Lust.

Sein kleines Gärtchen sah Hans vor sich liegen

in Sonne — und unnahbar den düsteren Park, groß und feierlich. Und ihre hellen Augen sah er — oben am Fenster — und er mußte vorbeigehen, traurig.

Noch nie hatte er das gedacht. Jetzt war's ihm eingefallen. Und er hatte es gespielt.

Frau Stern stand vom Flügel auf und reichte ihm die Hand.

„Joachim spielt sie nicht so" — sagte sie schmunzelnd — „aber auch so, wie Sie sie spielen, hat's Geltung. Woher haben Sie denn das?" fragte sie noch während des Hinausgehens.

Der Beifall erneuerte sich immer wieder.

„Wollen Sie Raff zugeben?"

„Bitte, nein! Ich möchte gerne den Csardas wiederholen. Ich glaube, Raff gelingt mir heute Abend nicht."

Hans trat wieder hinaus.

Er wiederholte den Csardas. Er spielte das Andante trauriger, das Presto feuriger.

Er verbeugte sich. Da sah er einen Lorbeerkranz zu seinen Füßen liegen. Er hob ihn mit halber Scheu auf und verbeugte sich wieder.

Nun spielte er Schubert. Er war gänzlich aufgelöst, sein Letztes war aufgeschlossen.

Er träumte hinaus in die Rheinebene — über den schwarzen, schweigenden Wald, über den ein letzter goldner Streifen von der untergehenden Sonne fiel — und zwei Augen fühlte er in der gleichen Richtung spähen, zwei helle, große, leuchtende Augen, die hell wie Sonne waren — und sie gingen weiter und weiter

— hin zur fernen Heimat, die am Meer lag — da war alles Glück und alles Glanz — und das Meer rauschte, und die Wogen kamen und gingen, und sanft und lieblich war ihre Melodie — und sie sangen in wunderbaren Tönen — Inge — Inge — Inge — — —

Er hatte Inge gespielt.

Wie noch halb im Traume setzte er die Geige ab.

Daß das einmal aufhören könnte — daß das nicht immer dauerte, dieses Träumen, — daß er verbleichen mußte, der goldne Sonnenglanz — und daß sie aufhören mußte, die Melodie der Wogen, die so sanft war und lieblich und reich — — —

Inge hatte ihm davon erzählt und ihre Mutter.

In ihm jubelte es wieder — Inge, Inge, Inge!

Hans konnte jetzt nicht zu ihr hinsehen. Er sah zum Justizrat, zu seinem Vater, zu Frau Moltan, zu seiner Mutter.

Seine Mutter hatte das Taschentuch an den Augen. Sein Vater saß ernst, Frau Moltan lächelte. Er kannte dieses Lächeln. Und der Justizrat nickte.

Erst im Abgehen fiel sein Blick auf Inge. Sie klatschte freudig. In heller Kinderfreude. Glücklich war sie.

Wie froh war Hans, daß er sie so glücklich sah. Was galt ihm all der andere Beifall!

„Was geben Sie jetzt zu?"

„Nichts," sagte Hans bestimmt. „So wie eben kann ich nicht noch einmal spielen. Wenn's gut war — ich weiß ja selbst nicht, wie's war."

Sein Herz war so voll.

Aber der Beifall legte sich nicht.

Hans trat hinaus und verbeugte sich. Dann ging er wieder.

Er war erschöpft.

„War wirklich sehr gut," sagte Frau Stern. „Ich hoffe, wir spielen mehr zusammen. Sie sind noch nicht neunzehn Jahre, hör ich? Was ist denn schon in Ihrer Seele?"

Da trat Herr Rouade ein.

Er reichte Hans die Hand.

„Glück auf den Weg, cher maître! Der Anfang war gut. Eigentlich zu gut! Aber das behalten Sie sich — das, was da aus dem Herzen kommt. Das haben nur wenige. Kunst ist nicht nur Können, wie die Hydra meint, Kunst ist Herzensoffenbarung. Es wird ja tiefer werden, weniger schwärmerisch und schmachtend, mit mehr Härte und Schmerz — aber das muß bleiben: das Herz! die Liebe!" Dieses Wort flüsterte er Hans ins Ohr.

„Dann geht's hinauf — lernen, leben! Erleben! Glück auf den Weg, cher maître Sturm! Ist verdient, ehrlich verdient!"

„Ich schließe mich Ihnen an, Herr Rouade," sagte Frau Stern.

„Ist lieb von Ihnen, gnädige Frau. Beweist mir, daß ich keinen Unsinn geredet habe. Ich hab mir's zwar überlegt gehabt — ein bißchen schwärmerisch ist aber unsereiner alter Kerl halt immer noch."

Die letzte Nummer wurde draußen erledigt, ein Chorwerk, die richtige Vereinsnummer.

Hans war allein. Die anderen hatten sich verabschiedet.

Über seinem Stuhle hing der Lorbeerkranz.

Ein Mädchenkopf lugte durch den Türspalt herein.

„Da ist er!"

„Inge!"

Sie kamen nun alle, Inge, der Justizrat, Frau Moltan, der Vater, die Mutter, zuletzt der Vereinspräsident.

Sein Vater drückte ihm die Hand.

„Dank dir, mein Hans!"

Der Justizrat und Frau Moltan sagten nichts. Sie reichten ihm nur die Hand. Hans verstand sie. Es war ihm genug.

Seine Mutter weinte.

„Was werden die Zeitungen morgen sagen!"

Der alte Sturm zupfte seine Frau heimlich am Ärmel.

Aber Hans ging schon drauf ein. Er nahm seiner Mutter Hand, und lächelnd sagte er: „Loben natürlich, Mutter!"

Der Vereinspräsident sprach seinen Dank aus.

„Nun wollen wir nach Hause fahren," sagte der Justizrat. „Wir verbringen den Abend bei uns."

„Ich darf den Kranz tragen," sagte Inge.

Es war das erste, was sie bis jetzt gesagt hatte.

Sie hob den Kranz auf und hielt ihn Hans lächelnd entgegen. Sie trug ihn.

Im Eingang fügte es sich, daß Hans und Inge allein nebeneinander standen.

„Du hast wundervoll gespielt, Hans. Mama hat's auch gesagt. Wundervoll!"

Hans nahm ihre freie Linke und drückte sie.

„Ich habe dich gespielt, Inge!"

Er errötete.

Der Kutscher lud zum Einsteigen ein. Sie konnten kein Wort mehr sagen. Sie fuhren mit dem Justizrat zusammen. Der andere Wagen war voraus.

„Du hast wirklich den Lorbeer verdient, Hans. Laß dir's ein Sporn sein!" sagte der Justizrat.

Hans war sehr stolz.

14.

Es war ein kurzes Abschiednehmen.

Sie hielten sich an beiden Händen.

„Leb wohl, Hans!"

„Leb wohl, Inge!"

Sie schüttelten sich die Hände. Sie sahen sich schweigend an.

„Wir haben schöne Tage zusammen verlebt."

„Wenn ich wiederkomme, wollen wir noch so gute Freunde sein!"

„Ja, Inge! — Leb wohl!"

„Leb wohl, Hans!"

Sie streichelte noch einmal die alten Pudel, die um sie herumstrichen. Dann stieg sie in den Wagen.

„Adieu, Großpapa! Adieu!"

„Adieu, Kind! Leb wohl!"

Der Justizrat stand mit Hans am Tore, als sie mit ihrer Mutter davonfuhr. Sie saß wie eine Dame in der Kutsche.

Herr und Frau Sturm winkten ihr von drüben den Abschied zu. Sie winkte lebhaft dagegen.

Ehe der Wagen um die Ecke fuhr, winkte Inge noch einmal zurück.

Hans war's, als habe er noch einmal ihre Augen strahlen sehen. Er schwang den Hut, und in sich sprach er herzlich, ohne daß es Laut gewann: „Leb wohl, Inge!"

Der Justizrat war schon ein paar Schritte weit weggegangen. Hans stand noch am Tore und träumte der Freundin nach.

„Geh ein wenig mit mir durch den Park, Hans," bat der Justizrat.

Eine ganze Strecke gingen die beiden schweigend unter den kahlen Bäumen hin. Dann und wann sank noch ein letztes Blatt zur Erde. Schwerfällig, aber kaum hörbar folgten die beiden Pudel. Sie schlurften ein wenig.

„Das ist dein letzter Winter in der Schule, Hans. Nächsten Winter wirst du schon weit mehr im Leben stehen. Hast du dich schon entschieden, was du ergreifen willst?"

Hans war erstaunt, daß ihn der Justizrat darnach noch fragen konnte. Es war doch selbstverständlich, daß er Künstler werden würde.

„Ich bleibe natürlich bei meiner Kunst, Herr Justizrat," sagte er.

„Gut. So hatt ich's vorausgesehen. Du hast ja auch schon ein Stück Weg zurückgelegt. Der schwerere Teil kommt nun noch, der letzte Aufstieg. Nimm ihn

ernst. Stecke dir ein Ziel, hoch und weit. Im Streben kann keiner vor sich selbst unbescheiden genug sein.

„Und ein Charakter hält dieser Unbescheidenheit allemal die Balance nach außen, daß aus dem Streben nicht das Falsche wird, die Streberei. Es gilt allemal das Erreichte nur vor uns selbst, und es handelt sich um das Erreichen immer nur eines höheren Ideals, des tieferen Kerns einer Sache willen, und nicht um den Preis, den Menschen in Ehren und Stellungen geben. Man kann ein Ganzer und Großer sein und unbeachtet zurückstehen — das tut nichts, man muß vor sich selbst nur vorn stehen, nicht in einer Meinung und Einbildung, sondern nach dem Maße seiner Leistungen und Befähigungen. Nicht wie gut oder schlecht wir leben, bestimmt unseren Wert, sondern unser Wert liegt in unserer Arbeit, unseren Leistungen, die der Menschheit gehören. Alles, was für uns ist, hat nur ein Recht dazu aus dem, was durch uns der Menschheit gegeben wird. Und darin besteht die Aufgabe der Auserwählten und Berufenen, und das wertet ihr Leben!"

Der Justizrat blieb auf der Freitreppe, auf der sie nun angelangt waren, stehen. Neben ihn postierten sich die beiden Pudel, wie kleine Löwen dasitzend.

„Das sind nur Theorien, Hans. Aber das Leben hat ein schönes Mittel, sie in uns unbewußt lebendig zu machen. Es gibt uns Leitsterne, deren Glanz uns ganz erfüllt, und in denen sie lebendigen Inhalt haben. Aber freilich nicht nach der Seite der Erkenntnis —

sie schließen unser Gemütsleben auf, sie bereichern unser Herz — und wenn wir dann unser Fühlen in ihnen auf etwas Höheres stimmen, dann gehen wir den Weg zur Höhe. Sie sind ganz Erfüllung in uns — aber das bliebe nur im Momentanen stecken, machten wir uns nicht zu Erfüllern für sie in unserer Vollendung, unserem Schaffen und Wirken. So werden wir Bereicherer und Förderer des Lebens — jeder in seiner Art und seinem Bezirke. Und darin besteht einzig unser Wert und Reichtum. Er wächst nach dem Grade des uns Gegebenen, aber auch in dem Maße dessen, was wir von uns fordern. Ein solcher Leitstern ist die Liebe, Hans! In diesem, ihrem Höheren, besteht ihr eigentliches Wesen. Und merkwürdig, darin beherrschen wir sie und sie nicht uns. Und so geschah alles große Schaffen in ihr. Die Jugend glaubt das nicht, aber dem Alter wird's zur Wahrheit, und es möchte oft gerne sein Leben von dieser Erkenntnis aus korrigieren können!"

Hans hatte stumm zugehört. So hatte der Justizrat noch nie zu ihm gesprochen. So hatte er ihn überhaupt noch nicht sprechen hören. Nicht alles begriff er gleich. Es klang ihm aber so gewichtig und schwer und ging so unmittelbar in der Gehobenheit seines Empfindens auf, daß er sich gerne auch jedes Wort behalten und eingeprägt hätte. Als etwas Großes, jedes Wort eine große Wahrheit, so empfand er die Rede des Justizrats.

„Nun stehen die Bäume kahl, und der Winter kommt.

Ich mußte dir das noch sagen, lieber junger Freund, es ist mir die rechte Stimmung dazu. Ich denke gar nicht dabei, daß du es unbedingt brauchtest — das Wort vom rechten Wege im dunklen Drange mag auch dir gelten — aber es könnte doch eine Stunde kommen, wo dir ein Wort, das du lebendig gehört hast, dein Fühlen stärken und aus unsicherem Schwanken reißen kann. Das Alter hat ja leider nichts weiter mehr zu geben als seine Lehren und Erfahrungen, sonst ist's überall nur aufs Nehmen angewiesen."

In weichem Tone sagte er dann:

„Dein Vater und ich, wir sind jetzt alt. Unser Winter ist schon gekommen. Wenn ich nicht mehr bin, wird dir mein Haus doch immer offen stehen, und du sollst dich darin daheim fühlen, als wärst du mein Enkel. Und wenn dein Vater auch die Augen zutun mußte, vergiß nicht, Hans, daß noch zwei Augen offen sind, die nach dir mit viel Liebe sehen. Sei diesen Augen gut, auch wo sie dir nichts weiter sagen, als daß eine Mutter ihren Sohn abgöttisch liebt!"

Er reichte dem jungen Freunde die Hand.

„Es wird mir kühl. Aber ich wollte dir das hier im Freien sagen, es gehört nicht in enge Wände, man fühlt es da nicht so groß und findet die Worte nicht. Denn nicht um das, was wir sagen, handelt es sich, sondern wie wir's fühlen. Adieu!"

Er trat in sein Haus.

Hans blieb noch einen Augenblick auf der Treppe stehen und prägte sich das Bild ein. Und den Nach-

hall der Worte hörte er — der schweren Worte des Alten, die da geklungen hatten, wo vorhin noch eine junge, helle Stimme „Lebe wohl!" gerufen hatte.

Er sah verloren in den entlaubten Park. Sein Wesen hatte seine erste Schwere aufgenommen. Er fühlte sie.

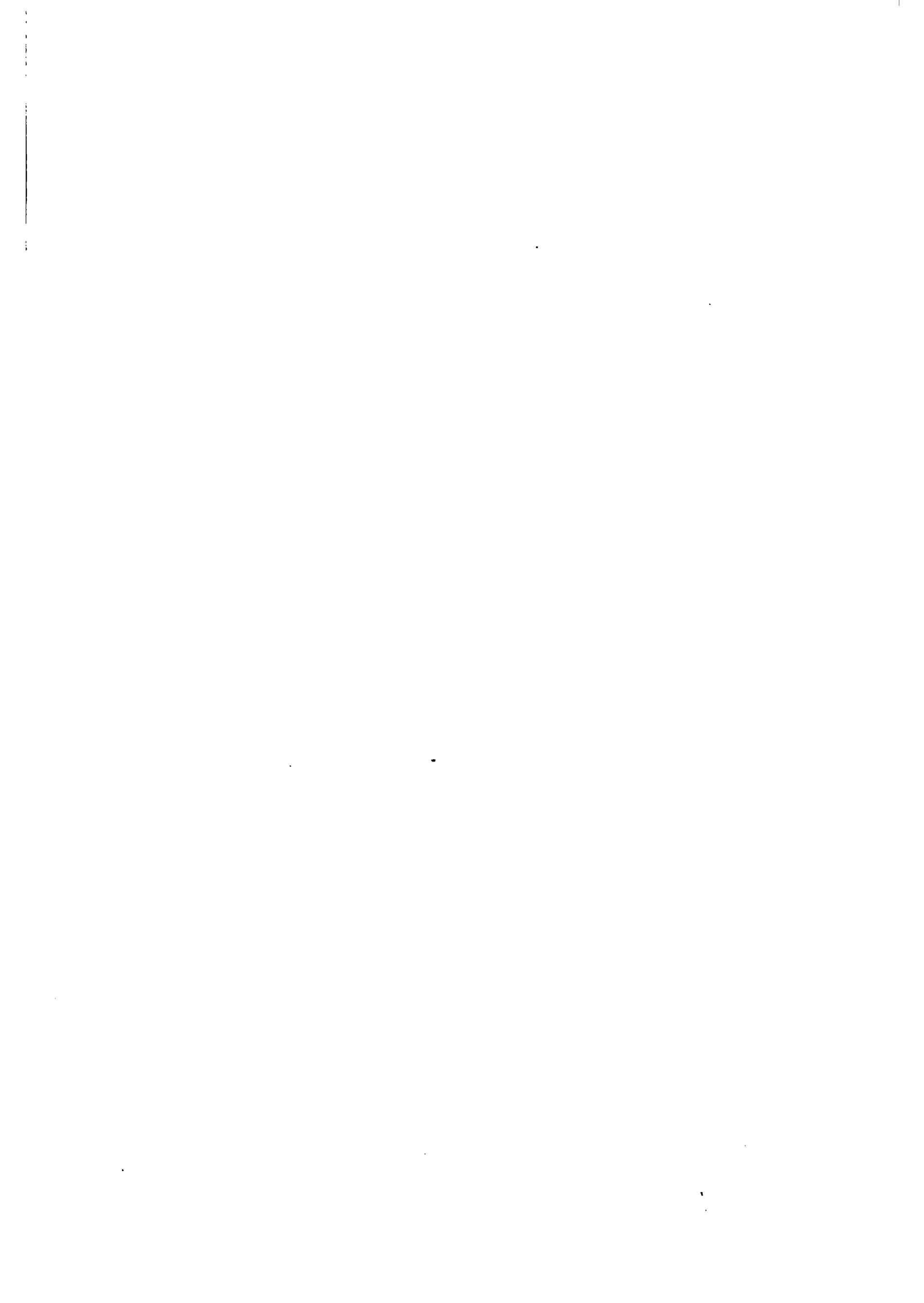
Langsam ging er die Stufen hinab.

Was hatte er dem Justizrat zu danken, was alles!!

Plötzlich erfüllte ihn das Gefühl der Dankbarkeit mächtiger denn je. Und ein Jubel klang hinein — ein Jubel, der in dem einen Namen gipfelte, der seine Welt war: Inge!



Zweites Buch



1.

Sill und verwaist geradezu lag die Villa nun schon einundeinhalbes Jahr. Der Frühling war gekommen, der Sommer, der Herbst. Inge fehlte.

Und nun war auch Hans Sturm gegangen.

Es war still und einsam da oben geworden. Der Justizrat saß in seinem hohen Sessel und las, und seine Schwiegertochter träumte von ihrem Sitz auf der anderen Seite in die Kaminglut. Stunden gingen und Tage, Tage und Monde — hier oben blieb sich alles gleich. Hier war das Alter. Das Alter hatte keinen Wechsel mehr.

Ein Hauch der Jugend dann und wann — ein Brief Inges. Leichte, lustige Briefe, Geplätscher, Geplauder. Der Justizrat runzelte die Stirn.

Dann aber mal ein Wort, ein Satz — eine Beleuchtung, eine Meinung! Da blühte es um ihn, da sah er Sonne und weites Feld und sprießende Saat.

„Noch einmal die Stelle, bitte, Elisabeth," wenn Frau Moltan den Brief vorlas.

Sie wartete eine Weile, nachdem sie wiederholt hatte.

„Ja, ich erkenne sie wieder — das ist Inge. Sie wird mir doch nicht verflachen, das Kind, sie wird doch nicht.“

„Sie wird's schon nicht, Vater. Das ist Übergang bei ihr — daher die Phrasen. Sie sucht und tastet noch — sie hat noch ein Stückchen von sich und hat so viel aufgegeben, für das sie noch nicht das Neue eingetauscht und verarbeitet hat. Da hilft sie sich, so gut sie kann. Nimm's nicht so schlimm!“

Und nach und nach wuchs der Gehalt der Briefe. Sie brachten Eigenes.

„Siehst du, Vater?“

„Ja. Aber es ist eine ängstliche Sache, der junge Mensch! Das geht so leicht daneben, hat seinen Knacks für immer — ich war manchmal sehr in Sorge. Nun ist's gut. Sie findet sich, sie reift. Dann die Türen auf, den Vogel ins Leben hinaus. Erproben, bewähren! Die Jahre ausnützen, in denen es gilt. Der Mensch bildet sich am besten am Menschen. Reisen, Land, Leute, Vergleichungspunkte, Maßstäbe. Versäume ja nichts, Elisabeth!“

„Du kannst beruhigt sein, Vater.“

Der Justizrat wurde den Todesgedanken nicht mehr los. Er sah in diesem Gedanken vieles vor — und immer wieder erinnerte er daran, was geschehen sollte, wenn er nicht mehr wäre.

Dabei war er wohl alt geworden, aber immer noch rüstig, und der Gedanke an den Tod hätte nicht so häufig zu sein brauchen. Er war nie krank.

„So viel Jahre auch noch drüber hingehen, bis sie wieder heimkehrt, sie mag England und Frankreich bereisen, und will sie nach Indien, auch gut — du wirst schon einen Verwandten finden, der sie unter die Fittiche nimmt. Und ist sie die Pension müde — nur heraus mit ihr, denn dann ist sie darüber hinaus, so trefflich du es mit Madame Bovare scheinst getroffen zu haben. Und will auch sie Inge mit auf Reisen nehmen, gut. Nur nichts versäumen — und gewinnt Inge ein Ziel, laß sie darauf zugehen!“

Frau Moltan trat hin zum Sessel des Greises.

„Beruhige dich, Vater. Schade, daß sie kein Junge ist, wie?“

Er sah sie mit fragendem Lächeln an.

Aber sie behielt ihre unbefangene Miene bei.

„Es ist halt der Egoismus des Mannes, daß er sich gerne im Manne wiedersieht. Ich hab ihn auch — und gerade jetzt fühl ich's. So zuletzt — da weiß man seine letzten Freuden und letzten Schmerzen — es ist alles in einem aufgeschlagen wie ein Buch. Aber ich hab drum Inge nicht weniger lieb.“

„Du hast ja aber auch Hans Sturm, Vater.“

„Ja, Elisabeth. Wie gut du bist — er ist mir wirklich in manchem Ersatz geworden.“

Sie drückte ihm die alte, welke Hand.

Er war ihr so dankbar. —

Von Hans Sturm kamen die ersten Briefe. Sie gaben auch wenig Greifbares. Er machte eifrig Kompositions- und Klavierstudien, — aber er wollte doch

nicht umsatteln — die Geige sollte ihm das Höchste bleiben.

Schade, daß er nicht gleich bei Professor Skarletta hatte ankommen können. Dadurch gewann er nicht viel im Violinspiel im ersten Halbjahr. Der Professor, der ihn angenommen hatte, hatte nicht die Bedeutung Skarlettas. Aber in einem halben Jahre habe er ihm die Aufnahme versprochen. Er wolle also in dieser Zeit die übrigen Fächer mehr forcieren. Aber wiederkommen wolle er erst, wenn er nicht mehr Schüler wäre, das habe er sich schon jetzt vorgenommen. Seine Ferien wolle er zu intensivstem Studium und zum Reisen benützen.

Es war doch Werden, Wachsen, Planen — es war doch Jugend — es war doch Säen und Blühen — es war doch Zukunft! Den alten Justizrat umwehte es wie Frühlingslüfte — Inge und Hans — er wußte es nun, sie waren das Glück seines Alters. Er sah sich, seine Jugend in ihnen neu. Und ihm war, er müsse dem Leben für sie beide dankbar sein.

Der alte Sturm trauerte mehr um seinen Sohn. Er trug es nicht leicht, daß er fort war, und so lange, auf Jahre hin, fortbleiben wollte. Er war doch nun ein alter Mann — und er war doch sein Sohn — sie gehören doch zusammen, Vater und Sohn.

Und dann dachte er auch an die Zukunft. Und er getröstete sich des Opfers, das sie eben fordere.

Aber er hatte so innig an seinem Spiel gehangen. Er wußte es jetzt erst, wie sehr es ihm lieb geworden,

wie sehr es ihm geradezu Bedürfnis geworden war. So weh es ihm anfangs getan hatte, wie hier alles so spielend leicht über sein eigenes Können ging, so lieb war's ihm nun. Frau Sturm strickte und wartete auf den großen Tag — Herr Sturm träumte vor sich hin. Seine Geige war ihm verleidet. Er spielte kaum noch.

So lagen sie, die beiden Häuser, das große und das kleine, einsam — und das gleiche Gefühl der Einsamkeit und des Verlassenseins wob Beziehungen hinüber und herüber vom kleinen zum großen, vom großen zum kleinen, die Unterschiede ausgleichend, — der Frühling kam und ging, der Sommer, der Herbst und der Winter, es blieb alles das Gleiche, Ruhige, Ernste, Schwere in ihnen — aber dann und wann kam ein Frühlingshauch, ein Rosenduft, ein Sonnenschein — und drüben war wache Luft und lächelnde Freude, und hüben war Vertrauen und Hoffnung — und es war der gleiche Klang, das gleiche Gefühl, das mit Welt und Leben verband, das immer gleich warm war und Sonne brachte in Kälte und Öde — mitten im Dezembersturm: Jugend! Ihre Hoffnungen, ihre Träume — auf vier Augen hüben, auf vier Augen drüben! Und niemand fragte nach Ziel und Ende.

2.

Hans Sturm war wie aus allen Wurzeln gehoben. Professor Skarletta war unerbittlich. Er verzweifelte fast. Er litt furchtbar. Er hätte manchmal seine Geige zerbrechen mögen, klein schlagen, in kleine, kleine Stücke. Er hatte keinen Mut, kein Vertrauen mehr. War denn alles nichts, war denn alles Täuschung — und hatten sich denn alle getäuscht? Die Stern, Rouade, die Kritik seiner Vaterstadt?

Aber er hatte nun angebissen — er mußte aushalten. Er wollte so lange aushalten, bis das letzte Restchen Kraft verbraucht wäre. Erst wenn er zusammenbräche, wollte er's aufgeben. Das war er nun dem Justizrat, seinem Vater, sich, das war er allen schuldig. Aber schwer wurde es ihm, viel Bitternisse bereitete es ihm. War so das Leben?

Es war ein völliges Umlernen für ihn, gerade, als ob er noch kein Können habe, als ob sein Können nichts bedeutete. Und nichts sah ihm der Professor nach.

Er hatte eine garstige, malitiöse Art, die weh tat. Oft, wenn Hans so recht seinen Gefühlen nachgab

und meinte, mit Innerlichkeit und eigener Auffassung zu spielen, sagte der Lehrer:

„Sie spielen mit einer Nonchalance, Herr Sturm, die sich nur die Großen erlauben dürfen. Sie nicht, Herr Sturm."

Hans war dann geknickt. Innerlichkeit, Gefühl, Auffassung, das nannte er Nonchalance. Ja, war er denn ein Anfänger, der nichts weiter zu tun hatte als die Noten zu spielen! Das konnte er doch nun nicht mehr!

„Immer mit Ausdruck!" mahnte doch beständig der Lehrer, und wenn er mit Ausdruck spielte, dann sagte er: „Ja, das war Hans Sturm, aber Schumann war das nicht. Schumann bedeutet aber immer noch mehr als Sturm. Studieren, eindringen, einleben, Herr Sturm. Aus dem Eigenen gibt man erst, wenn man ein Eigenes hat!"

Es war zum Verzweifeln.

Und dann wieder — gab er sich mal Mühe, recht sauber und brav zu spielen und nichts weiter hineinzulegen, sich an die Noten und die dynamischen Zeichen gewissenhaft zu halten, dann hieß es: „Ach ja, so steht's da, aber der Komponist würde davonlaufen, wenn er das hören würde. Das ist nicht gespielt. Oder vielmehr — es ist auch gespielt. Wenn Sie's nicht anders können, Herr Sturm, hängen Sie Ihre Harfe getrost an der Säule des Tempels auf. Kunst ist Ausdruck, Leben! Musik anhören — Musik herunterspielen! Das sind ganz gleiche Übel. Erleben, wenn man Musik

hört, erleben, wenn man sie spielt. Drei Takte können ein Erlebnis sein, daran man sein ganzes Leben lang zehrt. Verstehen Sie das, mein Freund? Lernen Sie's verstehen!"

Einmal sagte der Lehrer: „Ich glaube, Herr Sturm, wir beide kommen nie zusammen. Wir liegen zu weit auseinander. Oder Sie sind total verbildet. Oder Sie sind ein gar zu knorriger Wildling! Ich weiß nicht. Aber ich will mal abwarten. Das ist immer die schlimmste Zeit für Lehrer und Schüler, die Zeit des Übergangs. Vielleicht sind Sie in der nun gerade. Noch ein halbes Jahr, dann wollen wir uns beide entscheiden. Dann gehen Sie entweder Ihren Weg, der nichts mit dem meinen gemein hat — oder Sie gehen, — ich will sagen, — einen Weg, auf den ich Sie geführt habe, und der dann der Ihrige wird. Sie können ja dann immer noch von mir abfallen. Je gründlicher, um so besser. Die Schüler, die immer am Lehrer hängen bleiben, sind mir die widerwärtigsten. Aber wenn ich einen sich selbst überlasse, muß ich wissen, daß er ohne mich nicht hineinfällt, sondern selbst weiterfindet. Und das weiß ich bei Ihnen noch nicht, mein Freund!"

Das war doch einmal ein klein wenig ermutigender.

Hans fühlte, daß ein Lehrer so etwas doch nicht sagt, wenn er ganz ohne Glauben an seinen Schüler ist. Und es gehörte ja schon so wie so ein ziemliches Maß von Können dazu, der Schüler Skarlettas zu sein. Er strebte also, übte und studierte mit vielem Eifer.

Er fühlte, daß einem das Leben nichts leicht in

den Schoß werfe, daß es sich alles nur sehr schwer abringen lasse. Er dachte an den Studien- und Lebensgang großer Künstler. Er wollte ringen, er wollte gerne ringen, wenn er nur ein Ende absehen könnte, eines Erfolges gewiß wäre.

Der Professor hatte eine Bedingung außerdem noch gemacht, daß er nicht eher wieder öffentlich auftreten dürfe, bis er ausdrücklich seine Zustimmung dazu gegeben habe — und er hatte ihm sehr ernstlich den guten Rat gegeben, auch in Privatgesellschaften sich nicht hören zu lassen. Die verständnislosen, unkritischen Leute lobten da einem eine Eitelkeit an, die nur schädlich sei, und es kämen bald so viele Oberflächlichkeiten und Unarten ins Spiel, daß immer etwas davon haften bliebe.

Er war sehr streng, der Professor Skarletta, und so ein guter Rat, das war gleich mehr als nur ein guter Rat.

Für Hans war das sehr schmerzlich. Er hätte so gerne einmal vor jemand gespielt, der ihm nicht bei jeder Kleinigkeit auf die Finger sah, wo er sich einmal — nur ein wenig — hätte gehen lassen können.

Manchmal litt er geradezu an Heimweh darnach. Vor dem Justizrat, vor seinem Vater, vor Frau Moltan, vor Herrn Rouade — ach ja, die würden anders reden. Aber vielleicht war das doch das Falsche. Vielleicht würde er auch unfertiger denn je vor sie hintreten — es war wirklich noch nichts Ganzes in ihm, und er meinte, er habe mehr eingebüßt, als er gewonnen

habe. Denn wenn der Professor spielte — ja, da gingen alle Himmel auf.

Wenn der ihn damals in dem Konzert hätte spielen hören!

Wie lang war das nun schon her — bald zwei Jahre — und einmal war er nur zu Hause gewesen, nach dem ersten Halbjahr, und seit der Zeit nicht mehr — 's war lange! Aber — er wußte nicht — lag's an ihm, lag's an zu Hause — er wußte nicht — er brachte es nicht zusammen. Etwas tat ihm weh — er fühlte keinen Boden unter sich, er fühlte keine rechte Anlehnung. Bei Justizrats — aber da war's auf einmal in ihn gekommen: seine Eltern, zu denen er gehörte. Und bei seinen Eltern — da fehlte ihm etwas — er wußte nicht — Verständnis, nein, das hatte der Vater ja, wenn auch die Mutter nicht — etwas anderes fehlte da. Wie sollte er's nur nennen. Durfte er darüber nachdenken! Er war ihr Sohn. War's das kleine Häuschen, die kleine Stube, die einfachen Möbel — nein! Er wohnte hier auch nicht reicher. Was war's nur — war's das volle Fühlen, war's die Höhe, die Lebenshöhe, die Lebensanschauung! Ach, das waren wohl nur Worte! Es war eben nicht ganz eine Welt — es fehlte ein weniges vielleicht nur, vielleicht nur ein Duft, ein Parfüm — etwas, das wie in den Kleidern, in den Möbeln, in den Wänden, in den Haaren steckte.

Er machte sich schwere Vorwürfe. Er war ein undankbarer Sohn. Und er hatte eigentlich seine Eltern lieb, er schätzte sie hoch.

Der Anschauungskreis des Vaters war ja dem seinen sehr nahe. Und ihre Interessen waren so ähnliche. Was war's nur? — Die Mutter freilich — sie war eine gute, besorgte Hausfrau, sie verstand ihr Hauswesen — und wie hielt sie ihm jetzt noch Leibwäsche und Strümpfe in Ordnung!

Der Abend bei Justizrats fiel ihm ein — nach dem Konzert damals. Von Zeit zu Zeit schoß ihm das plötzlich durch den Kopf. Dann errötete er, biß er sich auf die Zähne. Wenn nur die Mutter keine Prätensionen hätte, wär's ja gut, wenn sie nur einfach und schlicht bleiben wollte! Aber so! Er war ein paar Mal heftig in Verlegenheit gekommen. Und der Vater hatte nicht neben ihr gesessen, um sie am Ärmel zupfen zu können! Und die gnädige Frau war so fein drüber weg gegangen! So fein, daß er sich jetzt eigentlich schämen mußte!

Oder lag's doch an ihm? Hatte er sich nicht in die Eltern zu finden? Hatte man nicht Beispiele, wie Söhne in hohen Stellungen ihre einfachen Eltern geehrt hatten? Ach, er wollte das ja auch, er wollte sich gewiß nirgends ihrer schämen — aber es lag doch auch etwas an ihnen. Und er ertrug das eben schwer, dieses Halbe. Das war's — nicht unbedingt schlicht sein — diese parvenühafte Halbheit, dieser Dünkel über ihre Verhältnisse — bei der Mutter wenigstens — beim Vater war's schon etwas anderes, er bestand schon mehr, wenn er auch leicht in ein unleidliches Unterwürfigkeitsgefühl herabsank!

Nein, es war roh von ihm, so zu denken und zu empfinden. Er war kein guter Sohn. Und was gab ihm nur irgendein Recht dazu? Er war ja noch gar nichts; ja, mit seinem Talent, das sie alle so hoch eingeschätzt hatten, war's eine zweifelhafte Sache geworden. Damals nach dem Konzert — ja, da waren sie alle entzückt gewesen. Aber wenn Professor Skarletta dabei gewesen wäre — der wäre davongelaufen!

Auch an Inge dachte Hans. Da stieg ihm erst recht die rote Glut zu Kopfe. Vor ihr — vor ihr schämte er sich direkt. Seine Geltung vor ihr war ihm zerschlagen. Er war aus allen Wurzeln gehoben. Er fühlte das am deutlichsten, wenn er an Inge dachte. In ihrer Nähe könnte er jetzt nicht leben. Es war gut, daß sie so weit weg war, daß sie gar nichts von sich hören ließ.

Manchmal, gegen Abend, wenn er recht müde war und sich tüchtig zerquält hatte, saß er an seinem Fenster und blickte in den Abend, in die Bäume des Gartens, der hinter dem Vorstadthause lag, in dem er wohnte — und träumte die glücklichen Tage seiner Kindheit wieder. W i e glücklich waren sie gewesen! Wie hätten sie alle geholfen, ihm seine Jugend zu verschönern, seine Eltern, der Justizrat, Frau Moltan, Inge!

Wenn er im Kirschbaum gesessen hatte und hatte gespielt — — und sie hatte oben am Giebel ihres Hauses gestanden und hatte, wie er, hinausgeträumt, ans Meer, wie sie ihm gesagt hatte, das ihre Sehnsucht war, während er ja vom Meer noch nichts wußte,

während er nur ins Land hätte träumen können, hinter den dunklen Wald, zu dem fernen Fluß, auf dem die Schiffe fuhren und wo die Menschen am Ufer standen und ihnen nachsahen —

Er sprang auf und nahm seine Geige. Aber er legte sie gleich wieder hin. Nein — den Ton fand er nicht mehr. Das war all versunken, das waren Trümmer, das war eine tote Herrlichkeit geworden. Und ihm war, Inge würde ihn jetzt hören und würde ihn nicht mehr wiedererkennen und würde sagen, daß das ein Fremder wäre, der da spiele, nicht der Hans, der mit ihr gespielt hatte im Park, über den Rasen gesprungen und auf die Mauer geklettert war und tausend Tollheiten mit ihr getrieben hatte.

Ja, dieser Hans Sturm war es ja auch nicht mehr.

Auch der nicht, der mit Frau Moltan oben in Justizrats Musikzimmer musiziert hatte, während Inge in der Ecke still zuhörte — er aber klopfenden Herzens Inge vor sich sah, ihre großen Augen, die strahlten, ihre Stirne, die leuchtete, ihre Lippen, die blühten.

Er strich sich durchs Haar.

Dieser Hans Sturm war er auch nicht mehr.

Er war er selbst nicht mehr. Er war klein, zerrissen. Er hatte alles eingebüßt, was er einmal besessen hatte, und er hatte nichts dafür gewonnen, was ihm nun Besitz wäre, freudiger Besitz.

Seinen Vater, seine Mutter, den Justizrat, Frau Moltan, Inge — er hatte sie alle nicht mehr.

Und kam mal ein Brief vom Vater, ein Gruß dabei vom Justizrat — oder kam eine Karte von Frau Moltan, eine Erkundigung, wie es ihm gehe, er wurde nicht froh dadurch. Das Gewissen schlug ihm, daß er da etwas einzulösen habe, die Angst packte ihn, daß er es nicht könne.

Hans Sturm durchrang eben seine ersten starken Lebens- und Künstlerschmerzen. Sie nahmen ihm die Nachtruhe, sie quälten ihn am Tage. Wochen und Wochen lang.

Es ging darüber ins zweite Jahr, daß er Unterricht bei dem Professor nahm, und noch immer hatte der kein rechtes Wort zu einer rechten Ermutigung gefunden. Hans meinte ja selbst, daß er Fortschritte gemacht habe — aber er zweifelte auch wieder, ob sie bedeutend genug seien, um ein volles Versprechen für die Zukunft zu erhalten.

Auch daß es ihm in den übrigen Fächern rascher und leichter ging, war ihm nur geringer Trost. Besonders in der Komposition fiel es ihm sehr leicht. Aber er empfand noch nicht den eigentlichen Trieb zur Komposition in sich — was er bis jetzt geschrieben hatte, waren nur Übungen und Studien gewesen — und so war auch hierin keine Befreiung möglich. Sehr gut ging es ihm in der Orchesterklasse, wo ihn der Professor immer selbständiger gewähren ließ und seine Dirigentenbegabung sehr lobte. Dafür unterdrückte Professor Skarletta alles Individuelle um so nachdrücklicher.

Es ging nun zum Frühjahr. Er hatte sich von allen Vergnügungen des Winters, die die Großstadt bot, ferngehalten. Nur Theater und Konzerte hatte er eifrig besucht. Im übrigen hatte er zu viel an sich und mit sich zu tun.

Er war ja auch nicht so gestellt, daß er alles hätte mitmachen können! Der Justizrat hatte da zwar eine sehr schöne Einrichtung mit dem Monatswechsel getroffen, damit sein kleines Vermögen nicht zu früh aufgezehrt werde und auch seine Eltern nicht zu hart für ihn zu sorgen hätten — aber es war doch halt kein großes Geld, und wenn er nicht die paar Privatstunden hätte, könnte er sich manchen Kunstgenuß nicht verschaffen, an dem sein Herz hing. Und in seiner Kleidung und Lebensweise mußte er doch auch ein gewisses Mindestmaß einhalten. Nun, er wollte ja gerne damit zufrieden sein, wenn er nur seinen Weg fände.

Manchmal ermutigte er sich mit Professor Skarlettas eigenem Wort, daß die Zeit des Übergangs die schwerste für Lehrer wie Schüler sei. Aber daß dieses Stadium noch immer dauern sollte! Es hätte doch schon überwunden sein müssen!

Und das war das schlimmste: glaubte er, sich ein wenig gefunden zu haben, dann kam gewiß wieder so eine garstige Bemerkung des Professors, die ihm auch diesen kleinen Halt nahm. Einmal sagte er: „Sie hatten sehr gute Empfehlungen, Herr Sturm. Aber es ist immer auf Empfehlungen nichts zu geben."

Das war wie eiskalte Dusche!

Hans hätte davonrennen mögen, die Geige zerbrechen, hinausirren in die Welt.

Einmal fragte er in solcher Verzweiflung: „Glauben Sie denn, Herr Professor, daß ich nicht genügend Talent habe?“

Der Professor pfiff ein wenig durch die Zähne.

„Talent! — genügend? Es kommt bloß drauf an, für wieviel es genügen soll, wie hoch Sie hinaus wollen, Herr Sturm. Herr Rouade hat mir geschrieben: „ganz hoch!“ — und ich muß Ihnen von mir aus sagen, daß mir gar kein Talent viel, viel lieber ist als ein mittelmäßiges. Ein mittelmäßiges Talent hasse ich — gar keines geht mich nichts an, es stört mich nicht weiter. Aber ein mittelmäßiges, das ist immer im Wege. Denn — es macht Carriere. Sie werden das auch noch erleben, Herr Sturm. Es muß sich einem immer um den Parnaß handeln. Sie werden schon einmal sagen, daß ich recht gehabt habe.“

Nun wußte Hans zwar nicht viel mehr als vorher, aber es klang doch so etwas hinter diesen Worten, das ihm sagen wollte, er bedeute dem Meister mehr. Aber als ob der es spüre, sagte er nach einer Weile mitten ins Spiel hinein: „Unter den Mittelmäßigen gibt's aber verschiedene Grade, vergessen Sie das nicht, und von unten bis oben im Mittelmaß ist weit. Manchmal scheint sich die Grenze zu verwischen, und manches schätzt

man höher ein, als es ist. Vergessen Sie das nicht, Herr Sturm."

Nein, er wollt's ja nicht vergessen. Und wenn er's täte, der Professor erinnerte ihn schon zeitig daran.

Ein bissiger Humor regte sich in Hans.

3.

Der Frühling war gekommen. Ein heller, sonniger Tag im März. Sein Glanz lag sogar auf den hohen, grauen Häuserfassaden der Großstadt. Wie mit Girlanden, mit Blumen und lichter Seide geschmückt, kamen sie Hans vor. Festlich! Jubelnd die toten, grauen, eintönigen Fassaden!

Der Frühling! Hans nahm ihn mit allen Sinnen wahr. Er sah, hörte, roch ihn.

Er freute sich schon auf den Nachmittag. Hinaus in den Wald wollte er gehen, über den Fluß, über die unterste Brücke, dann rechts ab zwischen den Gärten hin und den kleinen Landhäusern und dann den Hügel hinauf und oben weiter, immer weiter, hinaus in die Welt!

In die Welt! In den Wald nur, in den erwachten, frischen Wald, den Wald seiner Jugend, wo Lungenkraut und Seidelbast nun blühten und Kätzchen an den Weiden und neues Leben war!

Wie stark es ihn durchströmte! Gehoben schritt er durch die Straße. Er fühlte fast das Blut in seinen Adern rollen, er fühlte Kraft seine Muskeln durchströmen.

Am Kaiserplatz blieb er stehen. Er sah nach der Uhr. O, er hatte noch Zeit, er könnte ganz gut noch einmal durch die Kaiserstraße gehen — auf den Beeten der Anlage mußten ja jetzt schon Schneeglöckchen blühen und Krokus sprießen, die Knospen der Bäume mußten im jungen Safte glänzen, besonders die Knospenkerzen der Kastanien, frischgrün die Spitzen der Nadelhölzer, zart wie junges Gemüse, und die Birken mußten erste blasse Blättchen getrieben haben.

Er wollte vor der Stunde das noch einmal, wenn auch nur rasch, genießen. Und nun ging er unter den hohen Bäumen der Kaiseranlage hin, die helle Sonne schien durch die noch kahlen Äste, und die Schatten und Sonnenstreifen spielten ein phantastisches Spiel auf den Wegen und auf dem grünen Rasen, und um jeden Halm und Strauch flog ein heller Schein, ein goldner Flimmer, ein zarter Hauch — es war, als ob alles aus einer dünnen, durchsichtigen Hülle herausdränge. Und richtig, da blühten die Schneeglöckchen, und da steckten die Krokus schon die Köpfchen heraus.

Er sog den vollen, schweren Frühlingsduft ein, der aus allen Poren des Erdreichs strömte und durchschwängert war vom Geruch des Humus, von der Triebkraft der Wurzeln und Knollen und Zwiebeln, durchtränkt von der befruchtenden Feuchtigkeit der Erde. Hans war's, als umwehe, umfließe ihn satter, schwerer Blumenduft, als habe er berauschenden Wein getrunken, von dem ihm die Glieder schwer und müde wurden.

Er setzte sich einen Augenblick auf die Bank, gerade

vor dem großen Mittelbeet, und sah dem Spiel der Lichter, dem Streiten der Sperlinge zu, freute sich, wie der Frühlingswind die letzten welken Blätter auftrieb, hörte die Äste knacken über sich, und sein Sinnen sprang dem Winde nach, der rasch über den Rasen lief und die kurzen Halme und Blätter niederbeugte. Und er sah ihnen lange zu, wie sie hinter dem Winde wieder aufsprangen wie Kinderhaare, über die eine Mutterhand spielend streicht.

Er sah Inge vor sich. Er sah den Rasen in Justizrats Park, die hohen Zypressen, die wie Wächter standen, er hörte das Rauschen der alten, hohen Bäume, der Eichen und Linden — — und er sah den Justizrat still die Wege gehen wie einen, der eines Wesens ist mit Baum und Strauch und Haus und Mauer, — und er sah ihn jetzt ernst und feierlich hinschreiten wie einen, den der Welt Umlauf nicht mehr berührt, nicht der Frühling, nicht Treiben und Knospen, nicht Sonnenschein und Spiel des Windes. Er ist eins geworden mit dem All — und ist sein Spiegel.

Lange sah Hans dieses Bild vor sich. Es legte sich ihm schwer auf die Seele. Er sah in eine verhüllte, mit schwerem Dunkel verhüllte Landschaft, und Park und Villa versanken in ihr, und es war alles eine graue Leere.

Aber nun hörte er ein helles Mädchenlachen und einen Knabenjauchzer — und alles stieg vor ihm in neuem Glanze auf — und er hörte weiche, zage Geigentöne und hörte eine ernste Stimme fragen: „Was spielst

du denn da, Hans?“ Und er hörte seine Antwort, und in ihm jubelte und jubelte es: Inge! Inge! Inge!

Er sah nach der Uhr.

O, es war höchste Zeit. Er mußte jetzt fahren. Gehen könnte er nicht mehr, er käme dann zu erschöpft an und brauchte zu lange, bis sein Blut wieder ruhig wäre.

Damen in heller Frühlingstoilette kamen in eifrigem Gespräche lachend daher.

Seine Augen hefteten sich fest auf sie. Seine Blicke verfolgten jede ihrer Bewegungen. Es kam etwas Wohliges in ihn, eine Genußfreude, ein Verlangen und eine Sättigung. Was überfiel ihn denn so? Was schoß denn da in sein Blut, das ihn so freute?

Die Damen waren näher gekommen.

Waren's die Farben, die Formen, die Linien, die Bewegungen, die Hüte, die Kleider? Und nun sie näher waren — waren's die Stimmen, Gesicht, Mund, Nase, Augen?

Er empfand den Duft des Frühlings voller in der Luft, schwerer, beklemmend geradezu. Und er reizte ihn mehr. Tiefer zog er ihn ein, tiefer sog er den Atem ein — es war so wohlig und berückend, prickelnd, kitzelnd.

Was war's denn nur?

Es war so satt und voll, so befriedigend und aufregend, so drängend und beunruhigend. Es trieb etwas in ihm, von dem er fühlte, daß es sich seinem ganzen Wesen mitteilte, seinen Bewegungen, seinen Zügen, seinen Blicken, allem.

Er war rasch den Mittelweg hinaufgegangen, an den Damen vorbei. Noch einmal zog er tief den Atem ein. Und nun ließ es ihn nicht mehr: er mußte sich noch einmal umwenden. Ganz da unten gingen die Damen. Er meinte, er müsse ihre Linien in der Luft nachzeichnen. Kaum, daß er sich zurückhalten konnte, es zu tun. Er schloß einen Augenblick die Lider — aber deutlich standen die Gestalten vor ihm, deutlich und sicher ihre Umrisse. Es war ihm ganz wirbelig geworden. Er strich sich mit der Hand über die Stirne.

Und nun war er wieder am Kaiserplatz angelangt.

Die Uhr auf dem Uhrtürmchen zeigte noch wenige Minuten bis elf. Professor Skarletta war äußerst pünktlich, er wollte ihn nicht durch Zuspätkommen verstimmen. Rasch sprang er in die nächste Droschke und fuhr hin.

Heute spielte er anders als sonst. Er merkte das selbst. Es kam ihm vor, als sei sein Ton wärmer und voller, als trage er mehr und gewinne noch im Verklingen an Umfang.

Skarletta hörte eine Weile zu. Dann hob er selbst die Geige und spielte mit.

Aber bald setzte er sie wieder ab.

„Monsieur Sturm," sagte er, „Sie schwärmen. Aber Schwärmen reißt nur hin, überzeugt nicht. Es läßt sich ja immerhin hören, es ist etwas darin, das ein bißchen etwas mehr sagt. Aber es hat nicht Festigkeit, Konsistenz genug, es hat nicht genug Anschauung und Gehalt. Es geht zuviel ins Vage, Unbestimmte. Aber

es muß alles einen festen Inhalt, Bilder und Gestalten, Szenen, Vorgänge und Bewegungen, es muß einen festen Inhalt haben. Oder auch die großen Ruhepunkte. Gefühle allein, das macht sehr leicht weich und verschwommen, schwächlich und sentimental. Es muß ein Kern, es muß Kristall sein. Dazu gehört Kraft. Herrgott! Nun schauen Sie einmal, richten Sie sich auf, fassen Sie zu, halten Sie fest! Ist denn noch gar nichts über Ihre Seele gegangen, das Ihnen etwas Tieferes eingegraben hätte und das nun ganz und fertig in ihr läge! War's denn immer nur so ein halbes Weh, so halbe Kinderei und Verträumtheit? Ganz muß alles in einem sein und kraftvoll. So lieb ich's!"

Er strich sich über seinen Spitzbart und lächelte.

„Gott ja, es gibt ja gewiß Sachen, die so verflossen sind, die man auch nur so spielen kann. Aber die mag ich nicht. Und auch Sie möchte ich gerne kräftigen. Das heißt — man darf nie ein Spezialist werden. Dogma gibt's nicht in der Kunst. Nehmen wir aber gleich etwas Kräftiges! Nehmen wir das Bach-Konzert noch einmal vor."

Zum ersten Male ging Hans Sturm gehobenen Gefühls aus der Stunde heim.

Er war schon auf der Treppe gewesen, da hatte ihn der Meister noch einmal zurückgerufen. Auf einen Augenblick.

„Es war heute ein junger Mann bei mir — er ist zwar auch sehr gut empfohlen — aber ich mag ihn

nicht. Möchten Sie den unter Ihre Fuchtel nehmen? Sehen Sie, wie weit Sie ihn bringen! In einem halben Jahre können Sie ja eine Vorführung vor mir halten. Das heißt, wenn Sie ihn bis dahin nicht schon wieder weiter gegeben haben. Eins hinunter, mein ich."

Hans Sturm war sehr erfreut.

Das war doch ein eklatanter Achtungsbeweis.

„Erster Achtungserfolg!" sagte er vor sich hin, als er auf die Straße getreten war.

Gehobenen Gefühls ging er.

Er wollte ja spazieren gehen am Nachmittag. O, er wollte laufen, laufen, laufen!

Er saß zu Hause am Fenster und ließ sich die Sonne auf die Hände scheinen. Sie war so mild warm.

Und er sah hinüber zum Walde, jenseits des Flusses, bis hinunter zu dem alten Burgturm, der am Schluß der Bergkette aufragte, fern am Horizonte. So weit wollte er heute noch gehen.

Ein leises Klopfen an der Türe weckte ihn aus seinem Sinnen. Die Wirtin brachte ihm einen Brief mit breitem Trauerrand.

Es war die feste Schrift der gnädigen Frau.

Er hatte hastig aufgerissen.

Der Justizrat war tot.

Es traf ihn wie ein Schlag.

Er stand bleich und zitternd, das Papier zitterte in seinen Händen — er starrte darauf — kalt lief es ihm über den Rücken, ihn schauerte.

Nicht fassen konnt er's. Der Justizrat war tot.

Morgen würde er in Heidelberg verbrannt. Ein Schlaganfall. Er war schmerzlos abgeschieden.

Er konnte es nicht fassen — der Justizrat atmete, lebte, sprach nicht mehr. Er war tot.

Er hätte schreien mögen und konnte nicht.

Der Justizrat! Er las wieder.

Er dachte an sein Gesicht heute früh.

Aber er mußte ja noch leben. Leben, leben!

Leben heißt ja sein — atmen, fühlen, denken. Tot — das ist ein Nichts.

Ein Nichts!

Er stand wie vor einem dunklen Loch. Kein Licht, kein Strahl. Vor ihm war die Welt versunken, vor ihm war Nacht. Ihn fror.

Ihn fror im Gefühl einer schmerzlichen Verlassenheit. Ihm war, nichts habe er mehr in der Welt. Da sei eine Hand gewesen, die habe sich nach ihm hingestreckt gehabt im Leben, und immer habe er sie gehalten, und immer habe sie ihn geführt, und wenn er habe gleiten wollen, habe sie ihn gestützt. Er fühlte deutlich, da war ein Schritt gewesen, der immer mit dem seinen zusammengeklungen hatte, so daß er sich nie allein, nie einsam gefühlt hatte, daß er immer seinen Rückhalt wußte im Leben. Ein Heimgefühl in der Welt hatte ihm der Justizrat gegeben. Und nun war er allein, verlassen, der Schritt war verloren, die Welt war starr. Er fand sich nicht aus in ihr.

Er konnte es nicht fassen. Wenn er ins Dunkle gegangen war, wenn er verzweifelt war, wenn er in

Irren ging — da vorn stand immer der Justizrat und winkte ihm. Und er wußte, der stand fest und sicher, und fest und sicher war der auch seinen Weg gegangen, mit starkem Willen.

Aber nun war's leer da vor ihm.

Sein Schmerz war lange dumpf und stumm geblieben. Nun füllten sich ihm die Augen mit Tränen. Er hielt sie nicht zurück, er weinte.

Aber die Tränen waren rasch versiegt. Sie hatten ihn nicht befreien können. Dumpf und stumpf blieb der Schmerz in ihm liegen. Er war wie in einem engen Zwang. Er wollte sich befreien. Er wollte an seinen Vater denken, an Inge, an Frau Moltan. Aber er gewann keine Vorstellung. Es war alles hart und schwer und schwarz in ihm.

Er war zu keinem Gedanken fähig. Es war auf einmal alles unterbunden in ihm. Sein Wesen war wie zugeschlossen, alle Zu- und Ausgänge verriegelt.

Er sah zum Fenster hinaus, in den Garten, in die Landschaft. Es war alles tot. Es war alles still.

Er stand wie vor einer Gruft. Er hörte dumpfe Töne, wie wenn Steine rollen. Immer tiefer hinab, Schicht über Schicht.

Es tat ihm weh. Es schnitt ihm in die Seele. Es riß und zuckte in ihm. Es war kalt. Kalt wie Eis.

Er schüttelte sich. Die Zähne klapperten ihm, so fror ihn.

4.

Tage und Tage hatte Hans Sturm einen stummen Schmerz mit sich herumgetragen. Er hatte an Frau Moltan geschrieben. Aber es war ein leerer, nichtssagender Brief geworden. Er hatte so vollausströmend schreiben wollen, an seine Jugend erinnern, an Inge, an all die glücklichen Tage, die er im Hause des Justizrats verlebt hatte, und er hatte sagen wollen, was ihm der Justizrat gewesen, mehr als Vater, ein Freund, ein Führer, direkt ein Vorbild. Ja, ein Vorbild, in seiner Ruhe und Beherrschung, in der Feinheit seines Empfindens, in dem großen Zug seines Wesens, in seiner ganzen Ganzheit! Auf einmal war ihm klar, was der Justizrat gewesen war, auf einmal empfand er das Letzte und Eigenste von ihm lebendig und voll.

Aber er hatte es nicht ausdrücken können. So stark er es auch empfunden, Worte trafen es nicht. Sie waren ihm kein Ausdrucksmittel, sie lösten nichts von ihm.

Und nun lag diese Gebundenheit auch in seinem Spiel. Der Professor hatte es auch gesagt.

„Was ist's nur auf einmal wieder, Herr Sturm — es ist alles wie festgeschmiedet, alles wie unter einer Decke. Es will nicht heraus, es kriecht, es klebt — es fliegt nicht. Es erhebt sich nicht. Es ist eine Unfreiheit in Ihnen, die Ihren Ton und Ihre Auffassung hemmt. Sie hatten neulich einen so schönen Anlauf genommen. Ich hatte mich wirklich schon gefreut. Denn bei solchen Naturen wie die Ihre, da geht's auf einmal. Nicht den Erfolg, mein ich — das Aufschließen. Da ist's dann, wie wenn man ein Verlies auftut, eine Schatzkammer. Die muß der Mensch freilich in sich haben. Denn der Mensch kann nichts hergeben, der nichts in sich hat. Und ich meinte schon. Nun weiß ich aber auf einmal nicht."

Ja, Hans fühlte es selbst. Er litt unter diesem Gebundensein.

Und es blieb Tage und Tage so in ihm.

Dann drängte es ihn zum ersten Male, ein musikalisches Thema niederzuschreiben. Es war geradezu ein Zwang für ihn — die mechanische Arbeit dabei geschah in halber Unbewußtheit.

Seltsam — die frohen Tage seiner Kindheit standen vor ihm, die hellen, sonnigen Tage, und ein lieber Alter schritt vor ihm, still — gelassen — und er folgte seinem Weg — und Kinderjubel klang, und leichte Füße sprangen, und in Grün und frischem Blühen stand der Park, die Vögel sangen, die Winde säuselten, und es war alles ein Glück in träumerischer Friedlichkeit. — — Er stand an einem Grabe. Einer war aus

dem hellen, lichten Tage ins schwere, kalte Dunkel gegangen. Er war zur Ruhe gegangen, nach treuem Wirken, er hatte die Aufgabe gelöst, die ihm das Leben gestellt hatte, er hatte erfüllt, was ihm bestimmt worden war. Und Liebe ließ er, die um ihn weinte und ihm voll Dank und Sehnsucht nachsang. — — Und wieder sah er den Alten im Leben — oben auf der Freitreppe, wie sein eigenes Denkmal. Und plötzlich war er's nicht mehr, nicht mehr seine Gestalt — sein Auge vielleicht nur, seine Stimme, sein Wesen, in anderen, in Jüngeren. Nein, er sah's deutlich, in einem Jüngeren, der seinen Weg ging, aufwärts, willensfroh, nach einem fernen, hohen Ziele, stark, zaglos. — — Und in ihm brauste es wie ein Auferstehungshymnus über die Welt hin.

Es waren drei Sätze geworden: ein Allegretto-, ein Adagio- und ein Allegro maëstoso-Satz.

Hans fühlte sich bewegt und aufgeregt. Es war ihm, als sei er durch einen frischen Strom geschwommen, als sei er gekräftigt von der Bewegung, von Wellen und Wärme, als sei er ein neuer Mensch.

Er arbeitete fieberhaft. Er mußte fertig werden, es ließ ihm nicht Ruhe. Er ließ sich beim Professor in der Kompositions- und Orchesterklasse entschuldigen. Er sei krank. Er war ja auch krank, ihn fieberte. Es war ein Fieber gesteigerter Gesundheit.

Aber er brauchte keinen Arzt, keine Arznei, keine Bettruhe — er brauchte nur Zeit zu seiner Arbeit. Tag und Nacht arbeitete er.

Wie hatte der Professor einmal gesagt: es muß Kern haben, Kristall. Gestalten, Bilder, Anschauung.

Früher einmal, da war's auch so ein Schauen in ihm gewesen, in dem Konzert des Musikvereins damals. Nun war's wieder da. In diesen Noten, die da in den Linien ruhten, so fest darin saßen, in denen war die Bewegung seines inneren Schauens.

Sein Puls hämmerte. Er schaffte und schaffte und arbeitete die Stimmen aus. „Sonate für Violine und Klavier" hatte er überschrieben.

Sein Opus I! Er wollte drüber schreiben: Inge gewidmet. Aber nein! Er sah Inge vor sich als Kind. Als ein Kind, und nicht mehr! Als seine Gespielin, die er gehabt, die ihm lieb war, der er schöne Freuden verdankte.

O ja — und dann wieder — wie sie ihn angesehen, wie sie ihm zum Abschied die Hand gegeben — wie sie seinen Lorbeerkranz getragen, seinen ersten Lorbeerkranz! Inge! Aber wie er auch Momente seines Erlebens mit ihr in seiner Erinnerung weckte — sie blieb ihm ein Kind. Immer wieder stand sie als Kind vor ihm. Und er war mittlerweile groß geworden und erwachsen. Er war anders geworden — sie war ihm geblieben, was sie ihm früher gewesen war.

„Dem Andenken des Justizrats Moltan" schrieb er drüber.

Am vierten Tage war er fertig. Noch eine Überarbeitung, dann sollte es gut sein.

Er war erschöpft, er mußte ruhen.

Er war nun wirklich krank, er mußte das Bett hüten.

Manchmal fiel es ihm doch ein: wenn er sie Inge vorspielen könnte! Mit Frau Moltan spielen könnte! Oder nein — der Justizrat müßte sie hören können! Inge würde sie nicht verstehen, nicht ganz verstehen, nicht das Letzte, was er darin gesagt hatte. Aber der Justizrat! Der würde ihm auf die Schulter klopfen: „Weiter so!" würde er sagen.

Ja, weiter! Es war nur ein Anfang, es war keine Vollendung. Es durfte ja noch keine sein!

Hans empfand zum erstenmal schmerzlich, daß er noch keinen Freund gefunden hatte. Die Schüler des Konservatoriums — ach gewiß, ja — es waren liebe, tüchtige Leute darunter, aber sie bedeuteten ihm nichts. Er hatte seither den Justizrat und Inge gehabt, die in ihm lebendig geblieben waren. Aber nun fühlte er sich ganz allein. Er fühlte — Inge verblaßte in ihm, genügte nicht mehr, wollte er richtiger sagen — und der Justizrat war tot.

Das Alleinsein tat ihm weh. Das Gefühl der Verlassenheit ertrug sich so schwer.

Wenn er nur Skarletta näher kommen könnte! Er überlegte, ob er ihm sein Opus vorlegen sollte. Oder dem Kompositionslehrer lieber zuerst? Ein milderes Urteil würde der ja fällen. Skarletta würde die Arbeit gehörig unter die Lupe nehmen, der andere würde mehr nach technischen Fehlern suchen.

Er entschloß sich — er wollt's doch Professor Skar-

letta zuerst vorlegen. Er gönnte sich noch die letzten Tage der Woche zu einer gründlichen Durcharbeitung.

Und nun trieb's ihn ordentlich, zu seinem Meister zu kommen. Dann ging er in erwartungsvoll-festlicher Stimmung in die Stunde.

„Wie geht's?" fragte der Professor.

„Gut, sehr gut!" sagte Hans.

„Na, was ist?"

„Ich bringe Ihnen hier meine erste Komposition!"

„So?" sagte der Professor, „was ist's denn? Ein Liedel? Was vom Mai?"

Hans war nicht zu verletzen heute.

„Eine Sonate!" pochte er auf.

„Was? Wa—a—as? So hoch hinaus gleich?"

„Ja," sagte Hans schlicht.

Der Professor sah ihn ein Weilchen an.

„Was ist denn geschehen?"

„Hier steht's drin," erwiderte Hans zuversichtlich.

Der Professor sah die Komposition durch. Er nickte ein paarmal.

„Monsieur Sturm!" sagte er und gab ihm die Hand. „Probieren wir's mal."

Sie spielten die Violinstimme.

„Monsieur Sturm!" sagte der Professor, „à la bonne heure!"

Er setzte sich ans Klavier.

„Nehmen Sie den Violinpart allein, bitte!"

Sie spielten die Sonate.

„Monsieur Sturm!" der Professor sprang nach der Beendigung vom Stuhl auf, „heureka! Wie ich mir's gedacht habe! Sie sind so eine Natur! Nun war der Schmerz der Schlüssel. Ich dachte mir immer, die Liebe wird's einmal sein. Aber ich möchte beinahe sagen, es ist besser so! Laufen nicht ein paar Mädchenfüße durch das Allegretto? Nichts reden — ich bin kein Beichtiger — wenn man so was kann, braucht man nicht zu reden. Denn dann redet man nur für die Neugier. Spielen wir's noch einmal."

Sie spielten die Sonate noch einmal.

Hans glühte. So ein Lob!

Sie spielten heute länger als zwei Stunden zusammen.

Der Professor behielt Hans zu Tisch.

„Monsieur Sturm!" sagte er heut nur. Das war eine besondere Ehre. Ehe Hans wegging, nahm er ihn noch einmal fest bei der Hand.

„Ich lade Sie zum Zusammenspiel, zweimal in der Woche, am Mittwoch und am Sonntag, ein, zu eigenem Genuß! Mit den Stunden ist Schluß von heute an! Bald wird Ihr Abfall kommen! Tut nichts! Ich hätte Sie ja längst können laufen lassen — aber dann wär's nicht ungefährlich gewesen. Es wäre zu leicht für Sie gewesen — Schwierigkeiten waren für Sie notwendig. Es war schon zu viel, zu rasches Können in Ihnen, zu viel Gefühlsschwellung, wissen Sie! Es war tapfer von Ihnen, daß Sie nicht verzweifelten. Ein bißchen Kontrolle lassen Sie mir noch, bitte! Es wäre mit Ihnen so eine halbe Wunderkinderei geworden, und da wär's

schade um Sie gewesen. Ich hab's ernst mit Ihnen gemeint, und ich habe Sie ernst genommen. Nichts danken! Das geschah lediglich um der Sache willen."

Nun war Hans das Wesen dieses harten Mannes, der ihn so arg mitgenommen hatte, klar geworden. Jetzt schaute er in ihn. Und da war alles rein und licht in diesem Wesen. Hier hatte er einen Freund, und hatte einen gehabt, da er gemeint hatte, er stehe allein und verlassen in der Welt.

Unwillkürlich trat in seiner Einbildung die Gestalt des Justizrats neben die seines Lehrers. Er mußte ihm nun doch danken.

Aber Skarletta lehnte ab.

„Vergessen Sie nicht, Monsieur Sturm, daß Sie jederzeit bei mir willkommen sind, als mein Freund. Ich halt's mit meinen Schülern immer so. Freundschaft in der Lehrzeit schadet der Lehre, das ist meine Meinung. Wenigstens habe ich das an mir ausprobiert. Sie führt zu persönlichen Rücksichten, die der Sache schaden."

Aber noch einmal sagte Hans: „Ich danke Ihnen, Herr Professor!"

Das Herz schlug ihm hoch.

„Und im Winter werden wir uns streiten, Monsieur Sturm, wer Ihre Sonate spielt. Ich oder Sie! Heben wir das für den Winter auf!"

Hans war beglückt nach Hause gefahren. „Kreuz und quer, stundenlang," hatte er dem Kutscher gesagt. Er hatte eine Aufgabe, einen Beruf. Er hatte sich!

Und nun: genießen, genießen! Sich fühlen! Über den Menschen, für die Menschen! Über allem Kleinen einmal! Sich fühlen!

Nach Hause schrieb er eine Karte an seinen Vater, eine an Frau Moltan.

„Sieg!" fingen beide an!

5.

Inge empfing die Nachricht vom Tode ihres Großvaters in Berlin. Seit drei Monaten war sie aus Brüssel weg und bereitete sich in Berlin auf ihr Abiturium vor. Im Sommer hatte sie den Entschluß gefaßt, im Herbst und Winter hatte sie mit der ihr eigenen Zähigkeit daran gearbeitet, ihn zur Ausführung zu bringen. Das kostete schwere, schwere Nächte. Es war doch ein größeres Stoffgebiet, als sie sich anfangs vorgestellt hatte. Aber das schreckte sie nun nicht, es mußte durchgeführt werden. Und sie — wollte! Das genügte. Nun war sie in Berlin, um in den letzten drei Monaten das Letzte für das Examen zu tun.

Letzten Sommer hatte ihr Streben dieses Ziel bekommen.

Sie konnte nicht wie sonst ihre Ferien in England zubringen. Sie war darum mit Madame Bovare nach Norderney gereist. Sie wollte einmal nichts lernen, nichts beobachten, nicht viel Neues sehen, sie wollte einmal lustig sein, genießen, sich recht eigentlich freuen. Sie wollte sich in den Sand legen und von der Sonne bescheinen lassen,

von der lieben, hellen Sommersonne, die überm Meere klarer steht wie überm Lande, sie wollte den Wellen zusehen und den Wellen lauschen, wollte hinausschwimmen in die salzige Flut und ihre Kraft fühlen, ihrer Kraft sich freuen, wollte segeln, wenn die Wogen hochgingen, und sich vorm stärksten Sturme nicht fürchten. Herrgott ja, sie wollte Seemann sein! Sie wollte jung sein, stark, mutig! Und einmal ganz nach eigener Fasson!

So waren die ersten acht Tage hingegangen. Nur eines war ihr versagt geblieben: der Sturm. Das Meer lag glatt, ruhig, hell und friedlich. Am Abend eine leichte Brise — aber weiter nichts. Nicht das leichteste Segelwetter einmal.

Sie griff wieder zu einem Buch. Was wollte man denn anders tun! Und sie saß fast den ganzen Tag im Strandkorb. Oder wenigstens war sie in seiner Nähe. Das Herumgehen ermüdete sie zu sehr. Sie war keine gute Fußgängerin, die Ausdauer fehlte ihr dazu. So lag sie viel im Dünensand und träumte und saß im Strandkorb und las. Und eigentlich haßte sie die Strandkörbe, und sie haßte das Buch und das Lesen am Meer. Und sie tat's doch. Dieses zahme Wetter! Sie verwünschte es!

Sie bekam eine tolle Lust, zu tanzen. Sie bat Madame Bovare, mit ihr zur Reunion zu gehen. Wenigstens einmal tüchtig tanzen wollte sie.

Das Konversationshaus war festlich erleuchtet. Die meisten Tische waren schon besetzt. Man soupierte. Madame Bovare fand noch ein Ecktischchen heraus, das unbesetzt war. Sie bestellten.

Inge sah sich im Saale um.

Ihr Blick fiel auf einen Herrn am Nachbartische, den sie wiederholt am Strande gesehen. Sie glaubte bemerkt zu haben, daß er ein paarmal ein besonderes Augenmerk auf sie gerichtet habe, wenn sie lesend im Strandkorb gesessen hatte.

Es kicherte etwas in ihr. Die liebe weibliche Eitelkeit, die Mädchenfreude, einem Manne gefallen zu haben.

Sie erinnerte sich der Momente, wo sie ihn gesehen hatte. War er nicht gestern noch geradezu auffällig stehen geblieben und hatte nach ihr geschaut? Und war dann wiederholt an ihrem Strandkorb vorbeigegangen? Sie hatte es erst gar nicht weiter beachtet, aber jetzt legte sie Wert darauf. Und sah er nicht jetzt wieder so aufmerksam und interessiert zu ihr her? Sie konnte kaum zu ihm hinübersehen, gleich trafen sich ihre Blicke. Und es drängte sie doch, ihn sich genau anzusehen. Sie hatte jetzt seinen Kopf beinahe im Profil. Der Kopf erschien klein, weil der Hinterkopf ziemlich flach war. Aber die Scheitellinie bildete einen schöngeschwungenen Bogen. Die Stirn war nicht hoch, aber die Nase sprang mit einem kühnen Schwung aus dem Gesicht heraus, ohne zu stark zu werden. Der Mund schien klein zu sein und das Kinn spitz und ein wenig nach vorn gezogen. Er mußte schön sein. Sie wartete, bis er den Kopf ein wenig drehte. Er hatte nicht große, aber lebhafte, sprechende Augen, und in seinem Antlitz war ein schönes Gleichmaß, ohne daß es irgendwie weichlich wurde. Er war schön,

ein schöner Mann, schön und männlich sein Gesicht. Sie sagte sich's.

Sie aß nur wenig. Sie saß in Erwartung irgendeines Neuen, Freudigen. Von ihm sollte es ihr kommen. Sie war unruhig. Wie, was bildete sie sich da ein? War sie plötzlich eine Törin geworden? Hatte sie nicht schon viele Männer gesehen und nicht beachtet?

Und doch mußte sie wieder an ihn und an das Kommende denken.

Nun wußte sie's: würde er mit ihr tanzen?

Ach ja, das würde er! War das so viel? Sie lächelte in sich hinein, und ihr Herz schlug rascher und lauter. Es wurde ihr warm. Sie fühlte ein Glühen in sich, in allen Adern. Sie mußte einen Moment die Hand gegen die Brust pressen. Sie fühlte ein Spannen in ihrer Brust. Sie tat ihr weh — wohlig weh.

Die ersten Klänge der Polonaise, ein paar Takte zur Einladung. Inge zitterte.

Der Herr stand von seinem Sitze auf, trat heran, verneigte sich sehr förmlich, stellte sich vor — Rechtsanwalt Doktor Kothe — lächelte ein wenig siegesgewiß und bat Inge um die Ehre des Tanzes.

Inge hüpfte das Herz.

Einen Moment freilich war etwas in ihrer Seele — — das Lächeln. Es kam ihr ein wenig verbraucht vor, es war schon vor mancher Schönheit gelächelt worden. Es hatte dadurch etwas Schiefes, etwas direkt Rouéhaftes bekommen. Einen Moment war etwas wie Abscheu, wie Widerstreben in Inges Seele. Aber die Kapelle

spielte, die Polonaise lockte — sie sah neben sich den schönen Mann, der sie zum Tanze begehrte, groß und — sieghaft. Nun wirklich sieghaft.

Sie hing an seinem Arme. Sie drückte Madame noch rasch die Hand. Und nun schritt sie an seiner Hand in den Reihen der anderen die Polonaise. Und zum Schluß tanzte sie den Walzer mit ihm.

Wie er tanzte! Leicht wie auf Federn.

Es ging etwas von ihm aus, das sie früher nicht gekannt hatte. Es war wirklich etwas Sieghaftes in ihm — nicht eigentlich ein Don Tenorio — sie lächelte heimlich in sich — eine graziöse, geistreiche Liebenswürdigkeit.

Schon die Art seines Sprechens. Mehr ein Lauern auf sie. Was *sie* sagen würde. Dadurch hielt er sie beständig in Spannung, sie mußte sich beständig zusammennehmen, in ihrer Antwort nicht zu entgleisen.

Sie saßen in einer lauschigen Ecke im Nebensaal. Sie sprachen über Musik. Er erzählte von den Kunstgenüssen, die er durch persönliche Bekanntschaften gehabt habe. Er hatte plötzlich ein neues Ansehen in ihren Augen gewonnen. Er bekam etwas Autoritatives für sie.

Er war ein Süddeutscher. Er liebte den Wald, die Berge.

„Ich liebe das Meer über alles," sagte Inge.

„Kamen Sie schon zu einer Segelpartie?" fragte er.

Inge verneinte.

„Beim ersten Segelwetter, gnädiges Fräulein —

würde es Ihnen Vergnügen machen, wenn wir zusammen — —?"

„Also Sie lieben doch auch das Meer?"

„Darum bin ich ja hier."

Sie machten eine Segelfahrt zusammen aus.

Dann gingen sie zum Tanze.

Inge war, er erfülle alles, was ihr ein Mann erfüllen könne.

Und er freute sich heimlich ihrer Unberührtheit.

Sie verbrachten den Abend zusammen. Sie saßen bald bei Madame, oder sie saßen in einer verschwiegenen Ecke.

Inge strahlte.

Er lächelte — es war nun doch ein feines Lächeln geworden. Es hatte sich an seinem Gegenstande verfeinert.

„Er ist charmant," flüsterte Madame einmal Inge ins Ohr.

„Charmant!" Inge jubelte. Und er tanzte — so leicht und graziös, spielend. Es war ein Genuß, mit ihm zu tanzen.

„Er versteht das Leben!" sagte Madame Bovare. Sie hatte einen Blick dafür. Sie maß es am Äußeren ab. Sie sah nichts für sich allein, sie sah alles im Zusammenhang — sie sah nicht nur die gegenwärtige Situation, sie sah einen bunten Wechsel von allen möglichen Lebenslagen. Er versteht das Leben — so wie er leicht, graziös, spielend, beherrschend eben mit Inge tanzte, so würde er sich graziös, leicht, spielend, be-

herrschend in allen Lebenslagen ausfinden. Sie sah gern dem Paare zu. Wie Inge an ihm hing — wie er sie hielt, wie er ihre Hand hatte! Wie sein Arm um ihre Taille lag.

Madame Bovare hatte Menschenkenntnis.

„Er ist kein Sieger, er ist ein Gewinner," sagte sie sich. „Er findet nirgends Kampf und Widerstand."

Sie beobachtete ihn weiter. Sie prägte sich seine Bewegungen ein. Die leichte Biegung seines Knies beim Tanzen, das leise Vorneigen seines Kopfes. Es war, als nehme er die zarte Inge in sich. Und er hatte doch eigentlich nichts Robustes, Germanisches.

Sie konnte sich nicht zurückhalten, zu ihm zu sagen: „Charmant, Monsieur!"

Sie errötete.

Er verbeugte sich.

„Tanzen wir schön zusammen?" fragte Inge naiv.

Madame warf ihr einen Blick zu.

Inge war verliebt. Madame hatte es jetzt erkannt. Es war ihr wie ein Schreck ins Herz gefahren.

Sie schloß einen Moment die Augen. Sie sah das Paar vor sich — wie er sich ein wenig mit dem Kopf über sie beugte, wie er ein wenig die Kniee einbog — wie er Inge förmlich in sich nahm.

Madame wurde es heiß. Das Bild war ihr unangenehm. Sie wußte nicht, was es plötzlich war, sie fühlte sich müde, zerschlagen.

Inge tanzte. Sie hätte am liebsten keine Pause gemacht. Sie hätte am liebsten drei Tage und drei

Nächte so getanzt. Nie im Leben hatte sie eine so tolle Lust gefühlt. Ihr war, sie habe geschlafen seither. Und nun sehe ich den hellen, lieben, lichten Tag, alles Sonnenschein und Blühen, Musik und Tanz.

Sie meinte, so müsse das ganze Leben sein. So müsse es hingehen zwischen heimlichem Flüstern, lustigem Einander-schöntun, sich ein wenig ernsthaft Zeigen vor den Leuten und sonst — tanzen!

Sie dachte nichts weiter, sie erinnerte sich an nichts, sie sah nichts vor. Und „er"! „Er" — das war ja eine Selbstverständlichkeit! Sie und „er" — das war auf einmal so natürlich und selbstverständlich. Das war so hoch und hehr! Das waren Harfen- und Engelslieder.

Madame Bovare sah ängstlich zu ihr hin.

Sie schlug vor, heimzugehen. Sie sei müde und abgespannt — Menschen, Musik, Tanz — es habe sie abgespannt.

Inge bat so kindlich. Und der Doktor bat bescheiden.

„Er ist ein Gewinner," dachte Madame.

Sie blieben also noch bis zum letzten Tanz.

Sie gingen dann zur ungarischen Kapelle bis lange nach Mitternacht. Und Inge schwelgte. Und Doktor Kothe las alles aus ihren Augen, was er von ihr lesen wollte. Auch einer, der weniger geübt war, hätte diese Augensprache verstanden. In seinem Gesicht war die Freude eines wohligen Genießens. Eine Jugend mit all ihrer Reinheit und ihrem Schmelz war ihm da gegeben. Es war noch eine halbe Scheu in ihm, wie er

sie nehmen sollte. Diese Scheu gab seinem Lächeln noch eine leise Erhöhung und dämpfte das Sybaritische.

Er begleitete die Damen zu ihrer Wohnung. Die Sterne verblaßten schon. Wie von einer Hand vorsichtig weggezogen, wich der graue Schleier vom Blau des Himmels. Fern am Horizonte glühte ein roter Streifen auf. Das Meer erglänzte.

Inge sah es nicht.

Sie plauderte. Sie hing schwer am Arme des Doktors.

Die Möwen flogen in Scharen übers Meer. Die Wellen brausten heran an die schweigende Insel. In der Luft war Sonnenflimmer — und die weißen Körper der Möwen waren von einem lichten, glänzenden Schein umrändert.

Höher stieg die Sonne.

Inge sah und hörte nichts. Meer und Himmel und Sonne, Möwen und Wellenschlag — alles versank in ihrem trunkenen Lebensgefühl, in ihrer singenden Freude.

In ihrem Herzen war eine Nachtigall.

6.

Meer und Himmel und Sonne, Wogen und Wellenschlag, Möwen und Boote — es war alles versunken in Inges trunkener Lust. Sie war verliebt. Süß verliebt. Sie dachte nur an ihn. Genießen, froh sein mit ihm. Plaudern mit ihm, lachen mit ihm, recht lustig sein, tanzen bei der nächsten Reunion, an seinem Arme spazieren gehen, mit ihm hinausfahren ins Meer, neben ihm im Sande sitzen — nichts sehen und hören von der Welt ringsherum, nur ihn!

Von lauter Liebesfreude sang's in ihrem Herzen. Alles Leben Sonnenschein und Blühen, ein heiterer, fröhlicher Traum.

Sie trafen sich jeden Tag. Sie amüsierten sich köstlich zusammen. Nie im Leben hatte sie sich so amüsiert. Sie hätte nur immer hüpfen mögen. Nur immer hüpfen und singen, trillern wie eine Lerche.

Er war sehr aufmerksam zu ihr. Wo es etwas Amüsantes zu sehen und zu hören gab, führte er sie hin. Oft ging Madame Bovare mit, oft gingen sie auch allein.

Madame hatte noch nichts gesagt, obschon sie für Inge fürchtete. Aber sie wollte abwarten.

„Man muß das Feuer ausbrennen lassen," sagte sie sich. Sie war aber auf der Hut, so viel sie's unauffällig sein konnte. Sie fand den Doktor Kothe immer noch charmant — aber für Inge war er ihr unangenehm. Sie konnte sich nicht helfen, für Inge war er ihr unangenehm.

Inge und der Doktor hatten eine Segelpartie gemacht. Es hatte endlich Segelwetter gegeben.

Sie blieben lange draußen. Inge jubelte. Je toller, je lieber. Sie war einmal wieder zur Natur zurückgekehrt, zum ersten Male wieder. Sie hörte das Segel knattern, sie hörte die hohlen Töne des Sturmes über die tieferen des Meeres hingehen. Sie vergaß ganz den Doktor.

Plötzlich sprach ihre Verliebtheit in ihre Segelfreude hinein. Sie hielt einen Moment den Atem an, daß sich ihre Nasenflügel aufblähten. Alle Muskeln ihres Gesichtes waren gespannt — sie hatte etwas Rassiges im Ausdruck. Der Doktor erstaunte. So hätte man sie mehr fürchten können als lieben. Aber gleich fiel alles wieder schlaff ab in ihren Zügen, und die leichte Erregung ihrer Freude zitterte in ihnen. In ihrer Verliebtheit schien ihr die Freude des Segelns erhöht. Erhöht in ihm.

Sie lächelte. Und dann warf sie ihm einen verliebten Blick zu. Er quittierte mit diskretem Lächeln.

Sie sprachen viel mit den Augen auf der ganzen

fahrt. Ihm erschien es ganz selbstverständlich. Und so nahm er's hin, und so gab er's wieder.

Es war schon dunkel, als sie landeten.

Sie gingen Arm in Arm auf Um- und Zickzackwegen.

Sie waren so ganz allein.

Er blieb stehen.

„Inge!" sagte er.

„Otto!" sagte sie.

Sie gingen weiter.

Er blieb wieder stehen.

Sie sagten nichts. Sie küßten sich stumm.

Und dann gingen sie ein paar Schritte weiter.

„Otto!" sagte Inge.

Und sie hob sich auf die Fußspitzen und küßte ihn.

In ihr war ein Glück, das flog davon auf Lerchenflügeln und kehrte wieder und saß im Neste — und zwitscherte und zwitscherte.

Inge hatte ihren ersten Kuß geküßt.

Sie meinte, sie müsse schweben. Sie tänzelte an seinem Arme den Rest des Weges hin.

Sie meinte, das Leben sei e i n seliger Augenblick.

Und das Leben schenkte ihr noch manchen solchen Augenblick in den kommenden Tagen und Wochen. Sie kostete jeden ohne weitere Rechenschaft, ohne rechtes Bewußtsein.

Bald war's ihr eine süße Gewohnheit geworden, fast ein Sport. Wie man Lawn Tennis spielt oder Rad fährt. Anfangs mit Eifer und Begeisterung, dann weil's eben in den Tageslauf eingesetzt ist.

Inge wurde sich dessen nicht klar bewußt. Aber plötzlich wurden Fragen in ihr laut. Das Schwere in ihrer Natur, das Zielklare in ihrer Erziehung, so lange unterdrückt, erhielten die Oberhand. Sie kehrte zu sich selbst zurück.

Sie fragte sich, was ihr Doktor Kothe wäre, wie sie die Welt, das Leben, sich in ihm finde — was ihr in ihm aufgegangen. Lust und Heiterkeit, frohes Spiel. Und er selbst, wie stand er vor ihr? Sie war absolut ehrlich gegen sich. Sie hatte Forderungen an den Mann. Er mußte ihr etwas geben, davor sie Respekt haben konnte, das ihr wert schien, ihr Inneres auszufüllen — er mußte ihr eine Welt sein, mußte dem Leben Bedeutung, Perspektive, Werte geben. Was sie damit wollte, was sie als Gegenleistung habe, daran dachte sie noch nicht. Und wie sah sie nun Doktor Kothe? In seiner Charme, in seiner Eleganz und Liebenswürdigkeit, in seiner Geschicklichkeit und leichten Sicherheit in Gesellschaft — aber in gar nichts Großem, Starkem, Eigenem, davor sie sich gebeugt, das sie verehrt, daran sie sich aufgerankt hätte! Dafür sie sich und ihr Leben eingesetzt, sich geopfert hätte.

Daran dachte sie plötzlich — nein, sie hätte sich nicht für ihn opfern können. Das wußte sie nun. Und altklug machte sie sich einen Weisheitssatz zurecht: Liebe zeigt sich in ihrer Opferkraft!

Sie wußte nicht, war das ein Balken oder ein Strohhalm — jedenfalls hielt sie sich daran fest.

Und was sollte werden?

Da versagte ihr Mut. Sie hielt sich die Augen zu. Ihr war, sie müsse mit verbundenen Augen in die Welt rennen, und das Leben sei schon gut und nehme sie schon bei der Hand und führe sie in ihr Arkadien.

Sie war darin noch ein halbes Kind. Sie war noch ohne Härte.

Und wie oft sich ihr auch derartige quälende Stunden einstellten, am Tage in die Irre trieben, daß sie einmal in halber Verzweiflung durch die Dünen hin den langen Weg bis zum Leuchtturm gelaufen war, wie sehr sie in bitterer Selbstqual die Nächte durchwachte — wenn sie Doktor Kothe sah, war alles wie weggeblasen, sie lachte und scherzte und war ausgelassen, als sei ihre Seele spiegelglatt. Um so stärker freilich kamen dann die Vorwürfe. Aber trotzdem — es wirkte etwas auf sie, dem sie sich nicht entziehen konnte. Sie weinte die ersten Tränen darum.

So war wieder eine Reunion angekündigt — im Königlichen Strand-Etablissement.

Madame Bovare war krank. Sie bat Inge, bei ihr zu bleiben, sie fühle sich so schwach.

Inge willigte ein. Sie pflegte gern Kranke, und sie hoffte, sie könne Madame ihr Herz ausschütten.

Der Doktor mußte allein gehen. Er werde dann auch nicht die Reunion besuchen, sagte er schmollend. Aber Inge blieb fest, sie müsse Madame pflegen. Er küßte sie flüchtig und ging.

O, dehnte sich der Abend! In Inge war so viel

Zwiespältiges, sie fand kein Wort. Sie saß stumm bei Madame, die in ihrem Lehnstuhl lag und über ihre Migräne jammerte.

Inge las. Sie hatte sich Björnsons Bauernnovellen verschafft. Der Doktor hatte ihr eigentlich noch nicht ein gescheites Buch gegeben. So das allgemeine Leihbibliothekenfutter, nicht das allerschlechteste, aber die Grenze lag tief genug. Sie erfrischte sich an Björnsons Poesie — sie las „Ein fröhlicher Bursch" mit strahlenden, tränenden Augen.

Sie vergaß das Kranksein von Madame, sie vergaß die engen Wände — sie ward wieder Inge, die das Meer liebte und den hohen Himmel drüber, die Wellen und den Sturm.

Und leise tippte ein Name an in ihrem Gedächtnis: Hans!

Aber sie entschlug sich dem. Leben, Leben, Leben! In ihr jubelte es wieder! Mensch sein! Sie selbst sein!

O, nun hätte sie tanzen mögen! Nun, nun — nicht verloren, hingegeben in den Armen eines anderen — ihr Tanz sie selbst, der Ausdruck ihrer Beglückung und Freiheit — nicht mit den heimlichen, tändelnden Beziehungen zu ihrem Tänzer, mit der großen Liebe und Wertung für ihn, darin sie von sich nichts verlor.

Sie berauschte sich an starken Worten und großen Begriffen. Aber ihr Wesentliches lag darin und sprach sich in seinem Kerne aus.

Sie bat Madame so sehr, mit ihr zur Reunion zu gehen. Sie wußte ja, Madame hatte Migräne. Das

war nicht immer so schwer und bedeutungsvoll. Das war oft Laune. Sie bat so sehr.

Und Madame hatte Mitleid.

Sie machten Toilette, und dann gingen sie zum Strand-Etablissement. Madame wollte sich ein gemütliches Plätzchen oben auf der Galerie aussuchen. Inge begleitete sie.

„Aber der Doktor ist ja nicht da," sagte Madame.

„Ja, das habe ich vergessen," sagte Inge zerstreut.

Da sahen sie hinunter, wo gerade der Walzer angefangen hatte.

Inge faßte Madame an der Hand und zog sie weg. Sie gingen hinunter in den Nebensaal, wo soupiert wurde. Sie stellten sich nahe an die Türe.

„Tanzte er auch so mit mir?" fragte Inge.

Madame wußte keine Antwort. Sie verstand nicht, Inge hatte ja noch nicht zu ihr gesprochen. Sie wußte nicht, was sie meinte.

Da tanzte ein Paar vorüber.

Madame konnte kaum einen Schrei unterdrücken. Sie verstand.

„Genau so!" sagte sie hart.

Doktor Kothe tanzte mit einer kleinen, eleganten Dame. Inge beobachtete scharf. Sie sah, wie er den Kopf ein wenig beugte, den Hals ein wenig streckte, sie sah die Augen, die auf die entblößten Schultern starrten, sie sah das vorgezogene Kinn, — sie verfolgte seine Körperlinie weiter, die Rundung über den Rücken

hin, die leise Einbiegung der Knie — in ihr war etwas Häßliches.

War sie eifersüchtig? Nein! Er hatte ja ein Recht dazu — warum sollte er nicht mit einer anderen tanzen? Er hatte zwar gesagt — — aber das war gewiß nicht bindend — er hatte ein Recht, sein Leben zu genießen. Nein, nein, ein ganz anderes war's. Sie sah sich an die Stelle der anderen. Auch mit ihr hatte er so getanzt — sie so in sich genommen, sich so übergebeugt. Faunisch! zischte es in ihr.

„Genau so?" fragte sie noch einmal Madame.

Die nickte.

„Faunisch!" sagte Inge laut.

Und die andere — war ihm, was sie ihm war, und sie war ihm, was ihm die andere war! Spielzeug. Morgen würde diese ihn küssen, wenn sie so schwach wäre wie sie.

Der Tanz war aus. Er entführte sie in den Nebensaal auf der anderen Seite, ganz wie er mit ihr getan hatte.

Ganz wie mit ihr!

Aber sie wehrte sich innerlich dagegen — sie war nicht eifersüchtig, sie wollte es nicht sein.

Aber sie kam sich auf einmal entwertet vor. Was hatte ihm an ihr gegolten: ihre Jugend, ihre Schönheit! Eine Puppe war sie ihm. Was hätte sie ihm auch anderes sein können!

Es wirbelte in ihrem Kopfe. Sie war nichts —

sie war nur jung und schön, liebenswürdig und elegant — sie war nichts.

Es schnitt ihr durch die Seele.

Sie drehte sich um. Sie warf noch einen Blick in den Saal — wie, als wollte sie Abschied nehmen.

Sie nahm Abschied von ihrer Jugend.

Madame sah sie ängstlich an. Sie schien ihr drei Jahre älter. Es war etwas Hartes in ihrem Gesichte, etwas Starres.

„Komm, Mama!"

Es war ihr unwillkürlich entfahren. Sie sah ihre Mutter neben sich.

„Entschuldigen Sie, Madame!"

Madame lächelte.

Sie saßen noch die halbe Nacht zusammen. Inge erzählte.

„Das erlebt jede," sagte Madame erfahren. „Oder das heißt, manche erlebt's nicht. Oder es ist ihr nichts. — Es war ein Strohfeuer, Inge. Manchem verbrennt's die Jugend. Es gibt Leute, denen eine Enttäuschung ein Schicksal wird. Das ist persönliche Veranlagung. Trösten Sie sich, Inge!"

Madame streichelte ihr die Wange:

„Und seien Sie jung, Inge!"

Inge lächelte.

„Ich will ein Mensch sein," sagte sie, „und kein Spielzeug, keine Puppe, Madame, ich will eine Geltung haben!"

Sie hatte es so hervorgesprudelt ohne tiefer zu überlegen.

In Madame regten sich Gewissensbisse.

„Wie kommen Sie dazu — mit noch nicht zwanzig Jahren?"

„Ich weiß nicht," sagte Inge zerstreut.

„Gehen wir nun zur Ruhe, Inge!"

Sie sagten sich Gute Nacht.

7.

Inge hatte die Ruhe nicht finden können. Sie sann die ganze übrige Nacht. Sie wollte Klarheit.

Sie sah ein — sie war nichts. Sie war erzogen, für den Mann da zu sein, mehr oder weniger Spielzeug, Genuß, Gegenstand. Sie wollte eine selbständige Geltung haben. Sie wußte das auf einmal — sie hatte einen Ekel empfunden. Und den wurde sie nun nicht los. Wie er sie in sich genommen, ganz aufgesaugt, mit dem heimlichen, sybaritischen Lächeln, mit dem vorgezogenen Kinn, mit den dürstenden, saugenden Lippen. Die fremde Dame — und sie ebenso, vielleicht noch mehr.

Der Mann!? — sie wollte sich! Und mußte es auch ihr der Mann einmal sein: neben ihm, nicht in ihm — aufgehen in ihm, aber sie selbst bleiben. Ach ja, das wußte sie ja nicht, wie das werden würde, aber das eine wußte sie: sie selbst wollte sie sein, ein Wert, ein Ich, mit einer Bedeutung im Leben — mit einem Beruf! Jetzt hatte sie's — mit einem Beruf, einem höheren Zweck und Ziel für sich und die Menschen!

Es blieb ihr unklar, es gewann ihr die letzte Klarheit wenigstens nicht. Aber es kündigte sich deutlich genug ein anderes in ihr an — ein Ziel!

Sie schlief bis in den Morgen.

Sie erwachte mit diesem einen starken Gedanken: fort!

Sie bat, quälte, drohte, flehte bei Madame Bovare.

Aus einem halben Schuldbewußtsein heraus gab Madame nach.

Sie wollten nach Westerland fahren. Gut, morgen!

Gleich ging das Packen an. Doktor Kothe kam am Nachmittag. Er wurde nicht empfangen.

Inge war vergnügt. Ihr war, sie gewinne die Welt nun erst, es müsse etwas Großes, Besonderes für sie kommen. Sie durchschlief traumlos die ganze Nacht.

Kurz vor der Abfahrt des Dampfers schrieb sie eine kurze Karte an Kothe. Sie sage ihm Lebewohl und sie danke ihm. Sie sagte nur, sie danke ihm — aber sie verstand Gut und Böse darunter. Ja, sie dankte für beides.

Sie fuhren mit dem „Seeadler" nach Helgoland.

Ihr Herz jauchzte, als sie auf freiem Meere fuhren. Sie atmete auf. Alle Enge war von ihr genommen. Hier saugte sie Kräfte ein und Klarheit, Mut und Weite! Wie sie sich ganz anders fühlte auf einmal, als sei eine Tür in ihr aufgesprungen, und Leben sei in sie geströmt. Gehoben, bereichert fühlte sie sich. Sie betrachtete sich die Menschen — sie wollte lesen in ihnen, Wert, Bedeutung, Schicksal.

Wie man das Leben nehme, schien ihr auf einmal, das sei alles. Das mache den Menschen. Und der Mensch müsse vom Leben fordern, daß das Leben ihm gebe. Und der Mensch müsse verlieren, um zu gewinnen. Der Mensch, das Leben. Das ging von einem zum andern in ihr, vom einen zum andern. Und alles mit der Beziehung auf sie selbst, alles von ihrem Erleben aus.

Erleben! Ja, erlebt hatte sie auf einmal, eine Erfahrung, eine Bereicherung hatte sie!

Sie ging festen Trittes auf Deck her und hin. Es lag etwas Männliches in ihrem Gang. Ein gewisses Sich-fühlen, eine Bedeutung haben!

Aber sie war nicht stolz. Sie wollte ringen, erringen, sich einen Wert, eine Bedeutung verdienen. Arbeiten!

Herrgott, wie ihr das auf einmal eingefallen war: arbeiten! War sie nicht auch zur Arbeit da? Hatte sie nicht auch Kräfte erhalten? Die Bauerntochter steht mit dem Vater im Acker draußen, im Sonnenbrand, gräbt, sät, erntet! Hei, Gott, das ist was! Wenn ihr Tagewerk zu Ende ist, kann sie aufpochen, Vater und Knecht — sie hat's ihnen gleich getan. Und Madame — wie steht Madame im Leben — in eigener Kraft, alles aus sich!

Und sie! Sollte sie nicht auch zu Eigenem da sein, zu einem eigenen Kreise, zu einer eigenen Ausfüllung und Erfüllung, zu einer eigenen Gestaltung ihres Lebens! Zur Selbständigkeit!

Sie atmete die frische, warme Seeluft in tiefen, vollen Zügen — sie saugte die Sonnenwärme und das Sonnenlicht in sich ein — sie trank neues Leben.

Madame beobachtete sie still. Sie ließ sie gewähren. Sie sah nur mit Befremden den festen, entschlossenen, geradezu harten Zug in ihrem Gesichte, der ihr von ihrer Jugend und Schönheit nahm. Das allein machte ihr Sorge. Und dann sah sie wieder, wie ihr Auge die innere Bewegtheit spiegelte, wie es momentan förmlich aufblitzte, groß strahlte, als wollte es eine Welt geben, oder als stehe es genießend, staunend, empfangend vor einer Welt. Einer neuen, großen, schönen Welt.

„Sie hat an einem Becher getrunken, den sie nie mehr kosten wird. Sie fand ihn eher schal als andere. Ihre Mama hat recht, sie hat eine sichere, nähere Begrenztheit ihres Fühlens. Das ist persönliche Veranlagung."

Madame freute sich ihrer Erkenntnis und daß alles so gut abgelaufen war. Es hätte schlimmer kommen können. Und die Schmerzen, die sie nun verringen mußte — nun, die waren auch gut. Einmal mußte die jeder Mensch durchkosten. Vielleicht war der Zeitpunkt für Inge gerade der richtige. Nur das begriff Madame nicht, was Inge wohl vor hatte. Und sie hatte etwas vor, das sah sie.

Sie aß und trank ja nicht. Sie war offenbar zu sehr mit sich beschäftigt. Und sie war gar nicht weich dabei, sie war nur schwer und gewichtig.

Bis zu diesem Begreifen reichten ihre Erfahrungen nun doch nicht. Daß der Schmerz sie gleich so hart machte! Sonderbar!

In Helgoland wurde in die „Prinzessin Heinrich"

umgestiegen. Inge freute sich der Abwechselung. Sie freute sich, wieder neue Menschen zu sehen, zu neuen Betrachtungen, Fragen, Beobachtungen, Schlüssen angeregt zu werden. Darum nahm sie gleich einen Platz ein, von wo sie einen freien Blick hatte. Sie setzte sich oben auf den Radkasten.

Sie sah hinüber zum Strand, wo eben das erste Boot abstieß.

Dann kamen die ersten Passagiere auf dem Dampfer an. Es beschäftigte sie nicht weiter, es war niemand drunter, der ihr einen stärkeren Eindruck gemacht hätte.

Weitere Boote kamen. Sie dachte: dieses An- und Ausbooten ist doch eine Menschenquälerei, es sollte nicht sein. Und dann sah sie das Abschiednehmen drüben — und das Zusehen, wie man auf dem Boote hinschwamm, bis man auf dem Schiffe war, und dann, getrennt von den Lieben und beständig vor ihrem Angesicht noch Minuten und Minuten dazuliegen in der See, hinüber zu winken, kein Wort mehr sagen zu können, der Abschied verlängert und schmerzlicher gemacht, bis endlich das Schiff abfuhr. Sie dachte noch darüber nach, da war ein Herr vor sie hingetreten, der müde hinüber zum Strande winkte. Und an dem Strandkorb drüben stand eine Dame und senkte den Sonnenschirm und hob und senkte ihn, wie sie das weiße Taschentuch grüßte. Und lange ging's zwischen den beiden so, als die „Prinzessin Heinrich" längst fuhr. Der Herr hatte sein Glas an die Augen genommen und winkte müde und schwer in immer längeren Zwischenräumen.

Inge sah auch die ganze Zeit durch ihr Glas nach der Dame. Sie konnte nur eine große Gestalt sehen, die wiederholt ansetzte, fortzugehen und immer wieder zurückkehrte und dem enteilenden Schiffe nachsah und mit dem Sonnenschirm winkte. Nun aber ging sie, langsam und schwer, wie jemand, der etwas Schweres trägt. Und Inge betrachtete sich den Herrn, der vor ihr stand. Sie dachte: „denen fiel der Abschied schwer", aber sie fühlte es stärker, als es ihre Worte sagen konnten, sie fühlte, daß davon Herzen bluten könnten und daß sie in diesen Minuten Wunden empfingen, an denen ein ganzes Leben nicht fertig heilen konnte, und daß davon ein Mensch niedergedrückt werden konnte, ohnmächtig zu neuer Betätigung, unfähig zu dem freien Fluge, den er hatte nehmen wollen. Aber sie fühlte auch, daß davon ein Leben eine Bereicherung haben könne, Reichtum, und daß es nach einem solchen Schmerze nicht mehr flach und platt im Sande verlaufen könne, sondern sich seine eigenen Wege suchen müsse, Abseitswege, Abseitsgefährten, Abseitsgefahren, nicht die Alltagsgleise der anderen. Denn zu einem solchen schweren Voneinandergehen gehört Kraft, sagte sie sich. Und Kraft hebt aus der Menge. Nicht die rohe Kraft der Faust, die tiefinnere der Selbstzucht und Überwindung.

Inge betrachtete den Herrn, der eben von seinem Platze aufstand und einen letzten wehmütigen Blick auf die Insel warf, wo er sein Glück gelassen, daß es jetzt zu ewigem Verlust ins Meer versinke. Denn eben versank Helgoland den Blicken. Er seufzte und setzte

sich, und nervös strich seine Hand über den silbernen Griff seines Stockes — als streichele er seine Erinnerung wie ein Vater die kalte Leiche seines Kindes. Seine Augen flackerten, seine Züge waren gespannt. Er mochte in der Mitte der Dreißig sein. Er setzte den Hut ab und strich sich übers Haar. Es sprang hinter seiner Hand auf — er zerwühlte es. Er saß da wie ein Fünfziger, und wie er nun die Stirne in seine Hand legte, die Finger ins Haar spreizte und den Ellbogen auf seinen Stock stützte, den Blick so ganz und gar nach innen, war es Inge, er passe besser in die Zelle eines Irrenhauses als hier auf das freie Deck des Schiffes — auf dem freien Meere, in der hellen, strahlenden Sonne. Ihr war's, die Hand der Nacht ruhe auf ihm, die dunkel war. Oder die Hand des Lebens, die schwer war, und sie fühlte, daß das Leben seinen tieferen Sinn nur gegen schwere Opfer gäbe.

Und plötzlich wußte sie, daß dieses Leben tausend Inhalte haben müsse gegen das ihre. Sie versenkte sich ganz hinein, sie spann Erlebnisse, Konflikte, Verzweiflungen und Überwindungen aus — und sie meinte zu fühlen, wie groß *ein* Erlebnis für einen Menschen werden könne, wie es von allen Phasen des ihm folgenden Leidensweges ganz neue Beziehungen auftue. Und wie das doch eigentlich zum Leben führe — und eigentlich das Leben sei — *der* Mensch flach und oberflächlich bleiben müsse, dem das nie geworden.

Klar wurde ihr bewußt, daß es nicht das Glück im Leben sei, was wir fordern müßten, sondern sein

Inhalt, der Reichtum sei, auch wo er Schmerz sei — und daß sich in ihm unsere Menschwerdung erst vollziehe.

Sie nahm einen Augenblick beide Hände vor die Augen, das noch einmal ganz voll und verinnerlicht in sich zu durchleben und festzulegen. Festzulegen!

Und nun hatte sie sich! In vollkommener Beherrschung und Ruhe. Sie meinte, zu dem fremden Manne hingehen zu müssen, um ihm Dank zu sagen.

Sie hatte nicht bemerkt, daß sich der Himmel grau umwölkt, daß das Meer einen kalten, grauen Widerschein angenommen hatte, und daß es dämmerig geworden war. Alles wie in Nebel gehüllt.

Sie sah zu dem Herrn, den sie im stillen ihren Offenbarer nannte. Sie war entsetzt. Sie strich sich über die Augen. Fieberte sie?

Sie mußte wieder und wieder zu ihm hinsehen. Da saß er in seinem grauen Anzug, im grauen Hut, die Hände auf dem Griff seines Stockes, den Blick ins Leere.

Sie starrte.

Er sah aus wie eine Gestalt, die Asche geworden war. Nichts Fleisch, nichts Leben mehr in ihm, verfallen der Mund und der Unterkiefer — und die Augen große, dunkle, ausgebrannte Höhlen.

Eine Gestalt in Asche! Sie sah's nicht mehr anders — es konnte keine Sinnestäuschung sein. Sie hätte aufschreien mögen.

Der Tod!

Es hielt sie auf ihrem Platze fest. War er ihr

der Offenbarer des Lebens geworden!?

Ein Sonnenstrahl brach durchs Wolkengrau.

Wie ihr das nur eingefallen war! Da saß er, ein Lebender.

Sie sprang von ihrem Platze auf und eilte zu Madame Bovare. Als sie an ihm vorbei ging, hüstelte er, kurz, scharf, wie Schwindsüchtige hüsteln.

Inge fürchtete sich.

8.

Inge hatte Mama und Großpapa geschrieben. Sie wolle von Brüssel weg, sie wolle einen Beruf im Leben haben. Welchen, das wußte sie noch nicht. Einen großen, schweren, hatte sie nur gesagt, der Anforderungen an sie stelle.

Und nun hatte es der Zufall entschieden, am dritten Tage, da sie in Westerland waren.

Der Zusammenlauf vor dem Hause hatte sie aufmerksam gemacht. Sie ging hin und fragte, was hier geschehen sei. Man sprach von einem Blutsturz — andere von Erschießen. Die Bewohner des Hauses wollten nur von einem Blutsturz wissen.

Inge ging hinein. Sie folgte einem dunklen Drange.

Der Fremde war ihr plötzlich eingefallen.

Sie trat so sicher und bestimmt auf, daß man sie zuließ. Sie trat in das Zimmer des Kranken. Er war's! Er hatte einen schweren Blutsturz gehabt.

Inge fragte, ob zum Arzte geschickt sei. Man bejahte es ihr. Da alles kopflos war und die Familie wegen des weiteren Vermietens Besorgnisse hegte — ihre

Hauptbesorgnisse, — war noch so gut wie gar nichts für den Kranken getan. Inge ließ das Zimmer in Ordnung bringen, rückte das Kopfkissen auf und harrte nun ungeduldig der Ankunft des Arztes. Sie hatte wohl einiges über Krankenpflege gelesen, aber nun fühlte sie, wie sehr das Theorie war und wie ungewiß und unsicher sie sei.

Endlich kam der Arzt. Er untersuchte den Bewußtlosen. Er zuckte die Schultern. „Noch Stunden, höchstens!" sagte er.

Er fragte Inge, ob sie mit ihm verwandt sei. Sie zögerte, ob sie bejahen sollte. „Bekannt," sagte sie. Dann bat sie, den Kranken pflegen zu dürfen. Der Arzt gab ihr genaue Anweisungen.

Und nun saß sie am Bette des fremden Menschen, bereitete das Eis in kleine Stückchen und legte sie ihm, nachdem er das Bewußtsein wieder erlangt hatte, von Zeit zu Zeit in den Mund.

Sie fühlte sich ihm verpflichtet. Er hatte sie zwei Wege gewiesen, den letzten Weg zu sich — den Weg nun ins Leben.

Sie sann — der sie die Kraft zum Leben gelehrt hatte, mußte nun unter ihren Händen daran zerbrechen.

Warum hatte ihn das Leben in ihren Weg geführt! Waren da nicht heimliche Fäden — war da nicht ein verborgenes Band? Warum war gerade er ihr aufgefallen? Und hatte schon der Tod aus ihm gesprochen, ihn in seinen Besitz genommen auf dem Schiffe, da sie

das Gesicht des Mannes in Asche gehabt hatte! Sie halluzinierte doch sonst nicht.

Sie rührte an Geheimnisse des Lebens, die über dem einzelnen Sein walten, die das große All erfüllen.

Und mit ihnen wuchs sie über das einzelne Ereignis, sie fand sich in weite, umfassende Beziehungen.

Am Abend kam der Arzt noch einmal.

Sie saß noch an dem Bette des Kranken und wartete sein und pflegte ihn.

„Absoluteste Ruhe!" hatte ihr der Arzt gesagt.

An ihr sollte es nicht fehlen. Sie wollte ihm die Ruhe nicht stören. Sie wollte kein Wörtchen sprechen — und wenn er sprechen wollte, würde sie ihn inständig bitten, sich zu schonen.

Vielleicht, wenn die Kräfte wieder kämen, meinte der Arzt — sei noch einmal Hoffnung.

Aber Inge dachte bei diesem Wort an ihr Gesicht auf dem Schiffe, und Tränen traten ihr in die Augen.

Ja, sie weinte um den Fremden. Sie wußte nicht Namen und Herkunft und Heimat von ihm. Sie hatte noch keinen Menschen gefragt drum. Sie kannte ein Anderes, Tieferes, Geheimeres von ihm, was galten da Name und Stand und Heimat und Herkunft.

Es war nach Mitternacht. Er tastete über die Decke.

Inge reichte ihm die Hand. Er drückte sie leise.

„Deine Finger in meine Finger, Liebe!" flüsterte er gebrochen.

Sie neigte sich über ihn.

„Bleiben Sie ruhig, bitte!" hauchte sie ihm ins Ohr.

Er drehte den Kopf zu ihr — er sah sie mit großen Augen an, lange, enttäuscht, traurig.

„Ich meinte —" sagte er stöhnend.

Er lag wieder ruhig. Sie saß mäuschenstille. Es war ganz still im Zimmer, nur seine kurzen, röchelnden Atemzüge.

Sie sah ängstlich zu ihm, er wollte wieder sprechen.

Ihr zersprang das Herz fast — sie hätte ihm den Mund so gerne zuhalten mögen. Nur Ruhe, Ruhe!

Und doch — vielleicht wollte hier ein Sterbender sein Letztes sagen, sich von seinem letzten Leid befreien.

Was sollte sie tun! Es konnte ihm ja aber das Leben kosten.

„Bitte!" sagte sie.

Sie rückte ihm das Kissen höher.

„Ich sterbe," sagte er. „Grüßen Sie sie!"

Sie nickte.

Nach einer Weile schlug er weit die Augen auf.

„Sie kennen ‚sie' nicht. Aber Sie werden ‚sie' sofort kennen, wenn Sie ‚sie' sehen. Mein Leben war ‚sie'! Sie werden das spüren."

„Bitte, bitte!" flehte sie.

Es war, als habe seine Stimme Kraft gewonnen.

„Lassen Sie mich! Ach! — Niemand wird wissen, wer ich bin. Ein Verlorener. Es ist gut so! — Und vom Liebsten zum Letzten, es ist eine Gnade. Ich erlebe keine Enttäuschung mehr!"

Es blieb still.

„Wäre ‚sie' da!" stöhnte er nach einer Weile. „Aber ‚sie' wird fühlen, daß ich sterbe. Sie fühlt es. — —

„Und morgen wird ‚sie' wissen, daß ich tot bin — ‚sie' war mein größtes Glück und mein größtes Leid! Das liegt im Leben näher, als man glaubt. — —

„Wie fanden Sie mich? Ich habe jedem Leid angetan, der mich lieb hatte. Haben Sie mich nicht lieb!"

Ein unendliches Weh legte sich über seine Züge. Er war vollständig erschöpft. Inge verzweifelte fast. Wenn er nur nicht spräche, wenn sie ihn nur hindern könnte! Aber bald schien er wieder Kraft gesammelt zu haben.

„Ich habe immer nur gedürstet im Leben, nie getrunken, nun sterbe ich an meinem Verdürsten. Ich hatte wohl Wasser — aber ich wollte Wein haben. Aber oft hält der Mensch Wasser für Wein — er weiß nie, was sein Hohes und Gutes ist."

Sein Gesicht verklärte sich.

„Als Kind hatte ich einen Traum. Ich war hohe Stufen hinaufgegangen. Oben tat sich ein seidener Vorhang auf — ich stand in einem wunderbaren Lichtglanz — ich hörte wunderbare Stimmen — ich hob die Hände — mir war, ich müsse niederfallen und beten — — und all das Licht haben und all die Musik — und aus der goldnen Schale trinken, die Engel emporhoben aus einer sanften Glut. Ich fühlte nur die Glut auf meinem Antlitz, ich fühlte meine Zunge lechzen, meine Augen brennen, meine Lippen dürsten. Ich streckte die Arme

aus — aber ich scheute mich zu nehmen — da versank die Herrlichkeit, und ich lag trostlos im Dunkel."

Er lächelte.

„Das Leben hatte recht. Es gibt nur dem, der nimmt. Seine Herrlichkeit ist zu kurz, es kann nicht warten. Ich war nur zu empfangen da, ich war kein Nehmender. —

„Ich bin ganz getröstet — es ist mir Gerechtigkeit widerfahren. Wo ich gab, war's Leid — wo ich nahm, war's eines andern Glück — —

„Seien Sie gut! Sagen Sie ‚ihr' — —"

Er lehnte ganz ermattet den Kopf in die Kissen zurück. Dann blieb er lange, lange still.

Inge gab ihm Eis.

Sie meinte, er schlafe.

Dann bat er: „Nehmen Sie Papier, schreiben Sie!"

Er diktierte ganz langsam und leise, stöhnend — und in seiner kranken Lunge pfiff und röchelte es:

Letztes Leid.

Ich suche eine Hand, die ich nicht finden kann —
Die Sterne find ich, die im Klaren leuchten,
und auch den Mond, der aus den Fluten steigt,
die Wege auch, die wir zusammen gingen,
so kindergut und ohne Arg und Fehle.
Ich suche einen Mund, den ich nicht hören kann —
die Wellen hör ich, die im Meere wandern,
und auch den Sturm, der durch Zypressen rauscht,

die Tauben, die im Haine gurren, und
die Schiffer, die zu ihren Hütten ziehn.
Und alles hab ich, was wir einst besessen,
nur deine Hand nicht, nur nicht deinen Mund.
daß sie mich trösten, da ich sterben muß.

Inge weinte.

Erschöpft schloß der Kranke die Augen.

„Ich will vergessen, ganz vergessen sein," hauchte er. „Nur ‚sie' soll von mir träumen."

Wieder tastete er über die Decke des Bettes.

Inge hielt ihm die Hand hin.

Er zog sie leise an seine Lippen und küßte sie.

„Danke!" sagte er und lächelte.

Inge saß in Sinnen. Allmählich wollte sie der Schlaf bezwingen.

Sie wehrte sich dagegen. Die Sonne fiel auf ihr Antlitz. Sie erschrak. Sie sah zu seinem Bette hin.

Entsetzlich! Er war Asche geworden. Derselbe Eindruck!

Sie wollte fliehen. Aber sie bezwang sich. Sie beugte sich über ihn. Er war tot.

Die Augen standen ihm weit offen. Sie legte lang die Hände auf seine Lieder. Sie fühlte, wie sie sich noch erwärmten.

Es war ihr gelungen, seine Lider zu schließen.

Sie nahm seine Verse zu sich und ging.

Nach Hause aber telegraphierte sie: „Ich habe mich entschlossen, Ärztin zu werden. Vielleicht bring ich's

auch nur zur Krankenpflegerin. Ich werde mich in Brüssel vorbereiten und ein paar Monate vor dem Abiturium nach Berlin gehen. Bitte Antwort!"

Die Antwort kam zustimmend.

Inge hielt's nicht länger hier. Sie wollte sofort ihre Vorbereitungen treffen.

Der Fremde war begraben. Niemand hatte seinen wahren Namen ermitteln können.

„Ich will vergessen, ganz vergessen sein!"

Wenn nichts von seinen Werken und seinem Wirken in der Welt sich erhielte — was ist ein Name! dachte Inge.

Sie hatte noch einen ausführlichen Brief nach Hause geschrieben und ihr Vorhaben bis ins einzelnste begründet und auseinandergesetzt.

Dann reiste sie mit Madame nach Brüssel zurück.

Als der Dampfer vor Helgoland hielt, meinte sie an dem Strandkorb die Dame zu sehen, die die Eigentümerin seiner letzten Verse nun eigentlich sein müßte. Aber sie konstatierte durch ihr Glas, daß sie sich getäuscht hatte.

„Wenn es das Leben will, wird sie mir in den Weg treten," sagte sie sich.

Vielleicht wollte „sie" auch nie von seinem letzten Leid erfahren. Vielleicht hatte „sie" ihn auch schon vergessen.

9.

Nachdem Hans Sturm seine Sonate geschrieben hatte, fühlte er ein neues Treiben in sich; aber er sah auch in seiner ersten Arbeit neue Pflichten gegen sich selbst. Er hatte ein Versprechen mit ihr gegeben — er mußte es einlösen.

So verging der Sommer nach dem Tode des Justizrats glücklich, weil er den Mut nicht verlor zu weiterem Schaffen und zu immer ernsteren Aufgaben. Und wenn er ihm sinken wollte, dachte er an sein Ziel und an den Toten, dem er sich jetzt geradezu noch tiefer verpflichtet fühlte, als er es dem Lebenden gegenüber gewesen war.

Neue Kompositionen waren entstanden und harrten der Kritik und der Aufführung. Und in seinem Spiel hatte er sich ebenfalls vervollkommnet, so daß er nun vor dem Schwersten nicht mehr zurückschreckte. Zu Neuem, zu immer Neuem drängte es ihn.

Es war gerade, als quelle es ihm aus allen Poren, wie aus dem Erdreich, das der Frühling aufgeschlossen hat.

Frühling — Triebkraft — Wachsen! Oft mußte er an jenen Morgen in den Kaiseranlagen denken. Und oft beklemmte es ihn wie damals. Die hellen Frauengestalten sah er, die an ihm vorbeigegangen waren, und heute noch wie damals fühlte er den Reiz ihrer Linien und Bewegungen und unterstand diesem Reize. Und heute noch war ihm, er müsse diese Linien in der Luft nachzeichnen können. Dabei fühlte er die Schwere des Atems, sog den Duft, der die Luft geschwängert hatte, und durch sein ganzes Wesen ging ein seltsames Beben, eine schwüle Erregtheit.

Es war etwas Neues in ihm lebendig geworden, trieb und feuerte in ihm. Es trennte ihn weit von allem, was vergangen war. Und was vergangen war, sah er mit anderen, neuen Augen. Er hatte ein Lächeln, ein glückliches Lächeln für seine Kinderjahre. Kinderjahre waren es ja, das war ihm nun ein deutliches Bewußtsein geworden. Und mit glücklichem Lächeln gedachte er seiner kleinen Freundin, die er immer als Kind vor sich sah.

Das war alles Spiel gewesen. Das war Träumen und Schwärmen gewesen. Jetzt galt's ein anderes. Jetzt galt's die Arbeit, ja sogar die Tat!

Er war Mann geworden, er fühlte Manneskraft.

So war das Spätjahr gekommen. Bald begann die Konzertsaison von neuem. Hans hatte sehr schöne Engagements in den meisten der bedeutenderen Musikstädte. Und sogar mit London schwebten Unterhand-

lungen, die er zu einem günstigen Abschluß zu bringen hoffte.

Er hatte nicht direkte Beweise, aber Professor Skarletta hatte sehr viel für ihn getan, ihn jedenfalls empfohlen und wahrscheinlich auch eigene Engagements an ihn abgetreten.

Danken hätte er ihm nicht dürfen, das hätte den Professor geärgert. Er sagte immer, das Geben ist zu unserer eigenen Freude, es braucht nicht Dank. Wer anders gibt, soll sich bezahlen lassen.

Aber eines hatte Hans doch getan: er hatte ihm seine Sonate abgetreten. Sein Herz hatte zwar daran gehangen, sie zum erstenmal selbst zu spielen; aber er hatte es doch gern überwunden.

Auch Neid und Bosheit, Intrigen und direkt schmutzige Machenschaften der Künstler hatte er jetzt kennen gelernt. Wo er gelobt wurde, sprach man von seiner Clique, während er selbst nie einen Menschen für sich gewonnen hatte. Die Clique der anderen verteidigte sich auf diese Art, daß sie ihm Unlauterkeit zusprach. Manche bittere Stunde hatte es ihn gekostet. Aber er verlor sich dabei nicht. Er hatte eine gute, natürliche Art, auf seinem Platze auszuhalten und sich gegen die Nadelstiche unempfindlich zu bewahren. Er rechnete auf einen großen Schlag, den er führen wollte, nicht mit Verteidigung und Angriff — mit einer Leistung. Im übrigen war alles, was nicht fair play war, seiner Natur zuwider. Gemeinheit legte ihn lahm, er konnte sich nicht gegen sie verteidigen, er mußte an

ihr vorübergehen. Und war ihm das Leben verekelt, zog er sich in die Heimlichkeiten seiner Kunst zurück. Da fand er immer den Riegel, der nach außen abschloß. Er war Optimist von Natur, er war nicht verbittert; vielleicht war er überhaupt nicht zu verbittern. Die kleinen Leiden, die das Leben so schwer machen, wurden auch ihm nicht geschenkt, aber er überwand sie ohne große Schwierigkeiten und nicht zuletzt in seinem völligen Aufgehen in der Größe seines Strebens und auch — in dem Glauben an sich, den er nun gewonnen hatte.

Eine schöne Bestärkung darin brachten ihm nun die ersten Oktobertage. Eines Tages empfing ihn Professor Skarletta mit besonders freundlichem Gesicht.

„Gratuliere, Monsieur Sturm!" rief er ihm zu.

Hans verstand die Gratulation nicht — aber beinahe hätte er sie in seiner Verlegenheit angenommen.

„Wozu denn?" fragte er dann aber rasch.

„Sie nehmen doch an? Da gibt's kein Besinnen, Monsieur. Es ist ja nicht gleich mitten in den Hafer gesetzt, es ist aber ziemlich nahe daran, und es läßt sich leicht abwarten. Es ist auch ganz gut, sich nicht allzufrüh einen Schmerbauch anzulegen. Schmerbäuche schaden der Kunst. Ich bezweifle sogar, ob sie gesund sind. Ihre Bequemlichkeit setz ich aber unbedingt in Frage. Also damit hat's noch Zeit, Monsieur."

Aber Hans wußte noch immer nicht, was das all bedeuten sollte. Er sagte gar nichts auf des Professors Rede.

„Sie nehmen natürlich an, Sturm. Es gibt dem

Namen einen gewissen Rückhalt. Man hängt nicht so ganz und gar in der Luft, auch den Leuten, der sogenannten ‚Gesellschaft' gegenüber. Die ist nun einmal eine Tatsache, und mit Tatsachen muß man rechnen — schwer, ungern, aber man muß! Und übrigens, man lernt auch dabei etwas. Der Mensch ist immerhin das feinste Geschöpf Gottes, und da es Menschen genug gibt, kann man ja auf das Feinste hin Auswahl treffen. Das freilich ist eine besonders wichtige Sache, da heißt's, geschickt sein! Besonders was die Damen anbetrifft. Und außerdem, Maëstro, zur Einsamkeit muß man ein gewisses Alter haben. Sie haben ja einen ganz penetranten Hang dazu. Solche Leute machen sich leicht zeitig ihr Nest. Tun Sie's nicht, Sturm, heiraten Sie nicht so früh. Erst mag's ganz gut und schön sein; aber wenn dann der Künstler ausgewachsen ist, er möchte und sollte fliegen, sind ihm die Flügel beschnitten. Hahn auf dem Hühnerhof — ganz stolze Sache und sehr legitim — ein Ergötzen für Schulmeister — aber so ein freier Auer- oder Birkhahn im Walde ist doch eine noch stolzere Sache, und die Gefahr ist weniger, in der Legitimität zugrunde zu gehen. Merken Sie sich's, Sturm. Und nun setzen Sie sich. Sie stehen ja noch — wir stehen ja beide noch — na!"

Hans Sturm seufzte und setzte sich.

„Ich hab's arg auf der Seele wegen Ihnen, Monsieur Sturm. Wissen Sie — ein Künstler sollte eigentlich keine Stellung nötig haben. Das Gebundensein ist ein Übel. Und doch hat's auch sein Gutes. Aber weil

mir's ein wenig angst war, und weil ich auch ein wenig Verantwortung in der Sache trage, wollt ich's Ihnen eindringlichst sagen, cher maître."

Nun war's aber fertig mit Sturms Geduld. Er seufzte nicht, er brauste sogar ein wenig auf:

„Aber lieber Herr Professor, nun sagen Sie mir doch endlich, bitte, was denn eigentlich ist? Ich weiß von nichts, verstehe nichts, gar nichts!"

Der Professor sah ihn groß an.

„Sie wissen von nichts? Haben Sie Ihre Morgenpost schon durchgesehen?"

„Nein, ich habe den Schlüssel zu meinem Briefkasten verlegt."

„Well! Also sind Sie reif! Der Anfang ist gut. Kurz zu sagen: Sie sind zum Lehrer des Violinspiels am Konservatorium ernannt. Genauer zu sagen: 's ist eine halbe Stelle, sie teilen sich mit mir und warten schön ab, bis Sie sie ganz kriegen. Es braucht nicht alles gleich tempestoso zu gehen, nur weil man Sturm heißt. Genügt Ihnen das?"

Hans war sprachlos.

„Das heißt? — langsam! Bei so etwas kommt erst eine Anfrage. Die liegt in Ihrem Briefkasten. Es braucht bloß Ihre Antwort. Nehmen Sie einen großen weißen Bogen — nicht Notenpapier und keine Banknote! — und schreiben Sie mittenhin Ja! — mit Ausrufungszeichen und Hans Sturm darunter, so ist's fertig. Sie können auch Nein!! schreiben, mit zwei Ausrufungszeichen, aber das wäre eine Dummheit, verzeihen Sie!

Und auch noch ein besonderes Excuse für die Kalauer!"

Hans rieb sich die Knie. Es war eine ererbte Gewohnheit.

„Ist's wirklich wahr?"

„Es hätte Ihnen nichts Ungeschickteres einfallen können, pardon. Aber ich habe zwei neue Sachen da — ich glaub, wir unterhalten uns mit den Geigen besser — was Böhmisches und was Russisches, Dworak und Tschaikowsky. Sehen wir das mal durch."

„Geben Sie mir's lieber mit! bitte!"

„Nein, zur Feier des Tages spielen wir jetzt und hier. Wissen Sie, ein Künstler muß alles können. Kunst ist Konzentration. Eben von einem Grabe weg und gleich ein Hochzeitscarmen. Sie spielen ja auch ein Allegro und ein Andante drauf. Ist das etwas anderes?"

Na ja, sie spielten, den Dworak zuerst.

Hans Sturm sah seinen Vater und seine Mutter — und seinen Vater hörte er sagen wie damals: Ich danke dir, Hans! — und seine Mutter wie damals: was werden die Zeitungen sagen? — und sein Häuschen sah er und das Tal — und das Bienenhaus, das in der Ecke des Gartens gebaut war — und den Kirschbaum, der im Hofe stand — und in seiner Seele sang ein Wort: daheim!

War daran Dworak schuld?

„Das Böhmische liegt Ihnen nicht übel, besonders wo's ins Ländliche, Volkstümliche ging. Da waren Sie sogar bedeutend und auch über das Banale kamen Sie gut weg. Darf ich Ihnen das Kompliment als

Ihr alter Einpauker machen? Aber wissen Sie was — der Abfall kündigt sich schon an. Es ist eben da und dort noch ein wenig Skarletta drin — aber bald wird's reiner Hans Sturm sein. Dann will ich aber auch Beifall klatschen. Es muß nur was Richtiges und Ganzes sein. Lassen wir den Tschaikowsky für heut. Er hat ohnehin ein wenig breit gesponnen. Und im Wilden und Phantastischen liefen wir da erst recht meilenweit auseinander."

Und Hans Sturm ging heim, suchte seinen Briefkastenschlüssel und beantwortete die Anfrage der Direktion mit einem Ja und zwei bescheidenen Sätzen.

Auch diesmal schrieb er nach Hause. Er blieb diesmal schlicht und sachlich. Er fühlte, daß ihm die Ernennung unversehens in den Schoß gefallen sei, als etwas Zufälliges, ohne besonderes Ringen und Verdienst dabei, mehr ein Gewinst als ein Preis. Da bleibt der Stolz aus, der beim Errungenen des Menschen gutes Recht ist.

Aber als Hans seine Briefe überlas, bemerkte er doch, daß er in dem Briefe an die Eltern höhere Töne angeschlagen habe. Er fühlte, daß das notwendig war, daß zu ihnen passe, was für Frau Moltan nicht gepaßt hätte. Es war ihm ein unangenehmes Gefühl. Er wollte sich schelten, daß er es unangenehm fand. Der Unterschied war nun einmal — was schadete es. Und doch — es war ein seltsames Zugehörigkeitsgefühl zu Frau Moltan. Die alten Quälereien wieder. Widerstreit in ihm und Vorwürfe — es klang bei der geringsten Gelegenheit aus seiner Heimlichkeit in ihm auf. Und

er mußte ihm immer wieder nachgehen. Es war gewiß keine Verachtung der Eltern in ihm — aber ein gewisses Fremdsein. Das konnte er sich nicht ableugnen. Ein gewisses Nicht-an-seinem-Platze-sein! Aber wozu mußte daraus Zwiespalt werden. Es sollte ruhen in ihm. Er war nun einmal zwischen Tür und Angel gestellt — er wollte es durchbeißen. Ein leiser Riß war das in seiner Seele, und oft tat's weh — aber es sollte ihm allein weh tun, er wollte es niemand fühlen lassen. Am wenigstens die, die ihn so innig liebten und deren Sohn er eben war.

10.

Für die „Gesellschaft" existierte auf einmal Hans Sturm. Man konnte „sich mit ihm beehren." Man konnte glänzen mit ihm. Er bekam so viele Einladungen, daß er gewissenhaft den Rat Skarlettas befolgen und Auswahl treffen konnte.

Bis jetzt war er überall mehr der Gebende als der Empfangende gewesen. Von vielem und vielen war im übrigen seine Seele unberührt geblieben. Was war da freilich nicht all zu finden: Glanz, Reichtum, Prunk, feine Gerichte und feinste Getränke, alle möglichen Gespräche — aber was war schließlich der Gewinn davon! Der Professor hatte doch recht gehabt: er war ein Einsamer!

Aber nun war nichts dagegen zu machen. Er hatte eine öffentliche Stellung, und manches Vergnügen wurde Pflicht. Manchmal dachte er, er möchte am liebsten ganz verschwinden. Aber das war ja unmöglich. So wurden seine Konzertreisen seine Ausspannungen und Erholungen geradezu.

Nun lag wieder eine Einladung vor, eine von den

Großen: Fabrikant Bellesheim und Gemahlin „beehren sich". Es war ganz draußen nach dem Walde zu, in der Villa „Favorita". Die sollte sehr schön eingerichtet sein, viele gute und moderne Kunst, elegante und moderne Einrichtung, Gemälde von ersten Meistern, lebenden und toten, Böcklin, Thoma, Burne-Jones drunter, Whistler und ein paar ganz exquisite Franzosen.

Der Fabrikant Bellesheim spielte im Kunstleben der Stadt eine erste Rolle. Es galt für eine ganz besondere Auszeichnung, bei ihm eingeladen zu werden.

Hans Sturm dachte: „na ja, ich beehre mich halt!"

Er machte seinen Besuch.

O ja, das wenige, was er gesehen hatte, hatte Eindruck auf ihn gemacht. Vor allem fehlte die übliche Protzerei.

Die Dame des Hauses war höchst einfach, ein wenig einsilbig, vielleicht zurückhaltend, schien es Hans. Mehr Menschliches als Förmliches — und das liebte er. Es war doch eben im Grunde immer wieder das Einfache und Schlichte, das, auch im Hause des Justizrats, in seiner Jugend vorgeherrscht hatte, das ihn auch jetzt wieder anzog. Er dachte, dieser Wirkung klar bewußt, mit einem stillen Frieden dann an sein Elternhaus und erhöhte seine Werte.

Der Eindruck seines Besuches blieb auch für den Festabend. Es war viel weniger Enge und Zwang hier als sonstwo. Es war, was er sehr wohltuend empfand, mehr Gruppierung, mehr Bewegung und Freiheit in ihr. Die Gespräche wurden so von selbst

anregender, mannigfaltiger. Es war weniger offizielle Rederei, es kam zu mancher ganz interessanten Aussprache.

Er war natürlich unter die Jugend gesetzt. Ein paar junge Damen, die er längst kannte, und von denen er sehr wenig hielt, in seiner Nähe. Ihren naseweisen Fragen wich er auch hier aus, ihr Sich-interessant-machen war ihm zuwider. Auch die jungen Herren konnten ihn nicht weiter reizen. Er hörte eigentlich mehr zu den Alten hinauf.

Bei denen saß Skarletta in prächtigster Laune. Er sprühte wieder. Und bald erzählte er Bülow-Anekdoten. Das brachte er famos fertig. Der spitzfindige Bülow lag ihm.

„Finden Sie nicht, Herr Sturm," sagte eine junge Dame, die Hans schief gegenüber saß, — „Bülow und Skarletta, die passen eigentlich zusammen."

„Ja, sie waren sehr gute Freunde."

„Sie weichen aus, Herr Sturm."

„Bitte, gewiß nicht. Wieso?"

„So meinte ich es nicht!"

Hans sah die Sprecherin groß an. Es war die Tochter des Hauses. Er hatte sie früher nur flüchtig gesehen. Die braunen Augen waren ihm schon aufgefallen, aber so wie jetzt, hatte er noch nicht in sie hineingesehen. Der Schelm drin gefiel ihm.

Sie lächelte nur ein wenig, und ihre weißen Zähne blinkten zwischen ihren roten Lippen.

„Wie meinten Sie es denn, gnädiges Fräulein, bitte!"

Sie lachte.

„Ich meine, wenn Professor Skarletta Bülow-Anekdoten erzählt, vergißt man, daß er von einem anderen erzählt, er könnte das alles ebensogut von sich erzählen. Nicht? Sie kennen ja Professor Skarletta gut, denk ich."

„Ja," sagte Hans.

„Sie sind sehr vorsichtig."

„Aber nicht mit Absicht!"

„Dann ist's vielleicht Krähenfreundschaft. Sind Sie am Ende auch so eine Natur? Dann möchte ich nicht Ihre Schülerin werden!"

„Nein," sagte Hans, „ich bin sehr harmlos."

„Also hatten Sie mich doch verstanden!" kicherte sie. „Na warten Sie, zur Strafe müssen Sie nachher Ihre Sonate spielen. Wollen Sie?"

„Wenn Sie mir diese Strafe auferlegen, gnädiges Fräulein!"

„Das tue ich!"

„Wenn Sie's also wünschen — —"

„Ja, Herr Sturm, ich wünsche es!"

Sie machte große, ernste, gebietende Augen.

Hans sah gerne hinein. Und immer wieder kehrte sein Blick zu ihr zurück, und manchmal trafen sich ihre Blicke.

Hans verglich sie mit den übrigen Damen. Sie war die schönste, wenigstens hatte sie am ehesten einen eigenen Ausdruck.

Sie ist wohl leidenschaftlich — dachte Hans. Es war irgend etwas, das darauf hinwies. Er betrachtete

ihre Hände. Sie waren klein, aber sie griffen wie Fänge. Und der Schwung ihrer Oberlippe, und die runden, leicht zitternden Nasenflügel — na!

Sie hob den Champagnerkelch ein wenig, als wollte sie ihm zutrinken. Aber sie stellte ihn rasch wieder hin.

Hans hatte aber doch den seinen schon ergriffen. Er grüßte stumm mit einer leisen Handbewegung hinüber.

Sie dankte mit einem Lächeln und trank.

Hans war das Blut zu Kopfe gestiegen.

Sie war schön, die kleine Julie Bellesheim. Sie gefiel ihm.

Man sagte sich „Mahlzeit!"

Er meinte einen leisen Händedruck zu spüren.

Sie trat nach einiger Zeit wieder an seine Seite.

„Es bleibt doch dabei, Sie spielen Ihre Sonate?"

„Gewiß, gerne!"

Er hatte es herzlich gesagt.

„Danke!"

Nun hatte sie wirklich seine Hand gedrückt.

Frau Bellesheim kam auf ihn zu.

„Meine Tochter sagt mir eben, daß wir das Vergnügen haben werden, Ihre Sonate von Ihnen zu hören."

Hans verneigte sich.

„Außerordentliche Ehre für uns. Verbindlichsten Dank!"

Er verbeugte sich und küßte die Hand.

Aus dem Musikzimmer klang das Lied von Hugo Wolf: „Auf ein altes Bild".

Hans lauschte einen Augenblick. Dazu gehörte ein voller Alt, das mußte klingen wie eine Orgel.

Die Stimme war zu dünn, zu spitz. Die Schulung war nicht übel, aber mehr war's auch nicht.

„Der Aufgabe nicht gewachsen," dachte Hans.

Es wurde Beifall geklatscht, Hans tat zum Schein mit.

Julie Bellesheim hatte gesungen.

„Mit der Kunst ist's wenig bei ihr", dachte Hans, „aber schön ist sie."

„Sie wollen Ihre Sonate spielen?" fragte Skarletta, der jetzt auf Hans zugetreten war.

„Ja, das gnädige Fräulein hat mich darum gebeten."

„A la bonne heure! — — Perlen — und so weiter!"

Damit ging er.

Es hatten sich nun an kleinen Tischchen, die rings im Saal aufgestellt waren, wieder kleine Gruppen gebildet. Die Schiebetüren, die das Musikzimmer abtrennten, waren zurückgeschoben. Es war ein großer Raum geschaffen.

Hans bewunderte im stillen die feine Ausschmückung der beiden Räume und wie sie nun in ihrer Architektur und in ihren Farben zueinander stimmten. Etwas dunkler der Saal, grün, in zartem Gelb das Musikzimmer, die elektrischen Lampen hinter bronzenen Ornamenten an den Wänden versteckt, so daß nur ein matter, sanfter Lichtschein im Saal war. Über dem Flügel aber, der erhöht stand, eine helle Lampe, nach außen und vorn besonders so abgetönt, daß nur ein Lichtschein den Spieler umgab, Tasten und Noten dagegen hell beleuchtet

waren. Dazu der tiefblaue Flügel, links und rechts von hohen Lorbeerpyramiden umrahmt.

Hans Sturm schwelgte in dieser feinen Stimmung, diesem zarten Bilde, das Musik geradezu zu fordern schien.

Fräulein Julie kam auf ihn zu.

Sie paßte trefflich in den Rahmen, die ganze Umgebung war für sie gemacht. Sie trug ein braunes Kleid mit einer matten Goldbordüre und ein goldnes Kollier mit einer großen Perle auf dem Brustschilde. Als Hans von ihr aus über die Gesellschaft hinsah, meinte er, alle übrigen Kleider störten — vielleicht nur die graue Robe der Frau des Hauses nicht.

„Möchten Sie nun spielen, Herr Sturm?“

Hans war aus seinem Sinnen gerissen. Er hätte so gerne noch der Stimmung, die ihm das Ganze suggerierte, nachgehangen.

„Herr Doktor König wird Sie begleiten.“

Er verbeugte sich.

Fräulein Julie eilte ihm voraus, beim Arrangement zu helfen. Es geschah alles so einfach und ungezwungen.

Sie ging ein paar Schritte vor ihm — er folgte sehr langsam. Die rauschende Seide, der leichte Takt ihrer Tritte — — Hans ließ einen Moment die Lider sinken. Ihr Bild stand ihm vor Augen — ihr dunkler Haarknoten, die Nackenlinie, die Linie ihrer zierlichen Figur. Er mußte sich hüten, es nicht in der Luft nachzuzeichnen. Wie damals in den Kaiseranlagen, die gleiche Wirkung — er zog tief den Atem ein, er meinte, es sei Frühlingshauch, den er einsaugte.

„So, Herr Sturm!"

„Danke, gnädiges Fräulein."

Er stammelte es fast. Er sah ihr tief in die Augen, er ließ den Blick rasch verstohlen über ihre Figur gleiten. Seine Schläfen pochten. Seine Hände waren feucht, es schlug ihm beengend gegen den Hals.

Wie damals fühlte er den satten Duft des Frühlings, des keimenden, treibenden, sprießenden Lebens.

Sie war gegangen. Hans mußte sich erst sammeln.

Auf dem Notenpult stand eine kleine elektrische Lampe, deren Kugel durch Silberfluß verziert, sehr zart das Licht abblendete. So stand Hans ganz im Dämmer, nur dann und wann sah man die Bewegung seiner Finger und die des Armes, der den Bogen führte.

Es klatschte noch Beifall, da trippelte Julie durch den Saal, verneigte sich vor ihm und steckte ihm eine Maréchal Niel an.

Er küßte ihr die Hand. Dann schritten sie nebeneinander her zu den übrigen Gästen.

Hans ging wie im Tanzschritt.

Er wollte sich gerne zurückziehen — aber es war unmöglich. Er ging nun geradezu von Hand zu Hand. Es war ihm zuwider.

Endlich konnte er ins Nebenzimmer schlüpfen.

Professor Skarletta war ihm gefolgt. Er klopfte ihm auf die Schulter.

„Ihr paßt schon zueinander — Romeo und Julia — — aber . . . Man muß nicht alle Feuer blasen,

mon cher! Zu nahe, verbrennt man sich. Wär ja schade!"

Er lächelte spitzbübisch.

Hans trank einen Kaffee. Draußen amüsierte man sich weiter. Aber bald war's ihm auch hier zu viel, das Rauchzimmer wurde eifrigst frequentiert.

Hans wäre am liebsten davongelaufen. Er trat wieder in den Saal.

Julie neckte ihn — er habe Leuteschen bekommen. Man sei daran, einen Tanz zu arrangieren, eine Quadrille mit Walzer zum Schluß.

Hans bat um die Ehre.

Und Hans und Julie tanzten Kontertanz und Walzer wie zwei Verliebte.

11.

Liebesqualen jungerwachter Manneskraft! Hans Sturm wurde ihr Bild nicht los. Wie sie so fein in den Rahmen gepaßt hatte, wie die Farben gestimmt hatten, wie die Linien ihrer Gestalt so fein, so leicht und graziös ihre Bewegungen gewesen waren.

Es war ein wahres Suchen nach ihr geworden.

Und sie waren nun auch noch oft zusammengetroffen, in Gesellschaften, in Konzerten, im Theater. Es war immer die gleiche Wirkung gewesen, ein Drängen, eine fiebrische Erregtheit, ein Feuern in seinem Blute, ein rascher Puls.

Ein förmlicher Taumel war's.

Er hätte sich dessen so gerne erwehrt. Aber er konnte nicht. Er begriff gar nicht, wie das von einem Menschen auf einen Menschen ausgehen konnte. Es quälte so sehr, und war doch eine Lust.

Wenn er ihre Hand halten, in ihre Augen sehen durfte! Kaum daß er die Sprache hatte. Sein Gaumen war trocken, seine Zunge klebte. Er verschlang sie heimlich mit den Blicken; keine Linie ihres Körpers, die

er nicht geradezu trank. Seine Blicke tasteten ihre Gestalt ab und zwangen immer wieder zu ihr.

Es war alles unklar in ihm geworden, in beständigem Ab und Auf, chaotisch.

Sie hatte Gewalt über ihn. Sie wußte es. Und sonderbar — auch die anderen Menschen wußten es. Oder sie fühlten's.

Sollte er in Gesellschaft spielen — Julie Bellesheim mußte die Bitte aussprechen. Und er erfüllte sie immer.

Einmal hatte er zu ihr gesagt: „Sie dürfen alles wünschen, gnädiges Fräulein!"

Dazu hatte sie nur gelächelt.

„Sind Sie ein Schelm, Herr Sturm?"

„Nein, ein ehrlicher Mensch!"

„Dann darf ich ja sehr stolz sein?"

„Ja, das dürfen Sie auch!"

Es war immer, wie die Katze um den heißen Brei geht. Sie hüteten sich mit Nichtssagendem vor dem Allessagen. Und meinte er einmal, sie habe sich ihm mehr genähert, sprang sie wieder ab und spielte die Zurückhaltende. Spielte — denn sie entfaltete auch dabei besondere und immer neue Reize. Sie wußte so geschickt ihre Augen zu verschleiern, ihre Zähne blinken zu lassen. Und wenn er dann von ihr schied, dann fand er wieder einen so freien, vollen, verheißenden Blick, daß er jubelnd und zweifelnd, beglückt und verlangend, jedesmal in heftiger Unruhe ging.

Sie ließ es nie zu einem näheren Aussprechen,

keiner eigentlichen Herzlichkeit kommen. Sie zeichnete ihn aus, hatte sichtlich Gefallen an ihm, aber rückte er nur ein Schrittchen näher, entschlüpfte sie wie eine Schlange, die einem unversehens entgleitet.

War sie eine Schlange? Sie war schön! Auf weiteres ging sein Denken nicht ein.

Er hatte des öfteren ihre Hand geküßt. Er möchte ihren Mund küssen, heiß und lang. Die roten, vollen Lippen. Er möchte sie halten und an sich pressen, daß er die Wärme und Weichheit ihres zarten Leibes spürte, daß sein Blut aufkochte! Seine Phantasie schwelgte.

Bald merkte er den Schaden dieser Unruhe. Er kam zu keiner Ganzheit dabei, zu keiner ganzen, einheitlichen Arbeit. Seine Sinne glühten — er durchwachte die Nächte, er meinte, er müsse aufschreien.

Und oft schämte er sich vor sich selbst.

Und es schien ja kein volles Entgegenkommen ihrerseits. Und kein Ernst, nur Amüsement und Spiel. Sie sah auch nicht mehr in ihm wie den Künstler, mit dem man „sich beehren" konnte. Wenn sie das täte? Hassen wollte er sie!

Sah sie herab auf ihn? Sie, die reiche Fabrikantentochter auf den geringen Musikantensohn? Es wütete in ihm. Was bedeuteten Herkunft und Verhältnisse — war er nicht ein ganzer Wert für sich und respektabel genug? Und war sein Talent kein Reichtum; und was er aus sich gemacht hatte, war das keine Vornehmheit! Aber galt in diesen Kreisen nicht der Mann selbst, galten nur Geldsack und was man „Familie" nannte?

Wieder der alte Hader in ihm! Lag dieser Stein ihm so schwer im Wege — konnte er nicht über ihn, konnten's die anderen nicht? Nicht ganz? Blieb das immer ein Makel, ein Anhängsel, eine Zeichnung, sein ganzes Leben lang!

Herrgott, warum war er nicht geworden, was sein Vater war! Warum saß er nicht im Theaterorchester daheim und spielte nach Wunsch und Willen seines Kapellmeisters und lebte keinen Konflikt und hatte nicht höhere Wünsche und langte nicht nach dem Hohen und Stolzen, von dem er dann nicht wüßte!

War doch — war doch der Justizrat sein Schicksal geworden? Gott, wenn er nur einmal Ruhe hätte und könnte sich ausdehnen und wachsen ohne Skrupel und Stachel und ohne die kleinen und heimlichen Zerreibungen. Wenn er sich nur einmal so ganz und gefestet fühlen könnte, mit dem ganzen, vollen Stolze seines Wertes, mit der vollen Befriedigung in seinem Können, daß er sich von selbst darüber hinaussetzte.

Skarletta sagte einmal richtig: der ist nur ganz vor den Menschen, der es vor sich ist!

Dann war der Ball bei Konsul van der Spieren, das größte und letzte Fest dieses Winters. Reizende Toiletten, herrliche Kolliers. Ein Strahlen und Strotzen in Seide und Edelsteinen.

Julie trug eine sehr einfache, aber sehr aparte Ballrobe, tief ausgeschnitten, mit einer duftigen Rüsche abgeschlossen, in der kleine Brillantnadeln funkelten. Weich schmiegte sich die duftige Lyoner Seide den Formen

ihres Körpers an, und willig gab sie jeder ihrer Bewegungen nach.

Hans Sturm hatte sich den ersten Walzer bei ihr ausgebeten. Die Polonaise und die Mazurka tanzte der Dragonerleutnant von Palmberg mit ihr. Hans sah nicht ohne Neid und Eifersucht zu. Aber sie charmierte ihn auch in fremden Armen.

Als er mit ihr tanzte, war er wie elektrisiert. Er mußte sich ordentlich zurückhalten, um nicht übertrieben und unschön in seinen Bewegungen zu werden. Der Duft ihres Körpers, das Rauschen der Seide, das Trippeln der Füße, ihre Hand in seiner Hand — er schwelgte. Nicht Fragen und Klagen und Selbstqual mehr waren in ihm laut. Er war ganz an sie hingegeben. In seinen Armen hing sie, mit ihm schwebte sie! Um ihren Körper schlang sich sein Arm. Und vor seinen Augen war die bloße, zarte Büste, milchweiß, ein matter Schimmer rosa, ein paar dünne, blasse, blaue Striche, das matte Geäst der Adern. Und er brauchte sich nur ein wenig zu neigen, nur ein wenig — so könnte sein Kinn darauf ruhen — und nur ein wenig noch tiefer, sein Mund.

Er glühte.

Der Walzer war aus. Noch einen raschen, verstohlenen Blick — noch diese Bewegung, dies Auf und Ab des tiefen Atemzuges zu erhaschen.

„War's nicht fein?" fragte sie.

Er meinte, in ihrer Stimme klingele etwas Selt-

sames mit. Ein leiser Abscheu kroch in ihm auf. Unwillkürlich sah er ihr forschend in die Augen.

Aber sie sah ihn voll und naiv an.

„Sehr fein!" sagte er und geleitete sie nach einem Sessel.

Sie hatte ihre Tanzkarte hervorgezogen.

„Wann feiern wir Wiedersehen?"

„Die Française, Nummer fünf, dies war Nummer drei."

„Ja, stimmt, danke! — Ach bitte, wollen Sie mir meine Boa überwerfen, Herr Sturm!"

Er beeilte sich.

Er sah, sie hatte einen wunderbaren Nacken. Kein Fleckchen, zart wie Flaum, weiß wie Schnee.

.Dann verabschiedete er sich.

Und in seinem Ohr zischelte es: sie ist raffiniert. Und kleine Teufelchen kicherten.

Aber es sang auch: sie ist schön, schön! Das Zischeln und Kichern ließ sich aber nicht übertönen.

Er sprach eifrig dem Sekt zu.

Die Française machte ihm wenig Freude. Die übrigen Tänze aber gar nicht.

Er stand wieder an dem reichen Büffet.

Herr Bellesheim sprach ein paar liebenswürdige Worte mit ihm, der Konsul trat jetzt zu ihm her und unterhielt sich mit ihm über London und englische Musikverhältnisse und gab gute Ratschläge für Aufenthalt und Überfahrt, da man ja wußte, daß er drüben spielen sollte.

Einen Moment stand er wieder allein. Da legte sich eine Hand auf seine Schulter, und er hörte ein Kichern neben sich.

„Bravissimo, Monsieur Sturm," sagte Skarletta, „Sie tanzen, wie Sie spielen! Jedenfalls con fuoco, manchmal zu sehr appassionato — mit der Bellesheim nämlich. Stürmlein, Stürmlein, hüt dich vorm Mägdelein! Na, zunächst gehen Sie mal tapfer nach London und kommen Sie als Geigerkönig wieder! Das macht Arbeit und Verpflichtungen! Man guckt sich an so einem schönen Frätzchen bald aus — dann ist nichts dahinter. Dann hat die einzig fühlende Brust eine Larve, die sie an sich drückt. Die Jugend sieht nur das Fleisch, wissenschaftlich zu reden — der Künstler aber braucht Seele. Aber vielleicht hat die Bellesheim mehr als ich weiß, und ich hätte meine Standrede nicht riskieren sollen. Ich ergebe mich Ihnen auf Gnade und Ungnade. Auf jeden Fall aber hat so einer wie Sie besondere Verpflichtungen gegen sich und hat besonders auf sich acht zu geben. Es braucht ja nicht gleich auf das eine — in Gänsefüßchen — und die eine — ohne — hinauszulaufen. Prosit!"

Hans Sturm schmeckte der Sekt diesmal wie Seife.

Er war verliebt — — und vielleicht war das eine Dummheit. Aber er war verliebt. Er war's nun einmal.

12.

Ostern fiel diesmal früh, Ende März. Nun war schon die Charwoche gekommen. Frau Moltan war plötzlich krank geworden, und Inge war telegraphisch gerufen worden. Sie war nun schon drei Tage wieder daheim. Mama ging es besser. Und heute wollte Inge einen Besuch machen — drüben bei Sturms. —

Ganz leise hatte es nur geklopft. Ganz leise auch hatte es „Herein!" gerufen.

Frau Sturm war nämlich gerade ein wenig eingenickt gewesen. Und der alte Sturm saß in seinem Lehnstuhl am warmen Ofen, die wollene Decke über die Kniee gelegt. Er litt in letzter Zeit an Rheumatismus. Er war nun sehr alt geworden.

Und nun hatte es ganz leise angeklopft.

„Mutter!" hatte er seiner Frau flüsternd zugerufen, da war sie aufgewacht. Dann hatte er ein wenig lauter „Herein!" gerufen.

Langsam ging die Tür auf. Ein heller Blondkopf streckte sich herein.

„Guten Tag!“ sagte eine weiche Stimme. Dann stand eine stattliche, schlanke Gestalt mitten im Zimmer.

Frau Sturm war aufgestanden und stand nun musternd vor ihr. Sie hielt ihre Hand.

„Guten Tag!“ hatte Herr Sturm gesagt und sich in seinem Sessel ein wenig erhoben.

Plötzlich rief die Mutter laut aus: „Ach Gott ja, meiner Seele! Das Fräulein von drüben. Sind Sie groß geworden und schön! Und schön!“

Inge gab Herrn Sturm die Hand.

„Aber Sie sind doch nicht krank, Herr Sturm?“

„Nur alt, sehr alt, Fräulein!“

„Wenn nun der Frühling kommt, springen Sie wieder.“

Er lächelte.

„Aber Fräulein, Fräulein! Kaum zu glauben!“ drückte Frau Sturm ihr Erstaunen aus.

„Ja, 's ist lange her,“ sagte Inge. „So Jahre vergehen rasch. Und nun studiere ich ja schon beinahe ein Jahr, und wäre Mama nicht krank geworden, wär' ich noch nicht da. Aber dies Jahr wäre ich doch gekommen.“

„Sie studieren?“ fragte Herr Sturm nach einer Weile.

„Ja, wissen Sie's nicht? Noch drei Jahre höchstens, und dann fühl ich den Kranken den Puls wie die weisen Herren der Schöpfung. Sie wußten's gar nicht! Ich studiere schon beinahe ein Jahr Medizin.“

Die Alten staunten.

„Aber Fräulein, aber Fräulein! Kaum zu glauben!" wiederholte Frau Sturm.

„Aber nehmen Sie doch Platz, Fräulein! Und erzählen Sie ein wenig!" bat der alte Sturm.

„Nicht wahr, der Großpapa!" sagte ganz unvermittelt Frau Sturm.

„Ja, er ist bald gestorben, nachdem ich weg war. Ich hätt's nicht gedacht, daß ich ihn nicht wiedersehen würde, er war noch so rüstig, als ich ging."

„Er ist schön gestorben," betonte Herr Sturm. „Ganz rasch und unerwartet, ohne Krankheit. Das ist immer das beste. Wir haben ihn noch vor Tagesgrauen an den Bahnhof geleitet. Es war sehr feierlich, obgleich kein Geistlicher mit war. So hat Herr Rouade in seinem ganzen Leben nichts komponiert, wie das, was er auf dem Harmonium — Zimmermanns Harmonium war's — vor der Leiche in der Halle Ihres Hauses drüben zum Abschied phantasiert hat. Uns liefen all die dicken Tränen die Wangen herunter. Dann trat der alte Hebermehl an den Sarg — er ist jetzt auch tot — und sagte: ‚Leb wohl!' Sonst nichts, nur Leb wohl! Und dann trat Herr Blank heran — und wollte sprechen und konnte nicht — setzte immer wieder an, aber es kam kein Laut von seinen Lippen. Da machte er nur eine Handbewegung nach dem Großpapa zu und ging. Dann schritten wir still durch die Stadt. Es war sehr ernst und feierlich."

Er machte eine Pause.

„Nun steht seine Asche im Park, unter den alten

Bäumen. Da gehört sie hin. Ihr Großpapa und die alten Bäume, der Park überhaupt, die waren doch zu Lebtag immer eins!"

„Ja," sagte Inge schlicht. „Er ist mir nah in den Bäumen — auch ohne daß seine Urne dastehen müßte. Es ist etwas von ihm im Parke, ohne das. Aber es ist richtig — da gehört seine Urne hin."

Frau Sturm strickte wieder — Herr Sturm strich sich ein paarmal verlegen durch den grauen Bart und fuhr dann durch sein spärliches, langsträhniges Haupthaar.

„Was erzählen Sie mir denn von Ihrem Sohne, Herr Sturm?"

„Er war so lange, lange nicht da. Nach dem ersten Halbjahr ein paar Tage, aber da hatte er nirgends Rast und Ruh. Sie waren nicht da — da konnt er so viel nicht drüber sein — und zu Hause —. Es zog ihn halt nicht heim — ach ja! Aber er hat seine Zeit gut benützt — wir dürfen uns schon freuen. Doch nun möcht ich ihn einmal wiedersehen und spielen hören!"

„Die Zeitungen rühmen ihn ja sehr," warf Inge ein.

„Ja, er muß schön spielen. Sehen Sie, als Ihr Großpapa tot war, da hatte er halt gar nichts mehr — ich begreif's ja — oft tat es mir leid; aber er ist doch gut. Alle Kritiken hat er mir geschickt und seine Kompositionen. Die Sonate besonders, die er Ihrem Großpapa gewidmet hat, möcht ich ihn mal spielen hören. Dort auf dem Fensterbrett liegt sie. Mutter, gib sie mal Fräulein Inge."

Aber Inge hatte sie sich rasch selbst genommen.

„Ach!“ rief sie.

„Kennen Sie sie nicht, Fräulein? Hat sie Ihnen die Mama nicht gezeigt? Auch nichts erzählt? Daß er die Stelle am Konservatorium hat, daß er jüngst erst in London so gefeiert wurde? Denken Sie, so jung! Er ist ja noch nicht fünfundzwanzig. Nun hat er länger nicht geschrieben. Ich wollte, er käme selbst einmal.“

Es war ganz still. Inge lauschte auf den Pendelschlag der Uhr.

Plötzlich schoß es ihr heiß durch den Kopf.

„Haben Sie ihm lange nicht geschrieben?“

„Gott, ja — eine Weile nicht. Ich bin nun zu alt und schwerfällig. Und schreib ich einmal, sind's nur ein paar Zeilen.“

Inge trat nahe zu dem alten Mann.

„Darf ich ihm schreiben für Sie, Herr Sturm? Darf ich?“

„Gern, Kind — gern, Fräulein Inge!“

Tief rot glühte ihr Gesicht. Sie hielt's nun hier nicht mehr aus. Sie verabschiedete sich. —

Noch tief in der Nacht fiel ein heller Lichtschein vom Arbeitszimmer des Justizrats, das nun Inges war, in den Park. An dem großen, eichenen Schreibtisch saß Inge, schrieb und vernichtete, begann von vorn und vernichtete wieder.

Es wollte ihr nicht gelingen heute.

Sie trat ans Fenster und sah in die helle Mond-

nacht und sann ins Weite. Ein Lichtstreifen lag auf der weißen Marmorurne.

Wie sie vor die hintreten würden! Sie beide? Über sie beide hatte, der hier ruhte, in gleicher Weise die Hände gehalten. Über ihre Jugend und die seine!

Aber wie war das weit, weit! Es lag eine Welt dazwischen. Würden sie je wieder zueinander finden können, wie es damals war? Damals!

Und wäre es gut?

Sie sah keinen Weg.

Über die Ebene woben silbergraue Schleier, und der blasse Glanz des Mondes flog mit ihnen. Sie löschte ihr Licht und ging zur Ruhe.

„Sie ist so einfach, wie ihr Vater war," sagte drüben Frau Sturm vorm Einschlafen zu ihrem Manne. „Sie ist so gut!"

13.

Vom Dom und allen Kirchen riefen die Glocken Ostern! Es war groß und feierlich.

Hans lauschte. Ostern! Auferstehung! Neues Leben!

Wie aus Schleiern wanden sich Szenen und Gestalten, reicher und reifer! Bilder leichtlebender Jugend, Szenen siegender Manneskraft. Das Leben ist eine Aufgabe, fühlte er, es wird, um zu wachsen, und wächst, um zu seinem höchsten Ausdruck zu gelangen. Es will immer seinen Triumph, und darum setzt es immer von neuem an nach seiner höchsten Reife. Es ist nie zu sättigen, es genügt sich nie. Und so ist's in jedem Menschen, der sich herausheben will aus der allgemeinen Saat und stehen will wie ein Baum im Acker. Aber die Aufgabe, die das Leben schon in sich ist, die verdoppelt sich in einem solchen Menschen als eine Aufgabe, die er sich selbst wird, um die höhere lösen zu können.

„Herrgott! werd ich's können?"

Die Osterglocken läuteten.

Er wollte! Er wollte hinnehmen, was ihm gegeben

sei an Gut und Böse, um es sich zum Besitze zu machen, zum Vorrat, zum Keimboden seines neuen, weiteren Werdens!

„Weiter!" sagte er sich. Er fühlte Mut — und er hatte den vollen Glauben an seine Kraft. Und er fühlte den Stolz seiner Aufgabe.

„Genug ist nicht genug," wie der Dichter sagt.

Die Glocken schwiegen. In stiller Feier lag die Welt.

Draußen in einer Baumkrone sang ein Buchfink.

Und was würde ihm das Leben entgegenführen, um ihm den Weg zu seiner Bestimmung zu weisen, seine Kraft fordernd, oder neue Kraft schenkend?

Draußen in der Baumkrone sang der Buchfink und lockte sein Weibchen zu fröhlichem Nestbau.

Neues Leben, neues Werden, neue Lust!

Julie? Würde sie's für ihn sein?

Sie hatte sich in den letzten Wochen merklich von ihm ferngehalten, hatte ihm jede Annäherung erschwert. Oder hatte die Gelegenheit gefehlt? Ach Gott — Gelegenheit! Die hat man, wenn man will!

Er sann. Ach ja — die reiche Fabrikantentochter — und er. Ob ihr seine Kunst die Brücke sein konnte? Eine Brücke von Welt zu Welt!

Und wieder quälten ihn Verhältnisse und Herkunft.

Ja, es war ja unmöglich — er war keine Repräsentation für die Leute. Man „beehrte sich" mit ihm, aber er galt nicht für voll. Dazu fehlten Geldsack und „Familie".

Aber vielleicht — vielleicht wollte sie das Vor-

urteil bezwingen. Vielleicht brauchte sie nur Zeit, ein stilles Reifen und Sichprüfen. —

Gott, vielleicht! Sie war ihm ja zu nichts verpflichtet. Sie sahen sich wohl gern, unterhielten sich gern, bevorzugten sich eben — weiter nichts. Nicht einmal gesagt hatten sie sich's.

Er nahm seine Post. Eine große Drucksache obenauf. Stadtstempel.

Herr Bellesheim zeigte die Verlobung seiner Tochter Julie mit Herrn Leutnant Kurt von Palmberg an.

Hans stand bleich und starr.

Also was man manchmal gemunkelt hatte. Uniform, Adel, Rennstall — Börse zu Börse.

„Herrn Hans Sturm, Lehrer am Konservatorium", las er die Adresse. Allerdings — auch eine Adresse. Aber keine für den Herrn Fabrikanten Bellesheim, den maßgebenden Mann in Kunstsachen und — für Künstlerschicksale.

Und keine für Julie!

Ohne ein Wort von ihr, ohne eine Andeutung — beiseite geschoben, wie das Mädchen seine Puppe beiseite schiebt, um sich eine bessere zu nehmen, weil ihm die seitherige zu gering geworden.

Zu gering! Es war bitter.

So schnitt's in sein Leben — der Musikantensohn. Zu gering war er. Gut zur Unterhaltung, zum Liebeln — aber so einen heiratet man nicht. Kurt von Palmberg — das ist Familie. Hans Sturm — das ist noch nicht einmal ein Name.

Es tat ihm weh. Es war ihm eine Enttäuschung, die ihm von seinem Ansehen vor sich selbst nahm. Das war sein größter Schmerz. Nicht enttäuschte Liebe. Er wußte es mit einemmal. Warum jammerte seine Liebe nicht?

Er ging unruhig im Zimmer auf und ab.

„Osterglocken!" sagte er.

Und plötzlich wurde es ihm zu eng, zu dumpf, zu beklemmend in der Stube. Er ließ die übrigen Briefe unbeachtet liegen und ging. Er mußte hinaus, hinaus aus den vier Wänden.

Unterwegs fiel ihm ein: „Seele, Seele, Seele!" hatte Skarletta gesagt. Und nun war er auf dem Wege zu ihm.

„Maëstro tempeste, buon giorno! Weiß schon! Ist gut so. — Setzen Sie sich. Nur nicht erhitzt. Eine Sprosse. Ja, ja, so eine Leiter ist ein teures Ding. Nun wird's hoffentlich mit der Pubertätsunklarheit bei Ihnen vorbei sein. Verzeihen Sie, aber es ist notwendig, deutlich zu sein. Ich beobachtete Sie, cher ami — es war eine Sexualität, die schon beinahe pueril bei Ihnen wurde. Was für einen anderen ganz in der Ordnung gewesen wäre, das paßte nun mal zu Ihnen nicht. Dafür sind Sie eben Sie. Nur Kopf hoch! Gott ja, eine ganz natürliche Sache — kommt bei jedem Menschen, aber man muß es natürlich lassen, nur kein groß Hangen und Bangen, nur keinen übertriebenen Idealismus hineingetragen. Das ist Leibessache. Die Seele hat ganz andere Gebresten. Ich will gar nicht den Zusammen-

hang leugnen, aber was den Hauptwert hat, muß ihn auch behalten. Basta!"

Sie sprachen noch lange.

„Schmerz, lieber Sturm — das ist ein miserabel großes Wort," fiel der Professor dem klagenden Hans in die Rede. „Nur nicht so gelassen aussprechen. Eine Enttäuschung! Aber ich gebe Ihnen zu, es gibt Menschen, denen Enttäuschungen Schicksalsschläge bedeuten. Das sind die Feinen und Wenigen! Aber für die heißt's dann erst recht, weil sie das sind: durchbeißen! Sprosse, Sprosse, Sprosse! Wenn man die Leiter oben ist, lacht man!"

Hans sprach von der Halbheit, die ihm anhängen bliebe, das gehe von der Wiege an.

„Quatsch!" platzte der Professor heraus. „Haben Sie ausgeschlafen? Selbst ist der Mann — Milieu, Anhang, Herkunft, was weiß ich, geniert Napoleon gar nicht. Und den Weg von Mensch zum Menschen — der geht eben, da haben wir's wieder, durch die Seele. Was von Seele zu Seele gegangen, das geht über alles Äußere, über alle Verhältnisse und Verschiedenheiten und Trennungen. Aber nur die Seele findet diesen Weg. Dixi! Wir brechen nun einer Cliquot den Hals — es ist sehr gut abgelaufen. Tut's weh — Well! Besser jetzt wie später und durch ein ganzes Leben durch! Und machen Sie nun mal Ferien und gehen Sie mal heim! Da sind Kinderfüße gelaufen — die sprangen gar so — so — so — und die Alten — machen Sie mal Ferien! Prosit! Ich habe einmal in einer schweren

Stunde den Schwur getan, das Leben zu lieben, so lange ich noch Champagner trinken kann. Den hab ich gehalten, den einzigen, den ich hielt. Glauben Sie übrigens, ich wäre gleich hinaufgeflogen? Sind Sie ein Baby, Sturm! Prosit, Prosit! In der Hauptsache ist unser aller Erleben und Erleiden ganz gleich. Den einen biegt's, den anderen bricht's. Die Kerle mag ich nicht. Das sind die Schwachmatiker, in denen sich das Leben selbst eine Fratze schneidet. Der Dritte besiegt's. Der ist bei mir honorable man. Der kann dann aufstampfen, eins fester, und kann sagen — laßt's mi aus, alle mit einand! wienerisch zu reden! Aber die anderen — sind's nicht gerade Tagediebe, sind's doch Hausknechte. Kein Trinkgeld geb ich denen!"

Sie waren beide sehr aufgeräumt.

„Es lebe die Julia und ihr Romeo — wie heißt er — von — von — what's in a name! Danken Sie dem lieben Herrgott, Sturm! Er hat's gut mit Ihnen gemeint!"

Hans ging. Er war wohl erleichtert — aber er fühlte, daß sich leichter über eine Sache reden läßt, als sie in sich auszutragen. Der letzte Rest der Bitternis war ihm doch nicht genommen.

Er ging ziemlich planlos durch die Straßen.

Plötzlich war ihm ein Name eingefallen, der ihn nicht losließ: Inge!

14.

Hans sah die liegen gebliebenen Briefe durch. Hier eine fremde Hand, groß, fest, der Poststempel seiner Heimatstadt — und hier der gleiche Stempel — diese dünnen, steifen Züge kannte er, die waren von Monsieur Rouade. Aber die ersteren waren ihm fremd und unbekannt.

Er war begierig, wer das sein möchte. Er öffnete und sah nach der Unterschrift: Inge Moltan.

So schrieb Inge? Das war ihre Hand — diese großen, sicheren, weitausholenden Züge? Mehr Mann als Weib, voller Kraft und Großzügigkeit, energisch, vielleicht sogar ein wenig hart.

Er besah lange die Schrift, ohne zu lesen.

Die Inge, die er gekannt hatte, Inge das Kind, das muntere Mädchen, die neckische Gespielin, die staunende, entzückte Zuhörerin, wenn er spielte — die fand er hier nicht wieder. Eine andere trat vor sein Auge, größer, stärker, ernster, — — entwickelt, erwachsen — — eine Dame.

Ja — daß er daran nie gedacht hatte, daß sie ja nun längst eine Dame geworden sei.

Aber er fand kein klares Bild für sie, er fand keinen Vergleich. Wem sollte er Inges Züge leihen!

Und dann auch — sie stand ihm ganz allein. Wie hinter einem Schleier freilich noch, — aber er mußte immer hinsehen, und er meinte, es gehe ein Licht von ihr aus, und es taste sich weiter und weiter, wie der aufsteigende Glanz der Sonne, und es breite sich aus und verkläre alles, darauf sein Schein fällt.

Sein Leben — — sich, seine Kunst!

Sollte er wieder eine Enttäuschung erleben? Wollte ihm die Phantasie einen Streich spielen? Er wußte ja nichts mehr von Inge — sie war kein Kind mehr und gewiß stolz und hochfahrend wie die anderen. Es war so weit von ihr zu ihm, weiter vielleicht wie irgend sonstwo.

Aber nun wollte er sich nicht weiter quälen, er wollte endlich den Brief lesen! Inge schrieb:

„Lieber Freund, möcht ich am liebsten sagen! Aber ich weiß nicht, ob ich das noch darf. Wir waren Freunde, da wir Kinder waren, und nun sind wir beide keine Kinder mehr. Jahre liegen dazwischen — und so lange Jahre ändern viel. Mir haben sie jedenfalls ein gutes Angedenken an unsere Jugendjahre gelassen und ein treues Interesse an Ihrem Wachsen und Reifen. Aber ich würde es dennoch nicht wagen, mein alter Spielkamerad, jetzt und so unvermittelt an Sie zu schreiben, wenn ich damit nicht

einem alten Manne, einem sehr alten Manne, einen Dienst erwiese und — direkt in seinem Auftrag handeln dürfte. Ihr Vater, lieber Herr Sturm, hat mich gebeten, Ihnen zu schreiben und Sie zu erinnern, wie alt er sei — und Ihnen zu sagen, wie gerne er Sie wiedersähe, und wie gerne er Sie jetzt, nachdem sie so viele Erfolge hatten, spielen hörte! Denken Sie noch an jenes Konzert im Musikverein? O, Herr Sturm, wir sähen Sie alle gerne wieder, Ihre und meine Mutter, Herr Rouade, und wer Sie lieb gehabt hat. Auch ich. Erfüllen Sie darum die Bitte Ihres Vaters, und kommen Sie bald! Wir nehmen dann alle teil an seiner Freude. Es dürfte die Ihrige nicht vermindern.

Seien Sie aus beiden Häusern schön gegrüßt und verzeihen Sie

Ihrer Sie herzlich verehrenden

Inge Moltan."

Hans saß still. Eine stille Wärme war in ihn geströmt, eine sanfte Glut. Und eine Feier war in ihm und um ihn — so rein, so ohne jede Trübung — eine fromme Erhebung geradezu.

„Ostern!" sagte er. Das war sein ganzer Jubel.

Und dann legte er die Arme lang auf den Tisch und sah vor sich hin. Und sah in zwei schöne, liebe, große, blaue Augen, darin kein Falsch und kein Zweifel war, darin eine Seele sprach — ungeziert, ungeschminkt, — darin alles Wahrheit war.

Er hörte den verhaltenen Herzenston in ihrem Briefe

— und er hörte die freie Herzlichkeit, da sie von seinem Vater sprach.

Er sah Inge vor sich, wie sie sein müsse. Er sah auf einmal ihr Bild vor sich. Sie war ihm lebendig, gegenwärtig.

„Inge!" sagte er.

Und merkwürdig — er sah sie in der kleinen Stube seiner Eltern, in der einfachen, schlichten Umgebung — und sah sie einfach und schlicht, ohne Vorurteil und Hochmut, gut und herzlich zu seinen alten Eltern wie eine Tochter.

„Sie braucht keinen Rahmen, sie braucht nicht Glanz und Reichtum um sich und Farbenzusammenstimmung," sagte er mit triumphierender Bitterkeit, „aber sie würde auch da schön sein, denn ihre äußere Schönheit ist der Widerschein ihrer inneren."

Es war ihm wohl und warm ums Herz. Seine Seele jauchzte.

Seine Eltern und Inge, seine schlichte Stube und Inge — der Kastenofen, die weißen Mullvorhänge, die Uhr im Kasten — — er fühlte sich tief beschämt.

Der Zwiespalt war von ihm genommen. In Scham und Dankbarkeit sah er zu Inge empor, zu dem Bilde von ihr, das vor seinem inneren Auge stand: sie hatte ihm seine Eltern, sein Haus, seine Heimat wiedergegeben, er fühlte sich nicht mehr getrennt davon und fremd — sie hatte die Wurzeln seines Wesens fest in den Boden eingedrückt, dem sie entsprungen waren. Nun konnte er wachsen in sicherer Festigkeit.

Es war eine wunderbare Ruhe in ihm. Und noch einmal sagte er: „Ostern!" und noch einmal „Inge!"

Dann saß er still, seinen Frieden auszukosten.

Gleich wollte er heimfahren. Gleich, gleich — sofort packen und noch am Abend weg. Mit dem Nachtschnellzuge. Oder vielleicht auch morgen früh? — Nein, heute noch!

Er schrieb eine Gratulation an Familie Bellesheim, schrieb Skarletta und erbat sich Urlaub bei der Direktion des Konservatoriums.

Dann nahm er den Brief des Herrn Rouade vor.

„Cher maître Sturm!" schrieb der, „es soll einem Abtrünnigen der Pfad zur Heimkehr geebnet werden; denn lang, lang ist's her, seit Er auszog, Maëstro. Zwischen Ostern und Pfingsten wollen wir im Musikverein ein großes Wohltätigkeitskonzert abhalten — wir brachten's in der Saison nicht mehr zustande — und da möchten wir halt eben nicht in die Ferne schweifen und das naheliegende Gute resp. Beste nehmen: unser Sturm soll spielen und sein Vaterland begeistern. Will Er? Er muß! Wir rechnen bestimmt darauf, und wir wären alle tief gekränkt, wenn Er Nein sagte, am meisten aber

Ihr alter Impresario

Rouade."

Ha, ha! Nein, er sagte nicht Nein! Er wäre ja so wie so da — und sein „Vaterland" sollte sein Bestes haben und die ganze Fülle eines neuen Glückes. Denn ein Glück hatte er — und ein Glück erhoffte er. Ostern!

15.

Er stand vor Vater und Mutter.

Der Vater hatte seinen Rheumatismus vergessen und war vom Sessel aufgestanden.

„Unser Hans!“ hatte er gesagt.

„Unser Hans!“ die Mutter.

Und sie hielten sich die Hände — und sie staunten sich an.

„Unser Hans! — Recht, daß du gekommen bist.“

„Ja, Hans, denn alt bin ich, du siehst's!“ sagte der Vater.

Und wieder nichts weiter — und wieder nur Blick und Blick und Händehalten.

Hans wollte das Herz schier zerspringen. Wie lieb sie ihn hatten! Wie weh er ihnen getan hatte!

„Nun bin ich wieder mal daheim, recht daheim, Vater! Gelt, Mutter?“

Und die Tränen traten ihm in die Augen — vor Weh.

Aber dann jubelte es in ihm: Daheim! Es war alles gut und ausgeglichen.

Er sah sich um, als ob er nach etwas suche.

„'s ist noch alles, wie's war," sagte die Mutter.

„Ja," sagte er. Aber danach hatte er nicht gesehen. Nach „ihr" hatte er gesehen. „Sie" müßte ja da sein, war sein Gedanke. Fast wollte er enttäuscht innerlich schmollen.

Da klopfte es. Und sie trat ein: Inge!

Sie hielten sich die Hände — sie sahen sich in die Augen.

„Guten Tag, Fräulein Inge!"

Inge errötete. Dann glitt ein Lächeln über ihre Züge.

„Guten Tag, Herr Hans!"

Sie hielten sich noch die Hände.

„Sind wir uns sehr fremd geworden?" fragte Inge mit leichtem Spott.

„Hoffentlich nicht!" erwiderte Hans fest.

„Nun denn —" sagte sie.

Sie zögerte.

„Was wollten Sie sagen, Inge?"

Sie lachte auf.

„Wir sind schon einen Schritt näher — nun noch einen! Ist der so groß und schwer?"

Hans war tief verlegen.

„Nun, Hans, gehört denn da soviel dazu? Seien wir wieder wie früher, du und du!"

Hans hob den Kopf. Seine Augen strahlten. Ihr Gesicht war von Sonne überglänzt. So hatte er sie sich vorgestellt. So!

„Wollen wir?"

„Dank dir, Inge!"

Sie schüttelten sich die Hände.

„Also sind wir Freunde wie früher — und die paar Jahre haben uns nicht entfremdet!"

Hans schoß die rote Glut in die Schläfen.

„Nein," sagte er leise.

Da ließ sie seine Hand.

„Also wollen wir auch so verkehren," sprach sie dann viel fester, als *sein* Nein geklungen hatte.

Dann saßen die vier beisammen und erzählten und staunten — von Vergangenem berichteten die Alten — von Zukünftigem planten die Jungen, und der Morgen verging so rasch, daß Frau Sturm mit ihrem Mittagessen recht in Verlegenheit war.

„Geben Sie ihn uns frei für heute," bat Inge. Es geschah gerne. Hans und Inge gingen dann Frau Moltan zu besuchen.

Und wieder zog's Hans durch die Seele wie Feiertagsgeläut: Daheim! Alle Werte, die in diesem Worte lagen, gingen in ihm auf, und die Liebe erhöhte sie.

Es ging schon gegen Abend, da schritt er mit Inge durch den Park.

Eben begann ein frühes Abendrot. Sein Schein lag wie ein feiner Schleier auf der Landschaft. Matt rosa! Tiefer ins Rot leuchtend hier auf dem Buchwald, wie ein ganz leiser Hauch auf dem Fichtenschlag drüben. Wie eingefangen aber, wie durch einen Scheinwerfer hingeworfen, hing's im Park, weit tiefer als draußen im Freien — orange getönt am Hause und in der Ecke,

wo die hohe Eiche stand — mehr braun auf dem Rasen — und zwischendurch dann ein hellerer Schein, als habe sich ein Sonnenstrahl von der sinkenden Sonne hinter Wolken weggestohlen und huschte über die Erde. Hans und Inge gingen schweigend hin. Inge nahm seinen Arm. Dann und wann glitt ihr Blick verstohlen an ihm hinab.

„Was wolltest du mir sagen, Inge?"

Sie hing sich fester an seinen Arm, und sie gingen im alten Schweigen weiter.

Inge blieb stehen.

„Geh mal ein paar Schritte allein weiter, Hans!"

„Spielst du, Inge?"

„Ich bitte dich, Hans!"

Er ging in dem Tempo, in dem er seither gegangen war, weiter.

Inge stand und sah ihm nach. Und nun war sie rasch wieder an seiner Seite.

„Weißt du, was ich denken mußte: der Großvater ginge wieder den Weg hin. Der Park war so eins mit ihm. Er ist's nun auch mit dir geworden. Du und der Park — der Großvater und der Park — — nicht dieselben Menschen, aber jedesmal ein Ganzes. Weißt du was, Hans — eben hab ich dich an unserem Park gemessen!"

„Ich danke dir, Inge."

Hans drückte ihr die Hand.

„Nun kann ich dir alles sagen, was ich dir sagen wollte."

Und sie sahen sich groß in die Augen.

Nun erzählten sie sich, wie sie sich verloren hatten; erst erzählte Inge, dann erzählte Hans.

„Sind wir frivol, Hans?"

„Nein — nur Menschen! Und uns beiden war's Schicksalsbestimmung — und uns beiden war's zur Reife gegeben."

„Ein Wurm im Apfel?"

„Ein Schlag zur Überwindung!"

„Lieber!" sagte sie. „Und nun wollen wir unsere Wege gehen, hinauf, hinauf, ganz werden, ganze, reife Menschen werden und so zu unseren Gipfelpunkten gelangen. — Wir haben ganz den gleichen Schritt, Hans. Fällt dir's nicht auf?"

„Nein. Ich finde es selbstverständlich."

„Und doch liegt auch da etwas darin. Wir wollen es nicht erörtern jetzt, aber es freut mich."

Sie standen an der Urne des Großvaters.

„Wir haben eigentlich Respekt voreinander bewiesen. Es liegt alles klar zwischen uns wie sonnige See. Wir können seltsam weit miteinander gehen. Ist das Liebe?"

„Wir haben uns!"

Sie drückte ihm die Hand.

„Lieben wir uns, Inge?"

„Ich glaube!"

„Wollen wir uns?"

„Ja," hauchte sie. Dann richtete sie sich auf.

„Wenn wir uns enttäuschten, Hans, wenn wir uns

hinabzögen, wenn wir uns bänden? Ich hab so eine furchtbare Angst. Und ich will doch unsere Erhöhung, die Befreiung unseres Besten, die Erhaltung unseres Schönsten. Eine Enttäuschung wäre ein Sturz in den Abgrund für uns beide."

„Unsere Liebe will doch leben, Inge! Gib ihr das Leben, so bringt sie das andere!"

„Ja, aber sie will mehr — sie will sich betätigen. Sie will eine große, hohe Liebe bleiben in dieser Betätigung an jedem von uns, aneinander! So empfinde ich's. Sie soll uns freimachen!"

„So willst du sie nicht binden, willst sie nur eine Beziehung sein lassen, ein Gedenken oder was all — Traum und Sehnsucht?"

Sie blieb einen Moment still. Dann schlug sie groß die Augen auf.

„Unsere Liebe hat ihre Gewißheit — aber ich glaube, wir sind uns über ihren Untergrund nicht klar. Vielleicht sind wir beide zu jung dazu, das zu wissen. Aber ich möchte, daß das Geistige ihr Untergrund sei — wäre es anders, würde ich verzichten und es verringen in mir."

Hans sah sie lange an. Er ward traurig. Ein häßlicher Gedanke stieg in ihm auf.

„Es ist ein weiter Weg von meinem kleinen Häuschen zu deinem großen Schloß!"

Inge zuckte schmerzlich berührt zusammen.

„Leb wohl, Hans! Du bist klein."

Er nahm ihre Hand.

„Leb wohl, Inge!"

Aber er hielt ihre Hand fest.

„Verzeih mir, Inge!"

„Siehst du — es war doch noch etwas zwischen uns. Und wenn es auch nur ein kleines Vorurteil war. Ich hab dich, und wenn ich's auch nicht wußte, all die Jahre nicht vergessen. Ich werde dich weiter in mir tragen, werde mich in dir erhöhen, wie du dich erhöhen sollst in mir — und für dich und in dir werde ich zum Höchsten streben — und fühlen wir uns reif füreinander und ganz nebeneinander, dann wollen wir vereint sein im Leben. Sieh, wir haben uns doch in einer so ruhigen, sicheren Freundschaft, in einer so wahren Geschwisterlichkeit der Seele, wir können so einig Hand in Hand legen, wie wohl kaum je zwei Menschen es getan! Können wir also nicht Vertrauen haben! Können wir unserem Leben und allen seinen Zielen nicht eine Gewißheit und Sicherheit in uns geben, statt uns in einem Rausche unbedachter Jugend zu verlieren, um dann die traurige Ernüchterung zu haben. Ich fürchte ja mehr für dich wie für mich — und ich möchte nicht, daß du einst über mich gehst, und nicht, daß ich dir einst Bleigewicht werde. Und ich fühle, wenn es ein Opfer ist, so bring ich das ganz gewiß dem Künstler in dir, denn der Künstler gehört der Welt und hat höhere Verpflichtungen, und es bringt's nur scheinbar der Mensch in mir — denn ich fühle, der wird auch seinen Gewinn dabei haben. Ich will unsere Ehe, Hans, aber ich will nicht, daß wir für die Ehe leben. Wir wollen unser Schönstes in

ihr bewahren. Dazu gehören reife Menschen, und das wollen wir beide werden, weil wir uns lieben!"

Sie nahm seinen Kopf zwischen beide Hände und küßte ihn herzlich.

„Das Leben ist voller Rätsel, Fragen und Widersprüche," sagte Hans — „und das Leben will eben — leben!"

„Ruhen und rasten wir nicht — arbeiten wir! An uns, füreinander. Auf einen Gipfelpunkt laufen dann unsere Wege. Dann lebt das Leben — und kein Wurm zernagt seine Wurzel. Behalten wir unser Ziel — daß wir nachher uns behalten — mögen wir dann auch jeder seinen Weg gehen — es ist doch ein Weg! Und wir gehen ihn leicht — und keines schleppt das andere."

„Und wenn es möglich ist, Inge? Wenn alles in uns gestorben ist bis dahin?"

„Dann mußte es sterben — dann fehlte ihm die Lebenskraft."

„Und dann?"

„Dann ist's ein Schmerz — der uns zu neuem Leben führt — oder an dem wir zugrunde gehen. Das ist dann eben Schicksal, Hans."

Sie waren an das Portal des Hauses gekommen. Es war Abend geworden, ringsum feierlich still. Sie küßten sich.

Inge trat auf die Treppe.

„Ein Schmerz ist's doch, Inge," sagte Hans.

Sie senkte den Kopf ein wenig und flüsterte kaum hörbar: „Vielleicht!"

Hans war es jetzt, oben aus der Tür müsse nun der Justizrat treten und lächeln und müsse da stehen wie damals.

„Es ist vielleicht doch nur eine Prüfung, Hans."

Er nickte. Er fühlte das nun auch.

Er trat auf die Treppe neben sie und küßte sie.

„So wollen wir uns unsere Liebe geloben. Ich fühle die Kraft dazu. Und ich weiß nun, daß zur Kraft Schwere gehört."

„Es gehört zum Leben nur ein Ziel — auch zu unserem Fühlen, dann verliert man das Leben nicht aneinander und vertändelt's nicht. Ich bin nun einmal so eine Natur. Vielleicht auch bin ich nur so geworden. Aber ich kann mir nicht untreu werden. Ich frage nicht nach meinem Glück — ich frage nur nach meinem Wesen und Wert. Ist das zweierlei?"

Hans antwortete nicht. Sie standen Arm in Arm auf der Freitreppe und sahen dem wandelnden Monde zu.

„Ich frage nach deinem Glück und Besten, Hans. Daß du Sieger seiest!" sagte sie träumerisch.

„Wann werden wir uns haben, Inge?"

„Das mag das Leben beantworten — — wenn wir reif sein werden! Schmieden wir derweilen unsere Waffen — es kommt dann alles von selbst, was das Leben mit dem Menschen vor hat."

Er sann lange nach.

„Und mit uns hat es etwas vor," sagte er aus seinem Sinnen heraus.

„Das verpflichtet uns ja eben," sagte Inge.

Sie öffnete die Tür und zog ihn ins Haus. Sie verstanden einander. Sie hatten jedes sich selbst!

Sie waren beide sehr aufgeräumt. Dann und wann verfiel Hans in stilles Nachdenken. Plötzlich fragte Inge ganz unvermittelt, wie einem Instinkt folgend: „Mama, wir haben uns unsere Liebe gelobt!"

Das gab ihnen den letzten Frieden. . .

Drittes Buch



1.

Draußen war es still geworden. Der Lärm schwieg auf den Gassen, die Nacht gab dem Leben Ruhe, ein paar stille, friedliche Atemzüge, daß es Kräfte sammle zu neuem Tage, — zu neuer Betätigung, neuer Arbeit.

Inge saß noch an ihrem Schreibtisch, inmitten ihrer Bücher und Instrumente und lauschte in die Stille der Nacht. Sie schien ihr so drängend und laut, mahnend und rufend. Sie hörte die Stürme in ihrer Seele, aber sie verstand ihre Sprache noch nicht. Sie verstand noch nicht klar, was sie aufgewühlt hatten, sie verstand noch nicht, was sie forderten. Sie fühlte nur, daß es etwas Schweres sei, etwas Schmerzliches, das in ihrer Seele aufschreien wollte, etwas Gewaltiges, das ihre ganze Kraft, ihr ganzes Wesen in Aufruhr brachte und forderte. Sie wollte warten, bis ihr die Klarheit käme — und dann wollte sie stark sein!

Jetzt war sie müde. Es war ein schwerer Tag gewesen heute. Seit die Diphterie ausgebrochen, hatte sie kaum noch eine ruhige Stunde gehabt.

Wie sich das bei ihr gemacht hatte, die drei Jahre,

seit sie ihr Schild herausgehängt — sie war ganz von selbst der Armenarzt und ganz von selbst auch Kinderarzt geworden — ohne Vorsatz eigentlich, das Leben hatte es so gefügt. Sie gehörte eben zu den Naturen, die das Leben ganz für sich nutzbar macht und auch findet. Und nun hatte sie eine große Praxis und so recht ein Arbeitsfeld zu reicher Betätigung und segensreichem Wirken. Sie konnte sich so recht ausleben — und wenn sie von einem Bettchen wegtrat und hatte wieder ein sonst gesundes junges Leben den Krallen des Todes abgerungen und Herzen vor einer bitteren Wunde bewahrt, da kam ein stolzer, stiller Friede in sie: Sie war nicht vergebens auf der Welt, sie hatte einen Beruf, sie füllte ihren Platz aus, sie hatte eine gewisse Notwendigkeit. Und das war unentbehrlich für sie. Das war ihr eigentliches Leben. Sie konnte sich nicht dreingeben im Engen und Behaglichen, in fraulicher Passivität, die der Frauen Tugend sein soll, und doch eigentlich nur ihre Not ist — sie konnte nicht mit der sogenannten Gemütlichkeit des Glückes zufrieden sein, sie war eine aktive Natur, die nicht müßig, nicht hingebend und zusehend bleiben konnte, sie mußte selbst zugreifen und Hand ans Werk legen. Sie dachte sich oft, es sei ihr ein Spaten gegeben, und sie sei vor wildes Land gestellt und stehe nun gern in Sonnenbrand und Windgetos und gewinne Stückchen um Stückchen zu fruchtbarer Lebenskraft. Sie dachte nicht an sich — sie dachte nicht an die anderen, obgleich sie wußte, daß das Einzelleben im Ganzen seine Werte erhöht und immer und

immer im Ganzen sein letztes Ziel, sein letztes Verdienst findet. Und daß darin kein Fingerkrümmen verloren sei, und daß auch das Kleinste im Bau des Ganzen von Wichtigkeit sei — das wußte sie all wohl, aber nicht das war es, was ihr den Trieb zu ihrer aufreibenden Tätigkeit gab — es war ein Betätigungsbedürfnis, das ganz aus ihr kam, mit ursprünglicher Kraft, ohne Fragen und Bewußtwerden. Es hatte sein Ziel ganz von selbst — ihre eigene Ganzheit und den Dienst des Ganzen, aber ihr eigentliches Erregungsmoment war ein Egoismus — oft nur in dunklem Drange, oft erschreckend klar, oft belächelt, aber nie ans Kleine verloren, nie einem höheren, edlen Zwecke in kleinlicher Rücksicht im Wege. Herrschen wollte sie, beherrschen. Sie wollte das Leben in die Hand nehmen, das Leben sollte nicht sie bezwingen, knebeln und nach seiner Laune formen.

Sie lächelte oft über sich selbst — es war eine seltsame Mischung in ihr, von Vater und Mutter und Großvater — eine Mischung aus starken Eigenschaften! Und sie hatte sich bis jetzt immer wohlgefühlt in dieser Stärke, in diesem angestrengten, arbeitsvollen Ausleben. Sie hatte ihr Leben darin ausgefüllt gefühlt, ganz und gar.

Hatte?

Was war's nur, was nun auf einmal in ihr aufgeklungen war! Wo war die Leere, wo saß der Rest, der ihr doch geblieben?

Sie hatte geweint heute. Plötzlich waren ihr die Tränen aufgestiegen. Sie hätte den Schmerz eines großen

Verlustes in sich gefühlt, eines mählichen Entschwindens und dann raschen Sterbens. Aber sie wußte nicht, was es war.

Sie grübelte nun auch nicht — sie wußte, plötzlich würde es klar in ihr sein, deutlich zu ihr sprechen — und fordern.

Sie lauschte in die Stille der Nacht, in der das Leben ruhte.

Plötzlich mußte sie an ihren Mann denken.

Sie ward nicht froh — nein, beklommen wurde ihr fast. Was war das?

Sie hatte ihn lieb! Er war ein geschätzter Künstler, er war ein Meister in seiner Kunst.

Auf einmal stand ihr ein Fragezeichen dahinter.

Wie? Woher kam das auf einmal? Nie war ihr ein solcher Zweifel gekommen; die Jahre, da sie auf einander gewartet, die Jahre, da sie nun verheiratet waren — und es waren nun drei Jahre — immer hatte sie seine Kunst hochgestellt, immer gleich hoch.

Jetzt verfiel sie doch in ein Grübeln, das sie quälte. Erst die Frage — woher war das plötzlich gekommen? Sie wußte es nicht, sie fand es nicht. War es schon lange in ihr, unterbewußt, und hatte es jetzt nur auf einmal seine Deutlichkeit bekommen?

Sie lauschte auf sein Spiel — in die Stille der Nacht. Sie hörte die weichen, schmelzenden Töne, die sie einst unter den Kirschbaum gelockt hatten, sie hörte die weiche Süßigkeit in seinem ersten Liebessang im Konzert des Musikvereins, — sie hörte ihn im zweiten Konzert, wo

er als fertiger Künstler auftrat — und hörte ihn weiter all die Jahre, wie lockend süß, wie zart und innig, voller Wärme, Schmelz, voller Schwärmerei und Hingegebenheit er spielen konnte — leidenschaftlich, wenn ihm etwas ins Leben getreten war, was ihn hinriß, wenn ihn schöne Augen begeistert hatten, wenn eine reiche, stimmungsvolle Umgebung ihn reizte — sicherer immer und mit feinem, stets mehr beherrschendem Geschmack — aber doch — sie wollte es nicht denken! Kunst war's, eine große Kunst! Eine große Kunst? Was tat sich ihr auf einmal auf? Sollte ihr der Glaube an ihn genommen werden? Wer sprach auf sie ein — woher kamen all die Fragen?

Sie sprang von ihrem Sessel auf und ging unruhig auf und ab.

Wie konnte sie ausweichen? Sie wollte ausweichen! Sie hatte ihn zu lieb. Sie wollte sich an ihrer Liebe nichts schmälern lassen. Sie wollte zur Ruhe gehen und Tage und Tage hingehen lassen — mit ihm sprechen, ihn zu einer großen Arbeit anfeuern — zu einer Oper, die er schon all die Jahre vor hatte, voller Kraft und Größe, streng, herb, nichts rührend und weichlich und sentimental.

Ja, ja — er war eine sentimentale Natur. Weibisch — von der Anregung des Weibes abhängig — und selbst dadurch in seiner Art und seinem Ausdruck feminin, ohne feste Züge, ohne harte Knochen — voller Mollesse und molluskenhaft geradezu. Und darum hatte er sich auch nicht entwickelt. Er war offenbar ein formales

Talent — ohne die Energie, sich und seiner Kunst einen festen Gehalt, einen harten Kern zu geben. Es war alles Glätte und Schönheit in ihm, wie in Modejournalen — es floß in einen, es stand nicht breit und fest und groß vor einem und forderte, daß man zu ihm komme. Das Leben hatte ihn zu viel getragen — es war ihm zu viel Spiel geworden, war ihm zu leicht gefallen. Er hatte nicht tiefe Risse und Runen in seiner Seele — und wenn er auch momentan tief erlebte, und wenn ihm auch wirklich für den Moment eine Enttäuschung wie ein Schicksalsschlag war, er überwand zu rasch. Der folgende Moment nahm ihn wieder ganz ein. Er war ein Genießer. Er war ein Phantast. Er war ja vielleicht ein Glücklicher, ein Schoßkind des Lebens. Er war eine Laune der Natur — aber ein Schwächling.

„Er ist degeneriert — er hat müdes Blut," sagte die Ärztin in ihr. Und nun ward ihr klar, daß sie ja gegen ihren Willen kritisch gegen ihn vorgegangen war, daß sie ihn — tiefer in sich gestellt hatte.

Und ihr Herz sprach. Weich und voll, wie seine Geige singen konnte. Seine Jugend war ihre Jugend, ihre Jugend war es. Lichte, liebe Tage, heitere Spiele. Und da sie sich verloren hatten im Leben — einmal war doch sein Name in ihr aufgeklungen — und da sie sich ganz zu sich gefunden, geschah es im Letzten und Schönsten in ihm. Und die Jahre ihres Studiums hatte sie in ihm gelebt, in ihm gestrebt, um ihn den Schrei der Sehnsucht und den lauteren ihres Blutes unterdrückt. Ein Glück war's ihr, ein Lohn, ein Aufjauchzen,

da der Klang seines Namens mehr und mehr Bedeutung gewann, denn auch sein Streben geschah in ihr. Hatte sie ihm nicht gesagt, daß es nicht um ihr Glück sei, warum sie sich verbänden, sondern um ihren Weg, und daß ihr Glück ihren Weg ebnen, aber auch erhöhen müsse, hinaufführen, wo die Freien und Ganzen ständen, die Höhenmenschen, die dem Leben Werte schaffen und selbst Beispiele sind! War das eine Theorie gewesen? Waren das Worte gewesen?

Nein, sie fühlte ihre Kraft, ihre ungeschwächte, wachsende Kraft — Und doch — ihr Herz weinte um sein Glück, ihre Liebe bat um ihre Stille, um ihren Frieden, um ihre Sonne. Und bat und bat und gaukelte ihr die freundlichen Tage ihrer Ehe, die harrenden Stunden ihres Verlobtseins — die Tage gemeinsamen Schmerzes, da sein Vater und später seine Mutter gestorben war, die Abschiedsstunde von ihrer Mama vor und sang die Hymnen seiner Triumphe und läutete Weihnachtsglocken und Friede allen, die guten Willens sind.

Guten Willens wollte sie sein. Sie wollte sich ihre Liebe erhalten, wie sie immer gewesen war, erfüllt von dem Werte und der Größe dessen, den sie liebte. Und dazu durfte er nicht stehen bleiben auf dem errungenen Höhepunkte — ein Höhepunkt war es ja wohl, — dazu mußte er wachsen, und der Hans Sturm von gestern durfte nicht derselbe morgen oder übermorgen sein. Er war zu jung, um fertig zu sein, er durfte nicht verweichlichen. Und hatte ihm das Leben

zu freundlich gelächelt seither, so mußte er den Kampf mit ihm aufnehmen in neuen Wagnissen und erhöhten Zielen. Kämpfen und ringen mußte er, nicht satt und zufrieden sein. Seine Oper hatte er schreiben wollen — aber bis jetzt hatte er es nicht getan, und seit sie seine Frau geworden war, hatte er ganz die Energie für neues, erhöhtes Schaffen aufgegeben und war nur mehr Virtuose geblieben.

Sie saß wieder an ihrem Schreibtisch und blickte über das Zeitungsblatt, das aufgeschlagen darauf lag. Hatte sie gelesen vorhin?

Jetzt wußte sie, was ihre Gedanken angeregt hatte. War's dieser Satz hier gewesen in der Kritik seines letzten Konzertes: „Hans Sturm scheint nun allmählich nichts Neues mehr sagen zu wollen. Er kehrte dieses Jahr als derselbe wieder wie im vergangenen Jahre — es ist gewiß alles geschmackvoll, abgeklärt und fein herausgearbeitet, — es ist immer wieder der Reiz seines weichen, warmen Tones, der Schmelz seiner Cantilene, die Innigkeit seines Adagio, aber es fehlt der freie, große Zug, die feste Gestaltung und der hinreißende Schwung hinstürmender Leidenschaft. Es scheint nichts mehr ein Wachsen zu versprechen — und wenn Hans Sturm nicht mehr wächst, so müssen wir eine unserer schönsten Hoffnungen zu Grabe tragen. Er hat einmal viel versprochen — hoffentlich hat er noch genug Jugendlichkeit in sich, über das Fertige und Feminine seines Spieles hinauszuwachsen und sein Versprechen einzulösen, das auf eine Zukunft hinwies."

Sie hatte nun die ganze Kritik noch einmal gelesen. Hatte der Mann recht? Freilich, sie selbst hatte sich ja eben erst ganz in seinem Gedankenkreise bewegt. Aber nicht aus sich selbst heraus, wenigstens glaubte sie das nicht — sicher war es durch diese Kritik vorhin in ihr angeregt worden.

Das Weib in ihr regte sich. Hatte der Mann recht?

Sie wollte ihm nicht recht geben! Nein, sie wollte nicht.

Aber wieder fragte es in ihr, wieder und wieder. Und die Fragen wurden Zweifel, und die Zweifel wurden stärker.

Da wußte sie, daß sie in sich um ihre Liebe kämpfte und daß sie auf dem Wege war, sich zur Betäubung zu Kompromissen bereit zu finden.

Hatte der Mann recht? Und wenn er recht hatte — wenn — — —!

Sie wagte nicht, es sich einzugestehen.

Sie kannte plötzlich ihren Wert, sie war in vollstem Maße von ihrem Werte durchdrungen! Durfte sie es sein? Ja, — denn sie wollte nicht stille stehen. Sie fühlte nur neuen Antrieb daraus. Sie wußte, daß es eine innere Notwendigkeit für sie war, weiterzuschreiten.

Sie gingen ja wohl getrennte Wege — aber nur der Art ihrer Betätigung nach. In den letzten Zielen läuft alles in eins — und der Kontakt der Seelen ist zu den heterogensten Betätigungen Antrieb, Befriedigung, Ziel oft, Lohn und Gemeinsamkeit. Den Kontakt mußte sie sich erhalten. Aber dazu gehörte für sie der Glaube

an den anderen, der Respekt vor seiner Bedeutung. Sie zerknüllte das Zeitungsblatt.

Der Schreiber der Kritik hatte ihr das alles nehmen wollen.

Ihre Liebe weinte. Und auch ihr Auge weinte nun.

Wenn, wenn ...! schrie es beständig in ihr — dann, dann ...!

Ihr Fühlen beschwichtigte sie.

Es klopfte leise. Hans trat ein.

„Möchtest du nicht zur Ruhe gehen, Inge? Ich meine, du hast genug gearbeitet heute!"

Da fiel sie ihm um den Hals und küßte ihn. Und ihre Küsse baten ihn um Vergebung und waren heiß und leidenschaftlich.

„Hans!" sagte sie.

Da sah er ihr in die Augen.

„Du hast geweint, Inge?"

Sie barg das Gesicht an seiner Brust.

Er strich ihr zärtlich übers Haar.

„Was ist denn, Inge? Bist du traurig?"

Sie ruhte stumm an seiner Brust.

Er nahm ihren Kopf in seine Hände und hob ihn, daß er ihr voll ins Antlitz sehen konnte. Seine Augen saugten die Schönheit der ihren.

Sie kannte diesen Blick von ihm. Sie errötete.

„Warum hast du geweint, Inge?"

Da fand sie rasch die Antwort:

„Um dich, Hans!"

Einen Augenblick schien er erschreckt. Dann lächelte er.

„Du hast die Kritik gelesen, die ich dir auf den Schreibtisch gelegt habe? Den Unsinn? Denen will ich's zeigen!"

Er hob ihren Kopf höher und versank in ihren Anblick.

„Du bist so schön, Inge," und sein Gesicht nahm einen genußsatten Ausdruck an.

Sie zuckte, als habe sie ein Gertenhieb getroffen.

Er riß sie leidenschaftlich an sich.

„Inge!" hauchte er.

Sie blieb still. Dann seufzte sie.

„Komm!" sagte er.

Er zog sie hinaus — sie folgte ihm, halb widerstrebend, und doch an ihn geklammert in heimlicher Hingebung.

Die Glocken schlugen Mitternacht.

2.

Die Sprechstunde war schon seit einer halben Stunde vorbei. Frau Doktor Sturm-Moltan machte sich bereits zur Ausfahrt bereit. Da meldete die Dienerin, daß eben ein Herr dringend gebeten habe, Frau Doktor noch vor der Ausfahrt sprechen zu können.

Inge ließ ihn in ihr Arbeitszimmer bitten.

Der Fremde stellte sich vor: Redakteur Gerhart Römer. Sein Anliegen war, seinem kranken Kinde Beistand zu leisten. Er habe bereits seinen Hausarzt konsultiert, aber er habe den Eindruck, die Krankheit habe Fortschritte gemacht, und er bitte sehr, da rasche Hilfe notwendig sein möchte, die gnädige Frau möge sie leisten.

Er hatte es fast unbeholfen vorgebracht, wie Leute sprechen, die das Reden nicht gewöhnt sind und ihre Gedanken nur schriftlich auszudrücken pflegen.

Inge stand vor ihm und hatte Zeit, ihn zu betrachten. Er gehörte zu den Männern, deren Typ ihr nicht leicht sympathisch war: seine Züge hatten etwas Ungeschlachtes, sein Haar war lang und wirr und sein Bart groß und fast ungepflegt. Und doch mußte sie ihn

beständig ansehen. Es sprach etwas aus seinen Augen, das sie fesselte, eine Kindlichkeit und Güte, meinte sie, und wieder, in einem plötzlichen Aufblitzen ein inneres Feuer, von starker Leidenschaftlichkeit herrührend — und wieder, als sie länger hineingesehen hatte, eine Geradheit, Klarheit, Gewißheit, etwas Unbeirrbares, etwas Starkes in Überwindung und Tatkraft. Sie suchte beständig nach Ausdrücken in sich, was es sein möchte. Sie erkundigte sich nach der Art der Krankheitserscheinungen und ertappte sich, daß sie sich nur deshalb erkundigte, um ihr Interesse an seinen Augen zu befriedigen. Und plötzlich kamen die ihr unheimlich vor.

Sie trat an ihren Instrumentenschrank, steckte das Nötige zu sich, fragte, ob beim Hausarzt angefragt sei, und als die Antwort bejahend ausgefallen war, machte sie sich auf zum Krankenbesuch.

Sie fand die Mutter am Bettchen des Kindes.

Ihr erster Eindruck von der Frau rief ein Erstaunen in ihr hervor — eine zarte Gestalt, schmal und zierlich, schön, ohne Eigenart in ihren Zügen — glatt alles und in gutem Verhältnis — und doch eigentlich wenig anziehend. Mehr Puppe als Mensch — schoß es Inge durch den Kopf.

Es wäre kein Grund zu weiterem Nachdenken für sie gewesen — das hatte sie schon oft gesehen — wäre ihr nicht der Eindruck des Mannes noch so lebendig gewesen, daß dadurch der Eindruck einer gewissen Unzusammengehörigkeit ihr frappierend wurde. Sie fand den Weg nicht vom einen zum anderen — nicht von dem

robusten, fast verwilderten Manne zu der grazilen, nichtssagenden Frau.

Sie hatte sich wohl in seinen Augen getäuscht. Oder täuschte sie sich jetzt in ihr?

Sie hatte das Kind untersucht. Sein Zustand war noch nicht weiter gefährlich. Es galt nur vorzubeugen. Sie verordnete Pinselungen.

Dann richtete sie ein paar Fragen an die Frau, um von den Zuständen des Kindes Näheres zu erfahren. Sie gab schüchtern und nur unvollkommen Auskunft. Geradezu finster hörte ihr Mann zu — und bei der ersten passenden Gelegenheit griff er ein.

Inge fühlte — hier fehlte der Konnex. Der Weg vom einen zum anderen war weit. Hier war's kein Nebeneinander. Sie hatte ein geschärftes Auge dafür — ein besonders scharfes jetzt. Fast meinte sie, sie stelle sich besonders darauf ein, das zu erkennen.

Sie kam von den Beiden nicht los. Sie berührte das und jenes — nur der Mann ging darauf ein und parierte ihr mit großer Gewandtheit und Schlagfertigkeit. Sie gewann Respekt vor seiner sicheren Ruhe und Nachdenksamkeit und ward von den eigenen Ansichten und neuen Gesichtspunkten, die er rasch zu einer Sache gewann, angezogen, so daß sie sich bald in einem eifrigen Gespräch mit ihm befand, das ihn wie sie in gleicher Stärke anregte. Und nun beobachtete sie wieder seine Augen, die in beständigem Wechsel die psychischen Vorgänge in ihm spiegelten und Kunde gaben — ob nun sein Hirn arbeitete oder sein Herz sprach, und

sein Freudiges und Schweres, sein inneres Stillstehen oder sein rasches Vorwärtsdringen verrieten.

Seine Frau hatte dabei gestanden, ohne den geringsten Anteil zu zeigen.

Nur als eben das Kind eine Atembeschwerde hatte, war sie rasch bei der Hand, und rasch war auch der Kopf des Gatten neben dem ihren über dem kranken Kinde — und als er nun zu seiner Frau sprach und für die Behandlung der Kleinen genauere Angaben machte, hatte seine Sprache wieder das Stockende, Wägende, aus seinen Augen sprach wieder die Milde und Güte, seine sonst rauhe Stimme war warm.

Inge staunte.

Da ging ihr auf, daß zwischen diesen ungleichen Menschen eine Brücke bestehe — ihr Kind. Das war ein ganz direkter Weg — der war im Nu durchschritten. Der konnte sich immer auftun, — wie fern er auch von ihr innerlich weilen mochte.

Es ward etwas in ihm ausgelöst dabei, von dem Inge meinte, daß es nicht ganz sein Eigenes sei. Nicht vielleicht in seinem Grundgefühl — aber in seinen Mitteln, in seiner Nebenabsicht, in seinem Ziel, sofern dies die Frau betraf.

Sie verabschiedete sich und versprach, am Abend noch einmal nachzusehen.

Dem Kutscher draußen gab sie Anweisung, zum entferntesten Patienten zuerst zu fahren. Sie brauchte Sammlung. Sie wollte die weitere Fahrt benützen, die angeregten Gedanken in sich klar zu legen. Das be-

deutete bei ihr jedesmal so viel, wie sie zur Ruhe zu bringen.

Wie mochten sich die beiden gefunden haben?

Es war ihr unmöglich, zu einer Antwort zu kommen. Das Leben hat so viele Möglichkeiten, es treibt so seltsames Spiel mit den Menschen. Es lockt mit so niederen, kleinen Mitteln. Heute waren die beiden ungleich, konnten sie nicht einmal gleich — oder doch einander näher gewesen sein? Er ging einen Weg, den sie nicht mitkonnte. Ohne daß sie Schuld hatte — denn vieles laden die Menschen ihrem Nächsten als Schuld auf, was nur Bestimmung, was eben Schicksal ist. Und wenn von Schuld die Rede sein könnte, eine größere liegt an ihm. Wenn er sich berufen fühlte, durfte er durch nichts hindern, daß er auserwählt werden konnte.

Aber das war ein Resultat, das sie nicht gewollt hatte. Sie fühlte sich nicht berechtigt, zu richten, sie wollte nur begreifen. Hier also fand sie nicht weiter.

Sie dachte an sich.

Es schoß ihr durch den Kopf: die Stellung der Frau in der Ehe ist unwürdig, da liegt die Schuld in Jahrhunderten geistiger Sklaverei — aber daß sie es bei einem geistig bedeutenden Manne ist, schreit zum Himmel. Für wen mehr? Für den Mann! Aber es beweist wieder, wie dem bedeutenden Menschen die menschlichen Schwächen gefährlicher werden.

Und wieder dachte sie an sich. Heimlich lauerte das in all ihren Erwägungen und Grübeleien. Es lag

ihr etwas auf der Seele von ihrer eigenen Ehe. Es war ein Unfrieden in ihrem Leben. War er schon da — wollte er sich erst auswachsen? Es war alles noch latent — aber sie fühlte es schon an ihrer Beklemmung, daß es einmal frei werden mußte.

Der Wagen hielt. Sie stieg aus und sah nach ihrem Patienten. Alles Persönliche war nun ausgeschaltet in ihr.

Aber kaum war sie aus dem Krankenzimmer getreten, war es wieder lebendig und fordernd in ihr. Als sie in den Wagen einstieg, hatte sie einen — wie ihr schien — einheitlich klaren Eindruck von Gerhart Römer als von einem Manne, der gewaltsam seine Kraft in sich verhält, der seine Fülle nicht voll ausströmen kann, nur da und dort — zum Beispiel in dem Gespräch mit ihr — sich frei läßt und dann — sich herabfallen fühlt. Aber dem Bewußtsein schien er nicht Herrschaft geben zu wollen — er fand sich eine gewisse Konziliation zum Leben — zu seinem Leben. Aber wenn des Prometheus Leber auch nachts wieder wächst, kann es gesund sein, daß sie tags gefressen wird?

Er war ein Kompromißler — er hatte seinen Knacks weg, das Leben würde ihn nie zu seinem Ganzen kommen lassen — und ihm selbst nie ein Ganzes werden, einerlei, worin sein Werk bestehe. Denn das ist ja das Unbarmherzige des Lebens, daß es seine geheimsten Schwächen in unser Werk sich einschleichen läßt, und unser Wesen, wie wir auch Risse verkleben, Ausgleiche

suchen mögen, dennoch ruiniert. Die letzte Rechenschaft müßte einem solchen Menschen einen Torso, direkte Trümmer zeigen, so ganz er für die anderen im Leben gestanden haben mochte. Und auch dies ist das Fatale — in dem, was von uns übrig bleibt, wächst es sich von Jahr zu Jahr mehr aus, und schließlich blickt die Nachwelt in eine häßliche, entstellte, pockennarbige Fratze, wo die Mitwelt eine Venus von Milo gesehen hatte. Das ist — sie schüttelte sich — die Tuberkulose des Charakters, die pflanzt sich in Leibes- und Geisteskindern fort, die geht durch Generationen.

Sie schnellte erregt von ihrem Sitze auf.

„Mann oder Frau!" sagte sie — „es gibt eine Höhe in uns, von der wir ein Recht haben, das gemeine Recht zu verachten und unser persönliches durchzusetzen. Es kann einmal eine Erkenntnis in uns geben, von der aus die gemeine Moral Unmoral wird und die Kompromisse um der Menschen willen nicht lobenswert, nicht verdienstlich sind, so sehr sie's auch nach außen scheinen mögen, sondern Sünden wider den heiligen Geist. Mann oder Frau — alles ist die Persönlichkeit, sie macht die Erde licht, weil sie uns licht macht.

Und so lang du das nicht hast,
Dieses: Stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde." —

Sie hatte es sich laut gesagt.

„Ich werde sterben und werden können!"

Da wußte sie, daß sie eine Forderung an sich ge-

stellt hatte — und sie kannte sich — wo sie fordern mußte, mußte sie auch erfüllen.

Sie ward traurig. Ihre Liebe weinte.

Was war's denn nur, was lockerte das Band? Die kleine Enttäuschung, daß er sich so wenig energisch zeigte, so kraftlos, etwas stark zu wollen, um es stark zu können! Das konnte es ja alles nicht sein! Und dann konnte doch auch nicht alles verloren sein. Sie mußte ihn noch in die Höhe reißen können!

Oder war's schließlich doch das gar nicht, was er an ihr wollte? Wollte er schließlich auch vom Weibe nicht mehr als die vielen anderen?

Sie hatte gewiß das Geschlecht nicht in sich ertötet, sie war kein blasser Ästhet, kein Asket und Schemen — sie mochte der Natur ihr Recht nicht nehmen, aber sie wollte ihrer Herr sein und sie behüten und meistern, um sie zu erhöhen, daß sie wohltätig werde wie „des Feuers Macht" und sich nicht allein zum Zweck und Ziele werde, um uns, unser Bestes, zu vernichten. Die Natur ist grausam — aber listig, wie die Schlange im Paradies. Sie war ja selbst die Schlange. Sie will nur sich und mordet ihre Geschöpfe hin, die sich von ihr verlocken lassen.

Heute war sie ein schlechter Arzt. Sie mußte sich beständig ausschalten, um ihren Beruf ausüben zu können. Und sie war rasch und unruhig.

Nun bohrte das Tage und Tage schon heimlich in ihr, seit der harten, — ihr schien: wehmütig-harten Kritik — der Schreiber verstand offenbar tiefer zu

horchen als nur auf Töne — aber so schmerzend war es noch nie gewesen wie eben. Die Begegnung mit Gerhart Römer hatte alles in ihr aufgerührt.

Sie schickte ihren Wagen heim, den Rest des Weges wollte sie gehen. Sie machte einen kleinen Umweg durch die Anlagen. Es wehte ein frischer Nordost. Anfangs Februar waren ein paar warme Tage gewesen, die hatten an den Hartriegelbüschen die ersten Knospen hervorgelockt. Nun wurden die Voreiligen wieder vernichtet. Die Natur ist erbarmungslos.

Inge schritt sinnend die Pfade hin. Der Wind rauschte durch die Bäume, die gefrorenen Äste knackten, der Schnee, leicht gefroren, krachte unter ihren Tritten — sonst aber war es still hier. Kein Mensch in den beschneiten Wegen — da und dort eine Amsel, die Futter suchte. Und nun plötzlich ein Windstoß, daß die Bäume aufschauerten und sich schüttelten und die Kronen zusammensteckten und dann wieder, wie auf Verabredung, die Köpfe hoben und die Arme emporreckten und mit geballten Fäusten Himmel und Wind und Wolken entgegendrohten und Helden waren, die im Kampfe ihren Platz nicht lassen wollten und stand hielten, wie's auch stürmen und gegen sie andringen mochte. Sie wichen nicht und beugten sich nicht — und hoch reckten sie ihre Arme und schüttelten die Fäuste. —

Inge stand und sah ihnen zu. Immer lebendiger wurde ihr das Bild ihrer Einbildung — sie sah bald nicht Bäume und Äste mehr — sie sah nur Arme und Fäuste und breit dastehende Recken.

Der Wind hatte ihr Haar an den Schläfen gelöst, und nun flogen die Strähnen knisternd um ihr Haupt.

Sie ließ es geschehen. Sie wollte im Sturme stehen — und stark sein! Ein anderes Bild trat vor ihre Seele: ihr Park, Großvaters Park. Und Großvater, der die Wege hingeht.

Und Hans, den sie am Park gemessen.

Ist das all vorbei? Großvater ist tot — Hans ruht nun auf seiner Chaiselongue, raucht Zigaretten, sieht sich die Nägel nach, streicht sich durchs Haar, zierlich wie eine Kokette, und trinkt dann und wann ein Schlückchen Lucca.

Der Park und Hans sind weit auseinander.

Sie geht nun allein im Park — still die Wege, die der Großvater ging — einsam und im Herzen traurig wie eine Nonne — aber stark wie der Großvater.

Sie nimmt ihr Haar bei. Langsam geht sie weiter.

„Liebe stirbt so schwer!“ seufzt sie.

Sie erschrickt. Soll ihre Liebe sterben? Kann sie? Kann etwas sterben — sie vollendet die Frage nicht, sie hat sich ertappt, daß sie sich etwas konstruieren möchte, daran sie einen Halt hätte.

„Alles kann sterben, was lebt,“ sagt sie.

„Und soll doch nicht, soll nicht!“ seufzt sie nach einer Pause. Da sieht sie Gerhart Römer neben seiner Frau über ihr Kind gebeugt.

Es gäbe vielleicht e i n Band, das sie verbinden

könnte, ohne die Gefahr, daß es ein Zwang wäre — eines, das ihm ein Erleben wäre, eine neue Quelle . . .

Wenn er sich mit ihr über ihr Kind beugen könnte — wenn er die Leiden der Mutterschaft gesehen, um sie gelitten hätte — wenn er das Kind in seinem Arme wiegte, das seines und ihres Wesens Zusammenfluß und Erhöhung wäre . . .

Sie ging in Sinnen durch den Februarsturm, sie ging nach Hause, und heimlich pochte in ihrer Seele der Gedanke, wie ihr Haus ihr ein neues Heim werden könnte — und der Gedanke wurde Wunsch.

3.

Zwischen Inge und Hans war eine Spannung. Sie war immer noch latent, aber beide fühlten sie. Inge, von der sie gewissermaßen ausgehen mochte, war ihrer am stärksten und frühesten bewußt und litt sehr darunter. Sie bemühte sich, das Dunkel in ihrer Seele ihrem Gatten zu verbergen, ohne sich klar zu werden, weshalb sie das tat. Sie wählte ein Mittel, das ihr eigentlich nicht entsprechend war, wie ja ihr ganzes Verhalten eben: eine gesteigerte Liebenswürdigkeit. Aber bald erstarrte die mehr und mehr zu einer bloßen Form, umso leichter, als in Hans ein dunkles Gefühl eines leisen Fremdseins erwachte, so daß die Entfremdung rasche Fortschritte machen mußte.

Sie ging nun mehr von Hans aus. Er hatte gewissermaßen Furcht vor Inge. Er fühlte sich getrieben, gehetzt von ihr.

Sie war sein strengster Kritiker, sie forderte und forderte immer mehr. Sie brachte ihn manchmal geradezu zur Verzweiflung. Er verlor sich, er wurde unsicher. Sie nahm ihm das, was sein sicherer Besitz

seither gewesen war — und beständig mahnte sie, sich zu erweitern, nicht zu erstarren, sich zu vertiefen, nicht zu verweichlichen, nicht immer der gleiche zu sein, nicht lieblich und graziös den Schein der Werke zu geben, Glanz und Flimmer und Charme und Virtuosität und all das äußerlich Bestechliche zu bringen, sondern den Kern, das Wesen der Schöpfung, streng und hart in festen, markanten Zügen, breit und groß und immer mit neuen Tiefblicken.

Wie sollte er! Er war sich bewußt, gegeben zu haben, was er gefunden hatte! Er fand nicht tiefer. Und wie er gab, war's eben seine Art, andere mochten anders geben. Andere mochten streng und großzügig sein, er war fein und bestrickend. Warum sollte er nicht auch gelten?

„Weil es zu formal, zu fertig ist, Hans. Weil du zu jung bist zum Fertigsein, weil du noch nicht genug gegeben, erfüllt hast, um fertig sein zu dürfen — weil du noch eine Entwickelung haben mußt. Nicht nur du, du als Künstler, sondern mit dir deine Kunst, ihrem Gehalt nach. Du hast mehr versprochen als nur diese kleine Einseitigkeit, diese enge Spezialität."

Er glühte. Sie vernichtete ihn. Sie stand wie ein Richter vor ihm, sie brach den Stab über ihn. Er haßte sie in diesem Augenblick. Er sah sie mit flammenden Augen an.

Sie stand wie aus Stein gemeißelt — klar und ruhig ihre Stirne, ihre Lippen fest geschlossen, kein

Wimpernzucken, und ihre Gesichtsfarbe ein paar Töne bleicher wie sonst.

Sie war schön so — aber er kam nicht zum Genusse ihrer Schönheit. Er fürchtete sie.

„Du krallst die Finger, Inge?"

„Nein," sagte sie ruhig.

„Bist du mir feind?"

„Nein, ich will dein Bestes!"

„Ich fürchte mich vor dir, Inge."

„Das ist Feigheit, Hans. Das ist ein Ausweichen vor der Aufgabe deines Lebens, das ist eine Scheu vor den Forderungen deiner Kunst, eine Mutlosigkeit den Verpflichtungen gegenüber, die du ihr und dir gegenüber hast, abgesehen von den Ansprüchen des Publikums. Denn so sehr wir dieses verachten mögen, so sehr wir traurig sein mögen, daß der Künstler sein Innerstes, Bestes, Letztes um Befriedigung seiner Neugierde willen, nur seiner Neugierde willen, vor ihm ausbreiten muß, sich prostituieren muß — sagen wir das harte Wort — so besteht doch, gehen wir über diesen Zustand hinaus, der nur ein Mittel zum Zweck scheint, ein Recht zu einer Forderung, die auch das Publikum stellen darf. Ich will sagen — es vertritt das Lebendige — und dem Lebendigen dienen die Kunstwerke, ihr Lebensgehalt, und er soll ihm aufgeschlossen werden. Das ist der Beruf des Künstlers. Daraus ziehe ich die höchsten Konsequenzen, zum Priester, zum Erzieher, zum Reformator stemple ich den Künstler, einen religiösen, einen

erzieherischen, direkt einen sozialen Wert und Gehalt und eine ebensolche Aufgabe schreibe ich der Kunst zu."

Die Worte waren ihr nur so hervorgesprudelt, immer erregter war sie geworden, sie schien mit dem Pathos, in das sie geriet, zu wachsen. Sie ging ans Fenster und sah hinaus.

„Es geht alles wertlos am Leben vorbei, was nicht tief erlebt ist."

Sie wischte den Hauch von der Scheibe.

„Das freilich — tief erleben — das kann des Menschen Schicksal werden. Mancher kommt nie dazu — viele zerbrechen daran — einer wächst sich darin zu einer vollen Persönlichkeit aus."

Das hatte sie nun sehr ruhig und gedehnt gesprochen.

„Das liegt aber doch nicht an uns, das liegt doch am Leben, Inge!"

Sie drehte sich um und sah ihn an.

„Allerdings, Hans. Armer Hans!"

Er schrie auf, wehwund.

„Inge!"

Aber das rührte sie jetzt nicht.

„Du bist grausam, entsetzlich grausam, Inge!"

„Du meinst, dir fehlt das Leben, nicht?"

Sie lächelte ein wenig.

„Du zerbrichst mich, Inge! Du willst mich zerbrechen!"

„Ich will dich zum Leben führen, zum Kampf, zum Wachsen. Schaff dir eine neue Aufgabe, wenn du mit dieser seitherigen fertig bist, schaff dir neue

Reibungen, neue Überwindungen und Enttäuschungen. Ich will dir sagen, Hans, dir fehlt es daran. Dir ist's zu leicht gefallen. Ich wollte dir's schwer machen — aber es gibt Menschen, die an nichts schwer genug haben. Am Schweren liegt's nicht, sondern daran, wie wir's nehmen. Glaubst du, meine Jugend hätte nicht nach dir geschrieen? Ich bin kein Stein — und ich überwand's doch — um dich. Und auch mir ward's Gewinn, aber um dich war's. Ich fürchtete so sehr um dich, ich wollte nicht, was Frauen so oft tun, dich aufhalten — ich wollte meine Jugend, mein Empfinden, was weiß ich, nicht ertöten, wie du oft meintest, ich wollte es nur nicht unbedacht überschäumen lassen. Oder so — ich wollte es nicht bestimmend sein lassen. Jugend und Rausch vergehen so rasch — und gab man dann dem Leben nichts Höheres, hat man die Leere. Dir fehlte der Schmerz, Hans, der starke, blutige Schmerz."

„Vielleicht fehlt mir die Kraft dazu!"

„Vielleicht!"

Inge zog die Vorhangschnur, die sie ergriffen hatte, so fest um ihr Handgelenk, daß es ihr schmerzhaft war.

„Vielleicht fehlt mir die Bestimmung dazu," sagte Hans.

„Vielleicht auch!"

„Und wenn?"

Es blieb still.

„Was dann?" fragte er eindringlich. Aber in seiner Stimme bebte die Angst, die Angst vor dem vernichten-

den Urteilsspruch, und die Erregung, Gewißheit zu erhalten.

„Dann bist du halb und bleibst's!"

Hans war's wie ein Sensenschnitt, der durch's Getreide fährt.

„Du vernichtest mein Leben, Inge!" stöhnte er.

„Dann richte dir's neu auf! So sei stark, sei mutig — und du wirst mir noch für diese Vernichtung dankbar sein. Keiner hat im Leben ein Ganzes, der nicht einmal Trümmer hatte."

Es war Dämmerung geworden. Inge stand noch am Fenster. Dunkel zeichnete sich ihre Gestalt ab.

Hans ruhte in einem Sessel. Er konnte zu keiner Klarheit kommen. Er fürchtete die letzte Notwendigkeit seiner Erkenntnis. Er wußte, daß er vor seinem letzten Schritte stand, daß es nur ein Kleines zu seiner letzten Klarheit und Gewißheit war, aber er wollte sie nicht haben.

„Zähle ich nicht mehr mit dem, was ich kann und bin?" fragte er fast schüchtern.

„Doch — aber bald nicht mehr. Doch handelt sich's darum nicht — es handelt sich um dich vor dir — um deinen Stillstand, dem der Marasmus auf dem Fuße folgt. Ob es zu verhüten ist, ich weiß es nicht — aber ich fühle die Pflicht, da ich diese Erkenntnis habe, alles zu tun, was dem vorbeugen könnte. Und wenn ich dein Schicksal werden muß!"

„Und wenn du eine Schuld auf dich lädst?"

„Woran denkst du?"

„Ich denke daran, daß du mir den Lebensfaden abschneidest.“

Sie besann sich ein wenig.

„Es gibt Notwendigkeiten, die nach keiner Schuld fragen,“ sagte sie gelassen.

„Du bist hart. Du bist kein Weib!“

„Ach, Hans — wenn du wüßtest, wie weh Härte tun kann! — Aber — ich stehe im Leben — das fragt nicht nach dem Wehtun. Du weißt vom Leben nichts, nicht das Harte und Wehe, das ist's gerade.“

Er sagte nichts darauf.

„Was soll ich tun, Inge?“

„Ins Leben gehen! Bin ich dir im Wege — über mich gehen, und wenn dir's weh tut, — es mit dem Leben aufnehmen, leiden, siegen! Wie, das weiß ich nicht. Wagen! Was, das weiß ich auch nicht!“

Er kam langsam zu ihr her.

„Meinst du, ich soll's mit meiner Oper versuchen?“

„Du mußt wissen, was dich treibt. Nur genügen laß dir nicht, nicht genug sein!“

„Ich schreibe meine Oper, Inge!“

„Das willst du lange!“

„Ich tu's nun.“

„Ja, tu's aber nun.“

„Gib mir die Hand, Inge!“

Sie gab sie ihm gleichgültig.

Der große, schlanke Mann stand vor ihr wie ein Knabe.

Er sah ihre Augen im Dämmer, er sah lange

schweigend hinein. Sie bewegten sich nicht. Sie blieben fremd und kühl wie Sterne. Kein Druck ihrer Hand.

„Inge!" sagte er. „Willst du mir gut sein?"

Er sah ihre Augen nicht mehr. Sie hatte die Lider gesenkt.

„Inge, ach, bitte!"

Ihre Arme umschlangen ihn.

„Ach, Hans!" Sie weinte. Heftiges Schluchzen erschütterte ihren Körper.

Er fand kein Wort. Sie weinte.

„Du hast mir einen großen Schmerz zugefügt, Inge!"

Sie ließ ihn. Sie stand wieder groß und stark vor ihm. Er sah ihre Augen, kalt und fremd. Es waren Augen, die Tränen nicht trübten.

Sie waren heller wie vorhin, sie schienen ihm gewachsen.

„Dann hätte ich dir mehr gegeben als Glück", sagte sie schwer nach langem Schweigen.

Aber sie glaubte es nicht. Sie seufzte.

Sie ging langsam und müde, gebrochen fast.

4.

Seit ihrer Begegnung mit Gerhart Römer war in Inge ein warmes Interesse für ihn wach geblieben. Sie mußte oft an ihn denken, oft sich ihn vorstellen. Er war ihr eigentlich beständig nahe, wie jemand, mit dem man schwere Stunden durchlebt hat, der sich in solchen als Kamerad, als Freund erwiesen. Sie mußte in gewissen Situationen sich fragen, wie er nun bestehen würde und ob — und oft sprang er ihr in ihren Gedanken bei, wenn sie vor einem letzten Entschluß stand. Merkwürdig — sie kannte ihn doch gar nicht genug, um so viel Glauben an ihn haben zu können. Aber sie hatte Glauben an ihn. Woher, warum? — das war eben eines jener Geheimnisse, deren des Menschen Seele so viele und wunderbare hat — es war eine jener Wirkungen, über die sich der schärfste Verstand nicht klar zu werden vermag. Wenigstens wird es ihm versagt bleiben, eine klare Rechenschaft darüber zu geben.

Oft grübelte Inge, ob sie sich dagegen wehren müsse. Aber entweder kam sie zu keinem Resultat —

oder sie lachte sich aus — oder sie betonte sich, daß da etwas auf sie einspreche, das in nichts mit Dürfen und Nichtdürfen etwas zu tun habe, und daß das außerdem etwas sei von Mensch zum Menschen, das nicht zu unterdrücken sei. Das da sei, wie Träume kommen und Stimmungen, Erhebung und Gedrücktheit, und das sich so wenig abwenden lasse wie die übrigen Erscheinungen der Natur. Denn eine solche sei es — es sei eine elementare Naturerscheinung, auch wenn sie keinen Stoffträger, keinen erkennbaren Stoffträger habe. Und dann — was war's denn? Es war der geistige Eindruck von einem Manne, der selbst ihr zunächst mehr Rätsel war als Klarheit — so oder so, aber ein Eindruck. Und da das eine Wirkung ist, die nur wenige Menschen haben, nur ganz wenige, so freute sie sich dessen — und durfte es.

Sie las eifrig die Zeitung, an der er angestellt war, eines der größten Organe Deutschlands und das bedeutendste der Stadt. Er redigierte das Feuilleton. Sie las es mit kritischer Schärfe — es war vorzüglich und als solches bekannt. Aber darum war es ihr eigentlich nicht — sie wollte ihn dahinter erkennen. In dem, was er aufnahm, und in dem, was er selbst schrieb. Sie gewann bald eine gewisse Sicherheit, ihn zu erkennen, auch wo er nicht gezeichnet hatte. Und nach und nach vervollständigte sich das Bild von ihm durch die tägliche Lektüre seines Feuilletons und wuchs sich ihr zu fast völliger Klarheit aus.

Sie gewann einen hohen Respekt. Sie fand, wie viel

Persönliches, wie viel Charakter und Charakteristisches, wie viel Beweglichkeit und Vielseitigkeit, rasches Erfassen, rechtes Ergreifen sich in dem täglich Vergänglichen hier ausdrückte. Und wie innerlich stark und gefestigt ein Mann sein mußte, der mit so viel Einwirkungen, so viel Faktoren — geschäftlichen, wissenschaftlichen, künstlerischen — zu rechnen hatte, wie sehr der ein Charakter, ein Ganzer, ein Instinktmensch sein mußte, um sein Werk — denn ein Werk war's, wenngleich nur von Tag zu Tag — um sich ganz und auf der Höhe zu halten. An dem mußte das Leben mit seinen Verlockungen und — Enttäuschungen vorbeigehen können — äußerlich mußte der feststehen, so sehr er innerlich bewegt war. Denn so nur konnte er Stellung nehmen. Darauf kam's ja an, Stellung zu allem zu nehmen, und wie dies geschah, das charakterisierte ja sein Feuilleton — denn selbst hier, in solcher Vielseitigkeit, in dieser Mischung von Kleinem und Großem, Nichtigem und Bedeutendem, in diesem Neben- und Durcheinander der verschiedenartigsten Dinge verriet sich die Wirkung der Persönlichkeit. Mochte es die Menge nicht ahnen, mochte sich's nur in der Interessiertheit für das täglich Gebotene ausdrücken, die Wirkung der Persönlichkeit war da. Aber dazu gehörte eines: ein Ziel haben! Das freilich fordert des Menschen größte Kraft, das fordert den Mut, ganz in sich selbst zu schauen, vor nichts zurückzuschrecken, auszufüllen, wo eine Lücke ist, auszukehren, wo es an der letzten Reinheit mangelt — das Maß seiner Kräfte abzuschätzen

und sich nicht unfruchtbaren Phantastereien und sentimentalen Verschwommenheiten hinzugeben, sondern dem Leben auf den Leib zu rücken, mit dem starken Wollen, in dem die Gewißheit des Könnens liegt.

So sah sie nach Wochen und Wochen Gerhart Römer im Geiste vor sich. Und manchmal trat er neben ihren Mann. Da aber wollte sie ihn nicht dulden — da schien ihr, sie sehe etwas verdunkelt, was sie im Hellen haben wollte, da schien ihr, sie sehe etwas schwinden, was sie halten wollte. Halten — mit ihrer ganzen Kraft bis zum Letzten, wo sie nicht mehr könnte. Und — dürfte!

Einmal war sie Römer auf der Straße begegnet. Sie waren ein Stück Wegs zusammen gegangen.

Wie es seinem Töchterchen gehe? hatte sie gefragt.

Er ward traurig.

„Ich glaube, gnädige Frau, es fehlt ihm die Lebenskraft," sagte er. „Ich seh es allmählich als Gewißheit an, und ich ergebe mich langsam in dies Schicksal. Es wird mir schwer. Es ist eine furchtbare Enttäuschung für den Mann, in seinem Kinde, in dem er sich wiederfinden möchte, nur einen Schatten, einen Lebenshauch zu sehen, der nicht zum Leben bestimmt ist. Denn es wird doch das Leben, daß es lebe. Warum läßt's die Natur dann werden? Freilich — Regen träufelt auf fetten Ackergrund und auf Sandboden nieder — nicht am Regen liegt's, wenn dieser nicht Gartenfrüchte hervorbringt."

Er seufzte.

Er sprang ganz in Allgemeines über.

„Mancher meint zu führen und wird geführt. Und es gibt Jahre, in denen der Mensch so von allen Trieben des Lebens — mögen's rohe sein — erfüllt ist, daß er das Leben zu umfassen meint, sich Herr meint — dann geht er, meint er, auf breiter, sicherer Landstraße, und ist doch nur ein schmaler Steg, den er überschreitet, und die blühenden Wiesen, die er gewonnen zu haben meint, haben feuchten Moorboden und sind gefährlich. Dann kommt das Schwere. Vielen ist das der Untergang — aber wer nicht untergehen möchte, muß einen furchtbaren Kampf kämpfen, den Kampf um sich, mit tausenderlei Vorsicht, mit Spitzfindigkeiten und Finessen, denn schließlich ist doch einmal einer, der weiß, daß es sich beim Menschen um sich handelt — aber vorwärtsgehen — das ist dann beschwerlich, und zurückgehen, das ist — ich weiß nicht, — ich glaube, das tut weh. Verzeihen Sie, gnädige Frau, aber das Kapitel Mensch — der Mensch ist etwas gar Schwaches, Mangelhaftes, trotz seiner hohen Prätensionen."

Inge hatte ihn verstanden. Eigentümlich dämmerte es in ihr auf; daß er ihr das gesagt hatte, war wie aus einem Zwange heraus. Sie fühlte es immer klarer, er hatte es ihr sagen müssen. Fühlte er, daß sie ihn begreifen würde — forderte er es, unbewußt vielleicht? Sie hatte inniges Mitleid mit ihm. Aber sie konnte nicht weich sein. Es wäre unpassend gewesen, es wäre eine Beleidigung für ihn gewesen. Mitleid mußte ihn schmerzen. Sie fühlte auf einmal, wie schwer das Mit-

leid der lieben Nächsten einen Menschen bedrücken, ihn erniedrigen konnte — den Menschen, der eine Festigkeit, einen Standpunkt hat. Und dann triumphierte etwas in ihr — sie fühlte einen Stolz, der voller Ernst und Gewichtigkeit war — den Stolz ihres Wertes. Er war der erste Mann, der ihr ihren Wert gezeigt in dem Vertrauen, das er ihr bewiesen. Eine stillschweigende Einschätzung — ohne egoistische Nebenabsichten, nur mit der einen, etwas von sich zu wälzen, sich zu verlieren — und sich dahin verlieren zu können, im Bewußtsein, sich da zu finden — im Verstandenwerden. Oder einer hatte es schon einmal getan — jener Sterbende auf Westerland — aber damals hatte sie noch nicht die Reife dafür gehabt.

Es ist so schwer, das Verstandenwerden, und es ist dem Menschen so viel! Es ist mehr als Trost und Beistand, oder es ist höchster Trost und Beistand.

Inge empfand, es wäre banal, ein Wort dazu zu sagen.

„Darf ich gelegentlich einmal nach Ihrem Töchterchen sehen, Herr Römer?" fragte sie. „Ganz außerhalb der Praxis und ohne Beleidigung für Ihren Hausarzt?"

Er nahm ihre Hand.

„Danke, gnädige Frau!"

Er sah sie mit seinen gütigen, traurigen Augen lange an. Es war etwas wie eine unterdrückte Rührung in seinen Zügen. Seine Stirne hatte sich in schmale Falten gelegt, sein Hirn arbeitete.

Er suchte für etwas, das er ihr noch sagen wollte, sagen mußte, den rechten Ton, die rechte Form. Er wollte es nicht zu schwer sagen, er wollte mehr darüber hingleiten, und doch sollte es nicht leichtfertig sein.

„Bitte, gnädige Frau," sagte er endlich — „in seinem Kinde findet der Mann so leicht seine Liebe wieder — aber wenn es nicht sein kann, ich will auch das dem Leben schenken, es schenkte mir doch nichts; ich will auch das noch leiden. Ich leide es an mir — in Schuld und Folgen."

Sie nahmen Abschied.

Inge ging in Gedanken. Sie grübelte nach, was es sei, daß sie sich verstanden, im ganzen Sinn, auch wo ihre Worte nur halb waren. Zurückgreifend empfand sie noch das, daß er sich die ganze Zeit her ihr gegenüber in einem schiefen Lichte gefühlt haben mußte, und daß es ihm darum zu tun gewesen war, ihr Inhalt und Umriß seines Lebens klarzumachen.

Auch Römer kehrte in Gedanken heim. Er sagte sich, daß er eigentlich in einem Zwange gestanden habe, als er sich so offenbart hatte. Er hatte es tun müssen. Noch keinem Menschen hatte er dies anvertraut. Aber es war ihm nun nicht leid deshalb. Er machte sich keine Vorwürfe. Es war ihm sogar leicht darum. Es war ihm wie ein Heimgefühl.

5.

Ihre Ehe sollte kinderlos bleiben. Vielleicht war es gut. Sie litten beide aneinander, sie waren sich innerlich entfremdet, sie waren zu weit weg voneinander gekommen. Hans war es nun selbst, Inge sei ihm ein weites Stück voran, bergan, vorgelaufen — er war zurückgeblieben. In ihren Gesprächen über die einfachsten Fragen des Lebens waren sie nicht mehr eins. Es war oft nur ein Wort, nur ein Satz, was die Kluft auftat. Und dann war es eine beiderseitige Gereiztheit, mit der sie sich decken wollten. Sie wollten sich das Voneinanderentferntsein nicht gegenseitig eingestehen, nicht voreinander eingestehen. Ihr Fühlen sprach dazwischen, ihre Herzen waren noch zu warm füreinander. So wurde aus dem Nichtverstehen bald ein Mißverstehen, die Mißverständnisse führten zu Konflikten — und wenn sie zuletzt den Ausgleich suchten — und sie suchten ihn, obgleich sich Inge im Grunde ihrer Seele dagegen wehrte und vor dem Kompromiß einen Ekel empfand — ihr Herz machte sie schwach und nachgiebig, — so stellte sich heraus, daß ein kleiner

Anlaß einen großen Streit gebracht hatte. Sie nahmen sich in acht voreinander — aber das brachte sie auch nicht näher.

Inge suchte Betäubung in ihrem Berufe. Immer neue Studiengebiete suchte sie sich, immer neue Wirkungsweise, neues Wirkungsfeld ersann sie. Sie hatte fast kein Schlafbedürfnis mehr, sie fürchtete sich vor dem Dunkel und der Ruhe. Sie fürchtete sich vor sich selbst. Vor ihren Schreien und Tränen und Vorwürfen fürchtete sie sich. Sie arbeitete.

Sie hatte ein neues Feld gefunden: die moderne Frauenfrage interessierte sie in höchstem Grade. Sie studierte die einschlägige Literatur, studierte die Rechtsstellung der Frau, die sozialen Fragen des modernen Lebens überhaupt, die Mädchenerziehung, die ärztliche Fürsorge in Fabriken und was alles damit zusammenhing. Es wuchs ihr eine ganz neue Betrachtungsweise des Lebens daraus. Es wurde ihr alles erweitert, ihr Wissen wurde praktischer.

Es war ihr gelungen, die Stelle des Kassenarztes in einer Fabrik zu erhalten, die fast nur weibliche Arbeiter hatte. Sie ließ das Honorar den Arbeiterinnen zugute kommen, aber sie gewann viel dadurch. Nicht nur, daß ihr ärztlicher Beistand segenbringend war — das war ihr schon ein hoher Gewinn —, sie konnte auch Erfahrungen sammeln, zu denen Männer nie gekommen wären oder an denen sie vorbeigegangen wären, weil ihr Interesse dafür nicht wach genug war, nicht Richtung genug hatte.

Es war eine anstrengende Tätigkeit, und sie brachte große Opfer; aber sie fühlte eine neue, erhöhte Freudigkeit in sich lebendig werden.

Sie fand keinen Geschmack daran, Prinzipien zu reiten, sie wollte auch nicht das Leben mit Frauenkomödien in Hosenrollen bereichern, dazu hatte sie zu viel, zu exponiert und zu selbständig im Leben gestanden. Sie ließ sich darum auch nicht auf die stark überschraubten Moralitätsfragen ein — sie hatte dazu viel zu viel Respekt vor dem Recht der Individualität — aber sie sah ein, daß es an freien Individualitäten fehlte, und ihr praktischer Sinn sagte ihr, daß es sich weniger um Befreiung als vielmehr um Neubildung handelte. Man mußte unten anfangen, nicht von oben reformieren. Man durfte Ausnahmen, so stark und bedeutend und vorbildlich sie in ihrer Art sein mochten, nicht als Normen hinstellen, nicht mit gutgemeinten Reden die Gemüter überhitzen. Sie sah ein, daß besonders im Verhältnis der Frau zum Mann und damit verbunden oder wenigstens davon beeinflußt — die rechtliche Stellung der Frau im politischen und sozialen Leben für viele nicht geändert werden konnte, oder wenigstens, daß eine Änderung ihnen nichts bedeuten würde. Es lag in ihrer Erziehung begründet, daß sie unfrei, abhängig, unselbständig sein mußten. Nur wo sie der Ganzheit von Ständen und Verbänden gegenüberstand, da schien ihr der Kampf notwendig, die Besserung oder Verhütung von Schäden herbeizuführen, denn da ging das Einzelwesen in der Gemeinschaft

auf und wurde nicht vor neue Schwierigkeiten gestellt, die zu bewältigen ihm die Erziehung fehlte, weil es aus ihrem Mangel und durch die dumpfe Gewohnheit an der nötigen Umsicht und beherrschenden Selbständigkeit und Freikraft gebrach. Ihr Ideal aber war, vom Einzelnen zum Ganzen zu kommen, und darum schien ihr, müsse mit der Jugend begonnen werden, und bei der Jugenderziehung müßten die Kämpfenden angreifen, hier müßte das Hauptaugenmerk auf eine Reform gerichtet werden. Und die Erfüllung müsse in der Zukunft liegen.

Für Frau Doktor Sturm-Moltan war das Besitztum des Männlichen an Rechten und Vorteilen gar nicht ausschlaggebend — es war ihr nicht ein Konkurrenzkampf — es schien ihr dem Manne gegenüber überhaupt kein Kampf, weil sie der Meinung war, daß das gute Recht des Menschen von selbst sich Anerkennung schaffen müsse, und weil, hätte die Frau das nötige Maß von Bedeutung in sich, die Würdigung auch von seiten des Mannes von selbst käme. Nur da kam ihr der Mann in Betracht, wo er Rechte zu vergeben, Bewilligungen zu machen hatte, weil er eben überall der Leiter im Lebensgetriebe ist und die Autorisation hat. Aber auch darin, dachte sie, sei der Kampf als solcher das letzte Mittel. Zu überzeugen schien ihr schon Kampf genug, man brauchte nicht zu reizen. Überhaupt wollte sie den Kampf nicht heraufbeschwören, aber sie wollte ihn aufnehmen, wo sie ihn fand.

So gingen in diesem Sommer ihre ersten Schriften hinaus in die Welt und machten Aufsehen. Ihre strenge Sachlichkeit, ihre Zielsicherheit, ihr geistiger Gehalt, ihre praktischen Anknüpfungen und besonders die geschlossene, starke Persönlichkeit, die sich in ihnen aussprach, das wirkte und überzeugte. Das war keine Spiegelfechterei, kein Schwärmen und Wortemachen, da war nichts Kleinlich, nichts verbissen, nichts von einer Unbefriedigtheit am Mann, kein Weh und Ach so tausendfach, da war alles überlegt und gelebt, von starkem Wissen und warmem Fühlen getragen, in scharfen Grenzen und fein abgewogen. Diese Aufsätze hatten all die Vorzüge, die man mit einem Wort als männliche bezeichnen möchte, wenn man sich damit dem Fraulichen gegenüber nicht ungalant erwiese.

Inge mehrte sich von nun an die Arbeit unter den Händen. Sie mußte sich eine Sekretärin anstellen — und in ihrem Studierzimmer klapperte tagsüber die Schreibmaschine.

Hans lachte sie aus. Gelegentlich schalt er sie auch.

Ob sie nicht in Männerkleidern gehen wolle? fragte er einmal.

„Du bist lächerlich," fertigte sie ihn ab. Zu weiterem respektierte sie ihn nicht.

Also auch hier war jedes Zusammenfinden ausgeschlossen.

Hans indessen verlor sich selbst immer mehr. Er fühlte, wie sehr ihm Inge ein Halt gewesen war. Er ging dem durch die Jahre seines Lebens nach —

in seiner Jugend — wohl auch heimlich in seinen Studienjahren, obgleich sich da das deutliche Bewußtsein verloren hatte, weil auch Skarletta gar lange der kleinsten Selbständigkeit keinen Raum ließ — und die Jahre ihres Verlobtseins und auch später. Nun hatte sie ihn fallen lassen. Er fühlte es deutlich, sie war weit weg von ihm. Und nie käme sie zu ihm — er mußte zu ihr kommen.

Er litt an ihr, sie erdrückte ihn.

Er arbeitete über seine Kräfte, er überspannte sich. Er fühlte sich immer in der Hetze, er fühlte sie immer treibend hinter sich. Und er fand nirgends mehr Ruhe, nirgends mehr Ruhe in sich. Auch nicht in dem, was seither sein Besitz gewesen war. Der war ihm längst unsicher geworden. Sein Selbstbewußtsein war erschüttert.

„Sie verlangt mehr von mir, als ich geben kann," sagte er sich. „Daran zerbrechen wir beide. Oder sie geht über mich. Sie hat die Robustheit dazu, sie kennt nur sich. Fühlt sie mich als Anhang, als Gewicht — nein, eher schon, bin ich ihr gleichgültig — dann —"

Es war ihm nur ein neuer Antrieb. Er wollte ja. Seine Nerven waren aufs äußerste gespannt. Er fieberte förmlich, aber er verbarg es. Er wollte nicht schwach sein — er wollte vor allem seine Schwäche nicht eingestehen. Er wollte noch etwas leisten.

Er hatte den ganzen Sommer an seiner Oper gearbeitet, aber er hatte nichts zuwege gebracht. Es war nichts Eigenes — es waren Einwirkungen und deutliche Anklänge. Er wußte es selbst, aber er konnte nicht

frei werden. Einiges hatte er niedergeschrieben, das ihm zusagte. Aber er kam auch darin zu keinem Urteil, es schien ihm nicht von besonderem Wert, es war eine Spielerei — sicher würde es Inge so nennen — glatt, technisch mit hohen Anforderungen, so rechte Virtuosenstückchen.

Er legte sie beiseite.

„Es ist lächerlich, Hans, wie du mich verstehst. Ich weiß doch, wenn es mit der Oper nicht von selbst geht, zwingen kann man das nicht. Es handelt sich ja auch nicht um dies und das, es handelt sich um das Erweitern und Wachsen im Ganzen, um das Vertiefen, um das tiefe Ausschöpfen, um Neuoffenbarung. Gott, man kann das nicht mit Worten sagen. Hast du nichts Neues, Weiteres mehr zu geben — und hast du das Bewußtsein, daß das, was du gibst, dein Letztes ist — was willst du das ewig wiederholen? Alle Jahre wieder — wie das Mädchen aus der Fremde — füge dich in Gottes Namen drein, nimm eine Kapellmeisterstelle an — oder was du willst — ich will mit von der Partie sein — aber ein Arbeitsfeld muß es sein. Es ist eine Feigheit, das Feld, das einem nichts Neues mehr gibt, nicht zu verlassen. Ein anderer, der besser ist, grübe da Gold — warum dem im Wege sein? Es ist die Tragödie des Künstlers, der sich selbst überlebt — aber da nicht die Augen verbinden — als Erster müßig sein, ist Diebstahl, als Zweiter tätig, ist immer noch ein Wert."

Das war für Hans ein harter Schlag. Er erinnerte

sich eines ähnlichen Wortes, das Skarletta einmal gesagt hatte, da er von den mittelmäßigen Talenten gesprochen hatte.

Nein, nein — er wollte nicht zu den mittelmäßigen Talenten gehören. Er wollte nicht. Und wie sie schon resigniert hatte, ihn still niederer gestellt hatte — wie eine Vase, die seither im Zimmer geprunkt, beiseite gestellt werden muß, weil sie sich als unecht, unschön erwiesen und dem besseren Geschmack nicht mehr genügt!

Und heimlich sagte er sich, daß er sie wieder zum Respekt zwingen wolle. Es sollten ganz hervorragende Schöpfungen sein, die er diese Saison in seinen Programmen bringen wollte — Beethoven besonders, den er schon immer liebte — Bach, und von den Modernen nur die allerersten Namen.

Man sollte nicht sagen, daß er als derselbe wiedergekommen sei. Man sollte überrascht sein und staunen.

Und wenn sie den Respekt vor seinem Können wieder hätte und den Glauben an ihn, dann fände sich das andere von selbst, dann fände sich wieder Seele zu Seele. Denn die Herzen hatten sich noch nicht verloren.

Er war wie im Fieber — all seine Nerven waren gespannt. Er mußte es ja leisten können, er mußte gewinnen.

Seine Muskeln taten ihm weh — sein Hirn brannte. Er hatte Tag und Nacht nicht Ruhe. Er halluzinierte. Er sah sich im Konzertsaal zusammenbrechen — und wieder sah er sich höchste Triumphe feiern, umjubelt

von der Menge, eingesetzt in all die Herrlichkeiten, die er sich je geträumt haben mochte.

Und er zitterte, daß es nicht sein würde. Wenn es nicht sein würde?

Er zerbräche.

Aber es mußte sein.

Und er wollte es!

Sie sollte wenigstens sein Wollen ehren!

Sie, sie sie! Wie sie hinter ihm war! Wie eine Furie! Wie er sie fürchtete! Wie sie auf ihn drückte!

Und er sehnte sich nach Armen, die ihn weich umfingen, und süßen Lippen, die gute, sanfte, schmeichelnde Worte in sein Ohr flüsterten, und sehnte sich nach kosenden Stunden und zärtlichen Gesprächen und lächelndem Zeitvertreib, daß er ruhig sein könnte und hingegeben, wie in warmen Wellen, die den Leib so angenehm müde und schlaff machen und die Sinne einlullen und die Gedanken zur Ruhe legen und alle Angst und alle Furcht.

Aber sie war wie ein arktischer Strom, in dem man keinen Moment versäumen durfte und seine letzte Kraft hergeben mußte und immer in Bewegung bleiben mußte, immer angestrengt, straff gespannt, in vollem Atem.

Das konnte er nicht auf die Dauer. Einmal wollte er's noch versuchen, diesen Winter noch einmal.

6.

Inge hatte sich gewundert, daß Römer der Frauensache so wenig Raum gab in seinem Feuilleton. Und daß er eigentlich bis jetzt nie Stellung genommen hatte. Er hatte sich nur referierend verhalten, und man konnte nicht wissen, ob er Schützer oder Gegner war. Er hielt die Sache gewissermaßen noch außerhalb von sich.

Hielt er sie noch nicht für spruchreif genug, auf so breitem Boden, wie sein Blatt einen bot, erörtert zu werden? Verwies er sie noch in die engen Winkel der Spezialorgane? Oder war ihm nichts Rechtes in die Hand gekommen, nichts, das inhaltlich und in der Form auf der Höhe stand, daß es seinem Blatt genügte?

Sie wollte ihn darum fragen.

Sobald sie die Zeit fand, ging sie hin zu Römer. Sie suchte ihn auf seiner Redaktion auf.

Er saß da in einer braunen Samtjoppe, über seinen Schreibtisch gebeugt, und las eifrig. Zunächst war er noch so in seine Lektüre vertieft, daß er nicht gleich aufsah.

Inge hatte Zeit, sein Gesicht im Profil zu be-

trachten. Merkwürdig: die Stirne beherrschte alles. Selbst die Nase erschien klein — und sie war es doch an sich nicht. Sie war eher dick, plump, zu fleischig, und deshalb fehlte ihr der scharfe Schnitt. Aber diese Stirne, hoch, weit ins Haar auslaufend und breit und schwer über die Augen vorgebaut, das war ein Eindruck. Das war ein Ausdruck!

Und auch jetzt konnte sie bemerken, wie dieser Mann innerlich arbeitete, wie er selbst beim Lesen in beständiger innerer Aktivität war, wie sein Fühlen sich beteiligte und sein Geist nicht fertig und zufrieden war mit dem, was man ihm hier darbrachte, sondern darüber hinausging und weiter baute.

Es machte sie froh.

Jetzt sah er auf — entschuldigte sich, in seiner freudigen Überraschung fast stammelnd, stieg über einen Berg gelesener Zeitungen, die um ihn auf dem Boden lagen, und reichte ihr die Hand.

Inge ging direkt auf ihr Ziel zu, sie fragte ihn nach seiner Stellungnahme zur Frauenfrage — zu der Frauensache, wie sie sie vertreten, modifizierte sie.

Er war einen Augenblick betroffen. Er ging einigemal in seinem Zimmer auf und ab.

Dann sagte er:

„Könnten Sie mir etwas Gutes, nicht zu Extremes schreiben, gnädige Frau? Werden Sie mich verstehen, wie meine Stellungnahme ist, wenn ich Ihnen sage, daß ich meine, die Bedeutung der Sache, ihr Wert an sich und für die Gesamtheit — das Interesse des

Publikums, dem ein Blatt entgegenkommen muß, das geht über die persönlichen Schmerzen."

Inge entgegnete und fragte nichts.

„Das ist Ihr Standpunkt?" forschte sie nach einer Weile.

Er blieb aber durchaus unbefangen.

„Ja," sagte er, „seit eben!"

Da verstand sie ihn ganz.

„Sie werden uns also von nun an ihr Feuilleton nicht mehr verschließen?"

„Nein, ich bat Sie ja um einen Artikel. Werden Sie ihn liefern?"

„Ja, gerne!"

„Danke, gnädige Frau!"

Sie stand auf, um sich zu verabschieden. Aber sie sah, er wollte sie nicht gehen lassen.

„Sie verstehen mich vielleicht nicht ganz, gnädige Frau. Ich will Ihnen aufrichtig sagen — ich ging der Sache seither aus dem Wege. Sie griff mir in eine eigene Wunde. Und wir Schriftsteller und Redakteure legen so leicht unsere Wunden bloß, ohne daß wir's wollen, ja ohne daß wir's wissen. Aber das Publikum hat einen feinen Instinkt für unsere Schwächen, vielleicht nur einen geübten Schnüffelsinn. Ich wollte ihm die Freude nicht machen. Ich halte gern einen Riegel vor meiner Türe, und das gerade halte ich für eine Sache, die hinter diese Türe gehört. Und ich fühlte mich nicht frei genug von ihr, um sie im

öffentlichen Leben frei behandeln zu können. Nun wissen Sie's."

Inge wartete weiter, als er schwieg.

„Es handelt sich für unsereinen, ganz zu sein — oder wenigstens zu erscheinen. Aber wer ist ganz? Man ist nur ein Mensch, unvollkommen, und man kann sich nicht einmal mit jenen Eblis bei Goethe entschuldigen, die nichts vollkommen lassen, man muß sich selbst die Schuld geben. Es gehört eine ungeheure Energie dazu, gnädige Frau, sich über seine Schwächen zu stellen, sich ganz aufzustraffen, wo man doch geknickt ist. Und wie oft sinkt man in den Staub, denn der Mensch ist ein Tier, und das Tier im Menschen ist heimlich und heimtückisch und überfällt ihn. Dann schreit man nach der freien Luft und Höhe. Dann möchte man Adler sein und auffliegen. Aber man klebt am Boden. Das Leben, das man sich selbst geschaffen hat, hält einen fest — und darin liegt die schwerste Schuld — oder jedenfalls der tiefste Schmerz. Oft weint meine Seele blutige Tränen, oft schrei ich und schrei ich, oft rufe ich nach einer Hand, die mich halten und führen und zum Ganzen und Besten meines Wesens lenken könnte. Denn ein Gutes liegt in jedem Menschen — und Menschen sind es, die es auslösen."

„Kann der Mensch sein Leben nicht in die Hand nehmen und sich so gestalten, wie er's zu seiner Vollkommenheit und Vollendung braucht?"

„Kann? — Ja! Aber es ist schwer. Wir kultivierten Menschen haben nicht leicht die Robustheit

dazu. Und wie sehr wir uns über den abgebrauchten und allgemeinen Gesetzesforderungen fühlen — wollen wir unser eigenes Gesetz über uns hängen, dann steht das Leben kalt und streng vor einem und weist auf seine ehernen Gesetzestafeln und verliest die Unerbittlichkeiten unserer Pflichten und lächelt — lateinisch zu sagen — quod non!"

„Also ist man feige — oder kraftlos?" fragte Inge.

„Vielleicht!"

„Und die Pflicht gegen uns selbst — und die Forderung, das Gesetz, das höchste Gesetz des Lebens, unsere Lebensinstinkte nicht zu ersticken — können die nicht Kraft geben?"

„Sie sollten es. Aber man geht so leicht über Leichen — und das tut weh. Es ist ein furchtbarer Schmerz, morden zu müssen."

„Und wenn es sein muß?"

„Man tut es doch nicht — und wählt den Ausweg."

„Und mordet sich," sagte Inge.

Er errötete. Sie sahen sich lange an.

„Es ist eine größere Sünde, seine eigene Individualität zu morden, Herr Römer," sagte sie dann, „weil man damit auch die Menschheit schädigt, als seinem Wesen und Werke einen Schmerz zu opfern, der überwunden werden kann."

Sie reichte ihm die Hand.

Seine Brauen hingen tief über seinen Augen.

„Was im Leben hat Sie so geformt, gnädige Frau?"

„Alles, was mir begegnet ist — und ich selbst."

„Sie sind furchtbar stark."

„Ich sehe das Leben als eine Aufgabe an — das ist alles. Ist das so viel?"

„Es kann viel werden."

„Das hängt jedesmal von dem betreffenden Menschen selbst ab, Herr Römer. Es kommt am letzten Ende immer nur auf uns selbst an."

„Und unser Glück?"

„Der Mensch meint oft den grünen Kranz des Glückes zu halten, und wenn er näher zusieht, raschelt das Laub und ist dürr. Übrigens kommt es sehr darauf an, was man unter Glück versteht — ja, ich bin der Meinung, daß es keinen einfacheren Maßstab gibt, einen Menschen zu messen. Nur die Liebe legt ähnlich den Wert eines Menschen fest. Gott ja, es wimmelt in der Welt von übernommenen Begriffen. Der Mensch muß immer vor sich selbst stehen — und bestehen."

Römer schwieg. Nach langem Nachdenken fragte er:

„Und die Dankbarkeit, gnädige Frau? Wenn uns ein Mensch Stufe war — wenn wir, selbst noch ohne Bedeutung, über diese Stufe geschritten sind?"

In ihren Mundwinkeln zuckte ein leichter Spott.

„Schließt das die Dankbarkeit aus, wenn man eine Stufe überschritten hat — bleibt nicht die Erkenntnis, wie wichtig diese Stufe war? Behält sie nicht ihren Wert — und kann etwas, was hinter uns liegt, uns nicht immer lieb bleiben, und müssen wir's vergessen, nur weil es uns gedient hat? Verwechseln Sie Begriffe oder bewegen Sie sich in Extremen, Herr Römer?

Stufe bleibt Stufe. Und Stufen sind, daß sie überschritten werden — wenn einer über mich gehen muß, so diene ich ihm — weiteres mag mein Schicksal nicht mit mir vorhaben — und er wird mir's danken, wenn er auf einer anderen, höheren Stufe steht. Nur durch mich konnte er zur höheren dann kommen. Denn das ist's, worauf's ankommt — wo die Stufe liegt. Die erste ist gewiß die schwerste — und sie hat den vollen Triumph nicht — das scheint eine große Ungerechtigkeit zu sein, vielleicht ist's wirklich eine. Aber man kann ja, um dieser allgemeinen Ungerechtigkeit sich nicht auch schuldig zu machen, auf dieser ersten Stufe stehen bleiben — oder, wenn man sie überschritten hat, man kann auch wieder zurückgehen, Herr Römer. Da hat der Mensch freie Wahl — das hängt wieder von jedem Einzelnen ab. Jeder muß wissen, was er einzusetzen hat, was er verlieren oder gewinnen will. Das sind aber nur Gewissensfragen, weil es Lebensfragen sind."

Ihre Wangen glühten.

Er sah sie lange schweigend an — er wußte kein Ja und kein Nein zu sagen.

„Die Klarheit über das Leben gibt uns die Ruhe über uns selbst, und die Klarheit über uns selbst gibt uns unseren Platz im Leben."

Sie hatte es gelassen gesagt, indem sie ihm die Hand gereicht hatte.

Er atmete auf.

Immer noch hielt er sie fest. Er fand jetzt kein Wort.

Er ließ ihre Hand los. Dann nahm er sie wieder

in seine beiden großen, festen Hände, und ihre schmale, schlanke Hand verschwand ganz in ihnen.

Er sah finster aus wie Hagen von Tronje.

„Werden wir viel zusammen arbeiten, Frau Inge?"

Eine Flamme schlug ihm aus ihren Augen entgegen.

„Ja, Herr Gerhart."

Von diesem Augenblick an fühlten sie sich zusammengehörig.

7.

Inges erster Artikel über Mädchenerziehung war erschienen und hatte Aufsehen erregt. Es wurde heftig über die Sache diskutiert, besonders aber die klerikale Presse zeigte sich sehr aufgeregt und brachte wütende Entgegnungen. Man konnte nicht an Frau Doktor Sturm-Moltan persönlich heran — ihr Leben stand zu klar vor aller Welt Augen — und war so um den wirksamsten Trick, der sonst in derartigen Fällen in Anwendung kam, betrogen. Man fand einen Ausweg, einen Notbehelf: man verwunderte sich spöttisch, wodurch eine sonst so kluge Frau, die im öffentlichen Leben der Stadt im übrigen so segensreich gewirkt habe — ihre Emanzipation als solche habe man ja wohl nie recht billigen können — auf einmal zu solchen Ideen gekommen sei. Man fragte zynisch, was sie wohl im Leben unbefriedigt gelassen habe, und man stellte sie als Beispiel hin, wie der Mensch, auch wenn er über einen reichen Bildungsschatz verfüge, sich gänzlich verliere und in der Irre gehe, wenn er den altgewiesenen, sicheren Weg verlasse. Der Beruf der Frau sei nun einmal: Gattin

und Mutter zu sein, und die gute deutsche Hausfrau bleibe vor wie nach das Ideal jedes echten Weibes, ebenso wie dem Manne gegenüber das Wort der heiligen Schrift seine Geltung behalte: Er soll dein Herr sein!

Inge lächelte — das waren die Gegenargumente. Sie sah, daß sie nicht im Unklaren gelassen hatte, daß der Nagel auf den Kopf getroffen war, der Stoff war geradezu erschöpft. Sie konnte zufrieden sein, auf persönliche Anzapfungen reagierte sie nicht. Solche Gegner standen für sie *vor* der Türe.

Übrigens fand sie beim zweiten Lesen, daß in dem gegnerischen Artikel alle modischen Schlagwörter gehäuft waren. Sie hatte sie gänzlich vermieden. Sie hatte verlangt, das Ziel der Mädchenerziehung müßte die innere Selbständigkeit der Frau sein. Ihre Selbständigkeit sei ihre Freiheit, und aus ihr wachse ihre Allseitigkeit. Das Mädchen dürfe nicht auf das gurrende Täubchen hin erzogen werden, in dem alles nur darauf hinauslaufe, den Tauber zu locken. Es müsse ihm gegeben werden, was der Knabe habe, eine Allgemeinbildung, die den Entscheid des Speziellen zulasse, eine Richtung auf das Geistige — und nicht von vornherein auf das Animalische, kurzum, die Möglichkeit der Kräfteentfaltung, welcher Art diese auch seien.

Sie hatte kaum einmal vom Manne gesprochen.

Nun sah sie ein, daß sie entgegnen müsse. Sie schrieb einen zweiten Artikel: Die Frau als Gattin und Mutter.

Sie schilderte dabei Beruf und Arbeit der Hausfrau mit vollster Respektierung. Sie verbreitete sich in abfälligster Weise über die Repräsentation der vornehmen Dame, die nichts anderes sei als Toilettensorge und Müßiggang. Sie erinnerte an die Arbeit der Hausfrau früherer Jahrhunderte, wo im Hause gesponnen, gebacken, das Bier gebraut wurde — gegen heute, wo alles durch Geschäfte und Fabriken besorgt wird — sie führte aufs Land und zeigte die Tätigkeit der Bauersfrau, der Haus, Stall und Feld zur Besorgung obliege — und sie tat das, um die überschüssige Kraft zu beweisen, die sich besonders in den Städten ansammeln müsse und zu Übertreibungen und Banalitäten führe. Ja, sie nahm in dem Abschnitt der „unverstandenen" Frau den Mann, der in Beruf und Leben stehe, direkt gegen die Frau in Schutz. Sie ließ keine Seite, keine Beschwerde, keine Heimlichkeit und heimliche Sorgenlast, keine Pflicht, kein Recht der Frau unbeleuchtet — sie gab an Zugeständnissen dem Manne, was ihr billig schien, ohne damit die Frau zu erniedrigen, und scheute vor keiner Forderung zurück, die der Mann, Eltern und Familie und der Staat überhaupt der Frau gegenüber zu erfüllen habe. „Wie der Mann durch geistige Arbeit und die Sorgen und Pflichten seines Berufes ja auch nicht gehindert wird, sich nicht von der Natur zu entfernen, so wollen auch wir Frauen bleiben. Die Ertötung der Natur rächt sich allemal, und jede Einseitigkeit beschleunigt das Ende. Aber weil wir das Weibliche in uns erhalten wollen,

weil wir dem sein eigenes Recht geben wollen, darum verlangen wir auch eine Einschätzung, die nicht auf Grund des Animalischen geschieht — und verlangen in Verkehr, Erziehung und Stellung, daß dessen Einseitigkeit aufgehoben werde. Das bezeichnen wir als unser eigentliches, höheres Recht — als unser Menschenrecht und das Recht unserer Persönlichkeit!"

Damit schloß sie — der Schluß ihres ersten Artikels, nur präziser an sich und durch die Beziehung auf das Vorangegangene.

Mit ihren eigenen Waffen, auf ihrem eigenen Felde hatte sie die Gegner geschlagen. Sie knurrten nur noch auf, wie Hunde an der Kette — es drang nicht zu Inge.

Ihr Leben war ganz und gar Arbeit geworden, wie sie sich's immer gewünscht hatte. Sie ging darin auf und fand Befreiung darin oder wenigstens Betäubung.

Und heimlich mit ihr wuchs Gerhart Römer. Er war neu aufgeschlossen. Sein Wesen reifte seiner Ganzheit und Vollendung entgegen. Es war die Wirkung eines Menschen, der die natürliche Ergänzung zu dem anderen ist, die Wirkung jener feinen und unergründlichen Beziehungen, die von Seelen ineinander übergehen, die von vornherein füreinander bestimmt, Teile voneinander zu sein scheinen. Sie geben dem Menschen neue Kräfte und erhöhen die vorhandenen, sie schließen sein Tiefstes auf und geben ihm die letzte Kunde von sich und die höchste Kraft.

Kein Mensch, der stärkste nicht, kann gegen sie an, und der sich ihrer zu erwehren sucht, schneidet sein eigenes Mark durch.

Im Stadttheater gab man einen großen Ibsenzyklus. Die bedeutendsten Dramen des geheimnisvollen Alten wurden aufgeführt.

Römer schrieb die Berichte. Nie hatte er so geschrieben, nie war sein Stil so schwer und wuchtig gewesen, seine Gedanken so voll und ins Allgemeine wachsend, nie waren in seinen Sätzen diese Perspektiven aufgetan worden, die einem wiederholten Lesen erst voll aufgehen und immer wieder neu fesseln.

Er war ganz von der Rollen- und Schauspielerbeurteilung frei geworden. Die Werte und Unwerte des hiesigen Ensembles und der hohen Leitung konnte er an andern Stücken demonstrieren — hier galt's ihm zweierlei — Ibsen und — das Leben! Er zeichnete die Gestalt des Alten, er zeigte seinen Weg, der zielgerade aufsteigend gewesen, konsequent, nicht rechts, nicht links ab, er zeigte sein Feld, abstrahierend von jeder Richtungskunst, ein Feld, das vollständig bebaut sei, auf dem keine Furche brach liege im Gegensatz zum Schaffen jüngerer Talente, die unbestellte Äcker liegen ließen. Sei das Ibsensche Lebenswerk vielleicht wirklich mehr negativ, mehr Kritik als eigentliche Schöpfung, es sei ganz und einheitlich. Und er sang ein hohes Lied auf die Ganzheit des Menschen, der den Mut habe, ganz in sich zu gehen, um sich ganz außer sich zu stellen. Von hier aus behandelte er das Ibsensche Hauptthema

der Lebenslüge, zeigte ihr Wachsen und Weitergreifen, zeigte den ersten kleinen Schritt, die kleine Untreue gegen sich selbst, die daraus entstehende Schiefheit zum Ganzen, die Vergiftung des Lebens — und führte das durch all die dargestellten Dramen durch und erklärte so Sinn und Gestalten und hob warnend den Finger. Vom Kritiker war ihm Ibsen zu einem Warner geworden — den Aufbau im Umsturz zeigte Römer, und er sprang damit da ein, wo Ibsen uns im Stiche läßt. Aber nun wuchs er zu seinem Höchsten, als „Wenn wir Toten erwachen" aufgeführt worden war. Er faßte gewissermaßen den ganzen Ibsen zusammen, der sich selbst Rechenschaft über sein Werk und Leben gab, der seinem Leben keinen Wert mehr zuzusprechen wußte und keinen Triumph, nur ein Ende, wie alles auslöscht, das sich selbst verzehrt, der Kerze gleich — und dem nur das eine noch übrig bleibt, mit der, die sein Leben war, in die Berge zu steigen, da in Schönheit zu sterben. Zu sterben und in Schönheit — der Tote mit einer Gestorbenen — Ibsen-Rubek mit Irene. In Irene hatte er sein Werk vernichtet, weil er sie nicht zum Leben rief und ihr nur in seiner Kunst angehört hatte, in Maja hatte er seine Kunst vernichtet, weil er in ihr den Verlockungen des Blutes unterlegen war. Das Werk des Künstlers ist die Rache, die das Leben an ihm nimmt; es straft seine Einseitigkeit, wenn er Werk oder Leben mehr betont oder nur das eine gewählt hat, denn Werk und Leben müssen eins sein — sonst ist sein Schaffen ertötet, oder es wird besten

falles eine Fratze. Er selbst aber wird ein Toter. Und wenn dieser erwacht zu seiner letzten Rechenschaft, dann erkennt er seine und seines Schaffens Unwertigkeit. Denn das Höchste, was dem Menschen gegeben, muß er ins Leben rufen und zu seinem Leben machen — und schließt er einen Kompromiß und will er sich's im Leben bewahren, neben dem Kleinen, das er sich gewählt, so geht es nicht lebendig neben ihm her, sondern gestorben, und der Tod steht dahinter, wie die düstere Krankenschwester neben Irene. Nicht das Recht des Blutes ist es, was den Menschen zu seiner Höhe trägt, sondern das Recht der Seele — aber wo beide Rechte einander ausschließen, ist der Tod.

Inge las in fiebernder Erregung mit dem Bleistift in der Hand. Sie unterstrich und machte Bemerkungen, sie griff zurück und verband Beziehungen. Ein stolzes, triumphierendes Lächeln spielte um ihre Lippen. Noch einmal nahm sie die ganze Serie vor, noch einmal ließ sie vor sich in die Höhe wachsen, was er aufgebaut hatte — sein Bau stand vor ihr — er war ganz!

Und sein Bau wurde er selbst, Gerhart Römer, klar und groß — ein Ganzer.

Sie nahm eine Briefkarte. Sie hätte am liebsten Verse schreiben mögen. Aber schreiben wollte sie ihm, schreiben mußte sie ihm. Sie besann sich nicht, sie überlegte nicht. Sie tauchte die Feder ein — sie wußte immer noch nicht, was sie schreiben sollte.

Sie saß vor der weißen Karte.

Plötzlich flog die Feder darüber:

„Du hast deine letzte Schwäche überwunden, Gerhart Römer. Heil! Inge Moltan."

Sie hatte ja ihren Mädchennamen unterschrieben!

Sollte sie das Blatt zerreißen? Sie hieß Inge Sturm — sollte sie? Nein!

Hier hatte etwas gesprochen, das in einer Tiefe geschlummert hatte und nun aufgewacht war — und über sie gekommen war. Sie mußte es begreifen lernen und ihm sein Recht lassen.

Sie schickte den Gruß ab.

Von diesem Tage an war ihr Schaffen gemeinsam — auch wenn sie nicht beisammen waren.

8.

„Ich glaube, du outrierst dich, Hans,“ hatte Inge gesagt — „du willst einen Sprung tun. Das ist falsch. Alles ist Entwickelung — im Menschen wie in der Kunst; du hättest diese Entwickelung abwarten sollen, vielleicht gar kein Konzert geben sollen — oder nur wenige an wenig exponierten Plätzen. Jedenfalls nicht in den Kunstzentren.“

Nein, das hatte er nicht gewollt. Er hatte sogar viel mehr angenommen als die Jahre seither — und zudem waren ein paar höchst ehrenvolle Anfragen eingelaufen. Nun war auch noch die Reklame in ausgiebigstem Maße betrieben worden, viel stärker wie sonst und mit dem ausdrücklichen Hinweis, wie er in dieser Saison ein hochkünstlerisches, strenges Programm habe — Bach und Beethoven besonders bevorzugend.

So hatte er nun seine Tournee angetreten, mit kleineren Städten beginnend, Berlin als Mittelpunkt, und von da an wieder in kleinere Städte zurück.

Inge las täglich die Kritiken. Die Provinzblätter lobten, ohne sich eigentlich groß zu enthusiasmieren —

leise nur da und dort der Ausdruck des Nichtvollbefriedigtseins — einmal einer, der von Enttäuschung sprach, aber immer mit dem Respekt, den man vor seinem Namen hatte.

Und nun Berlin. Sie war gespannt. Sie hatte den ganzen Tag nicht Ruhe. Er sollte ihr telegraphieren, hatte sie ihn gebeten. Sie wußte, wie viel er ihr noch war, sie fühlte, wie sie ihn noch nicht aufgegeben hatte, wie eng ihr Empfinden noch mit ihm verbunden war, sich für sein Wirken erwärmte — wie viel das von ihrem eigenen Leben war. Sie grübelte über das Wesen ihrer Liebe — über die Rätsel ihres Herzens. Sie wußte, was neu in ihr Herz eingezogen war — und doch hatte sie noch an keinem Konflikt deshalb gelitten — ihr Leiden an Hans war nicht durch Gerhart hervorgerufen oder vermehrt worden. Nur dann und wann hatte sie in letzter Zeit einen kleinen Stachel gefühlt, aber dann konnte sie Gerhart neben Hans stellen als ihren Bruder und Kameraden, dem sie selbst nur Schwester war. In Hans liebte sie doch — das wurde ihr jetzt klar — in erster Linie den Mann, in Gerhart den Menschen — aber mehr und mehr wurde ihr Hans *nur* der Mann. Seine Wirkung als solcher freilich war immer noch stark genug gewesen, sie an ihn zu binden, trotz aller seelischen Erschütterungen und vollständigen Trennungen — sie hätte oft den Mut gehabt, sich von ihm zu lösen, aber sie fand die Kraft nicht. Liebe, die volle, hohe Liebe war es nicht mehr — aber trotz dieser Erkenntnis konnte sie ihre Schwäche nicht überwinden.

Machte sie sich auch Vorwürfe, fühlte sie es auch oft als eine Untreue gegen sich selbst — sie mußte der Natur diesen Tribut zahlen, die Natur zwang sie dazu. Das Geschlecht ist ein furchtbarer Tyrann — im Manne wie im Weibe — es kennt nur Sklaverei. Und sie war Weib geblieben — das Zeichen des Sklaven trug auch sie.

Um so befreiter fühlte sie sich in ihrer Liebe zu Gerhart, die ihr durch keinen Zwang der Leidenschaft getrübt wurde, in der sie ihre volle, freie Flugkraft behielt. Und sich ihrer bewußt war in überschwellendem Glücksgefühl. Würde auch in ihm der Mann ihr näher rücken, sie wüßte, daß er nie die Herrschaft haben könnte. Nun war sie reif dazu — sie hatte dem Blute den lautesten Schrei bereits freigegeben. Einst hatte sie gemeint, sie sei seiner Herr geworden — aber jetzt wußte sie, daß ihr die Natur ein Schnippchen geschlagen hatte, jetzt wußte sie, was ihr Hans im Letzten war, und daß in ihm die Jugend, über alle Theorie und Erkenntnis und allen Willen, über sie gesiegt hatte.

Halb wehmütig sagte sie sich das. Raschelte ihr schon der grüne Kranz des Lebens? Sie war längst müde geworden, ihn über seinem Haupte zu halten, nun dürrte er in ihren Händen. Glück, Liebe — ein Trug!

Aber das Leben singt Lerchenlieder: neue Zukunft, neues Hoffen! Neue Kraft und neue Ziele! Wachsen, reifen! Nichts Menschliches darf dem Menschen fern sein — oder er ist ein Philister — oder ein Homunculus.

Und sie wollte dem Leben ein Ja! sagen, ein lautes, mutiges Ja! — Hans hatte nicht telegraphiert! Schon war ein weiterer Tag herum — er hatte nichts hören lassen. Sie las die Blätter — alle Kritiken kühl. Kein Ausschöpfen des tieferen Gehaltes, ein paar Blitze genialen Tiefblicks — aber besonders bei Beethoven keine Kongenialität. „Hier, bei dem schweren geistigen Gehalt der Schöpfungen, versagte seine Kunst, erwies sich das stark Äußerliche in ihr. Und dieses hatte wieder seine bekannten Vorzüge, Eleganz, Bravour, Weichheit und Rundung des Tones, alle technischen Schwierigkeiten spielend beherrschend, aber dünn und matt und immer eben — Spiel."

Da wußte sie's, warum er schwieg.

Sie weinte um ihn, obschon sie's vorgesehen hatte.

Und nun kam noch eine größere Studie über ihn. Darin hieß es, er sei durchaus Impressionist, vom Moment abhängig, alles durch die Wirkung von außen, nichts durch sich von innen. Sein Spiel habe ihn, nicht er sein Spiel — und der geistige Gehalt der Werke erdrücke ihn entweder, oder er gehe daran vorbei, harmlos wie ein Kind. Er sei ein Schmetterling — und vergänglich wie dessen Leben und Schönheit. Aber er sei ein Techniker, wie kaum noch einer — ein Balletmeister auf der Geige.

Inge schrie auf. Sie fühlte das wie Schnitte in ihr eigenes Fleisch. Es mußte ihn ja zerbrechen — und sie fühlte seinen Schmerz in sich. Sie fand sich selbst nicht aus. Sie lief hin und her — sie eilte durchs

ganze Haus. Schließlich — als sie gar nicht mehr wußte, wohin sie flüchten, wie sie sich verbergen sollte, ging sie hin zu Gerhart Römer. Im Gespräch mit ihm wollte sie stark werden.

Es war nun schon tiefer Abend, Inge beeilte sich.

Fest an die Wand ihres Hauses gelehnt, vom Dunkel gedeckt, stand ein Mann. Inge sah etwas wie einen Schatten und ging weiter, ohne genauer hinzusehen.

Als sie fort war, löste sich der Schatten los. Es war Hans. Er bückte sich und nahm seine Geige auf. Wankend ging er weiter dem Eingang zu, wankend ging er die Stufen hinauf.

Oben blieb er stehen und holte tief Atem.

Dann trat er ein. Er war bleich und verstört. Die Haare hingen ihm über die Ohren, seine Kleidung war unordentlich. Seine Augen waren groß aufgerissen und unsicher.

Er wollte hinauf in sein Zimmer gehen. Aber es zog ihn in Inges Studierzimmer. Er trat an ihren Schreibtisch. Da lagen sämtliche Kritiken — auch die vernichtende Studie.

Er sank in ihren Sessel, ganz zusammengebrochen, gänzlich vernichtet. Eine Weile saß er so, stumm in sich gekauert. Er rieb sich die Kniee.

Dann sprang er auf. Er trat vor den Spiegel — er starrte hinein. Ihm war, er sehe seiner Mutter ähnlich.

Er schrie auf: „Inge!"

Und dann starrte er in den Spiegel.

Jetzt sah er seine Geige liegen. Er nahm sie aus dem Kasten. Er nahm sie in seine Arme, wie man ein Kind nimmt. Er preßte sie an sich und ging ein paar Schritte auf und ab.

Er atmete schwer. Plötzlich lachte er auf.

Er griff in den Steg und riß die Saiten los — dann warf er sein Instrument in die Ecke.

Er brach zusammen.

„Du hast mich zerbrochen, Inge! Du hast mich zerbrochen!" Und er ging hin und holte seine Geige — und er legte sie auf seinen Schoß und legte die Saiten nebeneinander über das Griffbrett und starrte sie an und weinte.

„Du hast mich zerbrochen, Inge!" stöhnte er, und seine Hand strich zärtlich über die Geige.

So saß er lange.

Er hatte das Höchste gewollt, er hatte seine ganze Kraft eingesetzt, und es war doch nicht gelungen. Er konnte nicht mehr. Sein Talent hatte versagt, tief gefallen war er — und zerschlagen und todwund lag er am Boden.

Noch einmal wagen —? Nein, nein, nein — er konnte nicht mehr. An den zweiten Platz zurücktreten — ?

Er sah Inge vor sich — er sah ihre Augen. Er wand sich vor ihnen in Krämpfen. Er sah ihr Mitleid — er schämte sich. Er schämte sich vor ihr und sich. Er wußte keine Ecke, keinen Winkel, wohin er sich verbergen könnte. Und vor ihm lag sein Leben

und Streben — Trümmer. Hohnkichern und Bemitleidung — Achselzucken, bedauernde Reden — und Inges stumme Blicke. Blicke wie Dolchstiche — und ihre Güte, ihre Güte zu einem Kranken und Wunden. Er hatte in seinem Ehrgeiz nach den Sternen gegriffen — nun sollte er zeitlebens als Krüppel auf dem Strohsack liegen. Nein, nein, nein, lieber nicht leben, lieber Tod. Lieber Tod als Siechtum. Sterben! Erlösung! Er schrie nach Erlösung und wollte freudig in den Tod gehen. Das Leben war Qual, Schande, Schmerz für ihn.

„Inge!"

Er fuhr plötzlich auf, als habe er etwas gehört — eine Tür gehen, Tritte. Ihre Tritte. Er blickte ängstlich um sich. Er fürchtete sich vor ihr. Rasch legte er die Geige in den Kasten, rasch und auf den Zehen trat er leise an den Medikamentenschrank, öffnete, und seine Blicke eilten über die verschiedenen Aufschriften. Einmal hielt er inne und lauschte.

Es war alles still.

Er sah wieder über die Fläschchen hin. Jetzt hatte er das Gesuchte gefunden. Er nahm es an sich und riß den Stopfen auf. Dann goß er sich Wasser ein und schüttete das Gift hinein. Er rührte es um und trank das Glas leer.

Es war alles in höchster Eile geschehen, wie in der Furcht, gestört zu werden.

Er schlug zusammen. Das Cyankali hatte schon seine Wirkung getan.

Es war still im Hause. Hans Sturm lag tot neben seiner zerrissenen Geige.

Er hatte Frieden.

Inge kehrte nach Hause zurück. Die Dienerin meldete ihr, ihr Gatte sei heimgekehrt. Inge stand wie angewurzelt. Ein heftiger Schreck war ihr in die Glieder gefahren. Dann stürmte sie die Treppe hinauf, ohne auf das zu achten, was das Mädchen weiter sagte.

Sie fand Hans oben nicht. Sie kehrte wieder zurück. Die Dienerin stand noch, wo sie gestanden hatte.

Der Herr sei im Studierzimmer, sagte sie.

Inge trat ein.

Sie hatte es geahnt.

Sie trat zur Leiche und untersuchte sie. Die Totenstarre war schon eingetreten.

Sie rief die Dienerin und bettete den Toten auf der Chaiselongue.

Dann blieb sie allein bei ihm.

Sie weinte.

Sie nahm seine Hand und behielt sie die ganze Nacht. Und ihre Tränen fielen darauf.

Dann blieb ihr Auge trocken und blickte klar und kalt.

Sie hatte kein Wort gesprochen — aber sie hatte ihre Vergangenheit begraben und Gericht über sich gehalten in dieser Nacht.

Und als der Morgen kam, fand er sie ungebeugt.

9.

Es war wieder Sommer geworden. Inge war ein Vierteljahr fort gewesen, bei ihrer Mama.

Die wohnte nun still und einsam in der alten Villa und hatte kein Verlangen mehr nach dem Leben. Sie wollte die Stille und Ruhe. Sie war alt geworden, und so sehr auch Inge bat, zu ihr zu ziehen, sie lehnte es ab.

„Du bist mir zu unruhig, Kind. Du hast die Unruhe deines Vaters im Blute, du mußt das Leben aufwühlen und in Bewegung bringen. Das vertrage ich nicht mehr.“

So wohnte sie hier im stillen Winkel. Der war übrigens enge geworden. Die freien Plätze gegenüber waren verbaut — wo Sturms Häuschen gestanden hatte, war ein plumper, massiver Steinklumpen hingesetzt — die freie Aussicht war überall genommen.

Inge hätte es hier nicht länger mehr aushalten können. Sie fühlte sich wie in Gefangenschaft, und sie wäre schon früher weggegangen, hätte sie nicht die Erinnerung gefesselt. Noch einmal stand ihre Vergangen-

heit aus dem Grabe auf, noch einmal ging sie durch ihre Freuden, und feiner wog sie ihren Wert.

Es waren Hände gewesen, die sie geführt hatten — sie hatte sich los gemacht — es waren Schmerzen gewesen, die sie verrungen hatte, — sie hatte sie sich zum Inhalt gemacht. So war sie die Stufen ihres Lebens hinauf gegangen — und die letzte, die sie überschritten hatte, war rot gewesen von seinem und ihrem Herzblut — aber sie durfte nicht stehen bleiben, sie hatte nicht davor zurückschrecken dürfen. Nun stand sie da, wo jener Sterbende im Traum seiner Jugend einmal gestanden hatte — da, wo das Leben fragte, ob es in ihr sterben müsse oder ob es für sie und einen Zweiten sich in ihr erfüllen dürfe. Denn das Leben wird nie in einem Menschen allein ganz.

Sie stand am Fenster und sah in den Park, der frisch und grün im jungen Sommerschmuck glänzte. Sie blickte lange sinnend Pfad und Pfad hin. Ihr schien, es liege ein Goldglanz auf allen Wegen. Ihr schien, da seien breite, große Stapfen tief eingedrückt — und leichtere folgten ihnen, die aber schon verwischt seien. Sie hatten nicht die Kraft gehabt, sich tief einzugraben, sich zu bewahren. Vergangenheit! Sie sah Hans Sturm vor die Urne ihres Großvaters treten — so jung und ein Greis — sie sah ihn vor dem Greise stehen, der so jung geblieben war. Der Arme! Er war eine Laune der Natur gewesen, ein Spiel. Einmal hatte sie gemeint, er sei ein großes Feuer, das auf dem Berge leuchten könne — einmal hatte sie vielleicht gemeint,

er sei ein Stern, und wie man zu einem Sterne spricht, hatte sie zu ihm gesprochen und ihr Leben von diesem Sterne leiten lassen — und er war nur eine Rakete, eine Leuchtkugel gewesen. Ergötzlich sein Aufsteigen zu sehen — und dann sein Verzischen zu erleben, unendlich traurig. Was hatte nur versagt — sein Talent oder seine Lebenskraft? Hatte ihm dieser Ausgleich gefehlt, der beidem die Balance gibt, hatte ihm diese innerste Verbindung gefehlt, wo Kraft und Talent sich vereinigen und diesem Nahrung gegeben wird und die gesunde, kräftige Bewurzelung? Er war rasch aufgestiegen und rasch verlöscht — es mochte wohl so seine Bestimmung gewesen sein. Er war wie eine Blume gewesen, die am Morgen aufblüht und am Abend stirbt. Und er hatte Sonne gehabt, über seinen Tag — nur vor seinem Abend waren die Schatten schwer über ihn gefallen.

Sein Abend war zu schwer gewesen für ihn — er war nicht geschaffen gewesen für das Schwere. Aber auch im Lauen und Leisen — er wäre kein Anderer, Größrer geworden. Sie hatte ihm nur den stärkeren Drang, die unerbittliche Erkenntnis gegeben. So war sie sein Schicksal geworden. Sie mußte es tragen.

Und nun war der Park wieder leer, und die Toten ruhten.

Da sah sie einen hinschreiten, der war stark und groß, der träumte nicht und war nicht ungewiß und zage — der ging erhobenen Kopfes, und seine Augen tranken das Leben — und Leben sprach aus ihnen,

und Leben ward, wo sie hinblickten. Gerhart Römer — und ihr Leben war er geworden.

Die ganze Zeit her war es ihr nicht so klar geworden. Sie war unfähig gewesen, etwas zu arbeiten — es fehlte ihr jeder Zusammenhalt, die Wachheit und letzte Energie zur Tat, zur Vollendung. Gerhart Römer fehlte ihr. Und nun drängte noch ein Unklares in ihr— etwas, das sie riefe, ein Werdendes, das sie nötig habe.

Sie reiste ab.

Unterwegs quälten sie Skrupel. Was wollte sie tun, wollte sie fordern, ihn aus seinem Kreise reißen? Durfte sie's? Und wenn ein Leben dabei vernichtet wurde?

Es währte nicht lange bei ihr. Sie wollte tun, was sie mußte, für sich und für ihn! Sie wollte den Sinn seines und ihres Lebens erfüllen — da durfte sie nicht zaudern und zagen, nicht fragen und zweifeln. Nichts wird ohne Schmerzen geboren, und zum Lichte gehört der Schatten. Damit muß man sich abfinden. Mag's traurig sein — es ist so die Einrichtung in der Schöpfung. Wer den Schatten fürchtet, darf kein Licht anzünden, wer vor den Schmerzen der Geburt bange ist, darf nicht zeugen. Das aber heißt, nicht das Leben wollen.

Aber konnte sie nicht gesättigt sein, hatte sie nicht genug schon des Lebens sich angeeignet, genug auch dem Leben wiedergegeben — brauchte sie den Mann?

Sie lauschte lange in sich. Da sprach es in ihr mit

klarer, feierlicher Stimme: „Die Sehnsucht des Weibes ist, zu empfangen — und der Drang des Mannes, zu zeugen — nur wo beide in gleicher Kraft sich vereinen, wird das Dritte geschaffen, das über ihnen steht. Das gilt fürs Leibliche wie für das Seelische. Ich kann nicht anders, ich brauche ihn zu meiner Ganzheit, wie er mich haben muß. Man mag mich verdammen!“

Dann blieb es still in ihr — ihre Ruhe war heilig.

Sie ging noch am Abend in Römers Wohnung.

Sie fand Frau Römer am Bettchen ihres Kindes. Es war wieder krank, es konnte nicht leben — es vegetierte so hin.

Inge blieb auf der Schwelle stehen — sie konnte nicht gleich zutreten. Frau Römer sah zu ihr auf. Ihr Gesicht hatte einen Ausdruck bekommen, den stiller resignierter Traurigkeit. Inges Augen fragten. Sie erhielten aber keine nähere Antwort. Die Züge der Frau veränderten sich nicht — nicht tiefer ins Schwere, nicht leichter ins Heitere.

Inge trat hin zu ihr.

„Es ist gut, daß Sie kommen, Frau Doktor, es ist notwendig. Ich hatte sie bitten wollen — aber ich darf nicht. Sie sind ihm notwendig geworden. Er konnte kaum arbeiten, die ganze Zeit. Er braucht Sie.“

Inge neigte beschämt die Stirne.

„Ich hatte ihn für mein Leben haben wollen — ich konnte es nicht fassen, daß es nicht sein könnte, ich habe so geweint um ihn — ich habe ihn so gern.“

Sie hatte das zögernd gesagt.

„Da wir beide jung waren — und alles noch eng und klein war — und er noch keinen Namen hatte — da waren wir so glücklich zusammen gewesen. Und dann hab ich's langsam schwinden sehen — da war ihm seine Arbeit lieber geworden als ich — und dann war das Kind gekommen. Erst war er froh — dann wurde er immer bedrückter und einsamer. Ich wußte ja nicht, was er hatte. Und er arbeitete Tag und Nacht — und es war kein Glück mehr zwischen uns. Und er litt. Ich meinte immer, es könnte ja nicht sein — und ich quälte ihn wohl — und ich sagte ihm wohl, er möge gehen, aber ich meinte, er solle bleiben. Ich konnte ihn nicht gehen lassen, ich konnte ja nicht. Nun muß ich's — nun kamen Sie und nahmen ihn. Sie haben ihn ja so reich gemacht, Sie haben ihm ja das all gegeben, dieses Freie und Große, wie er es nennt, das er in seinem großen Werk hat, das er angefangen hat, damals, als er über Ibsen schrieb. Nun hat er ein ganzes Vierteljahr, so lange Sie fort waren, nicht dran schreiben können, nun sind Sie da, nun wird's fertig werden."

Sie verbarg ihr Gesicht in ihren Händen.

Inge sah zu ihr auf, bedrückt — das Weib in ihr litt mit dem Weibe. Sie lebte den ganzen schweren inneren Kampf in sich durch, den die arme Frau durchgekämpft hatte all die Zeit her. Sie fühlte, wie groß sie geworden war in ihrem Schmerze, wie sie den Sinn des Lebens ergriffen hatte und zur Vollendung führen wollte, wozu ihm vielleicht der letzte Mut gefehlt hätte.

Denn an seinem Mitleid kann auch der Stärkste zerbrechen.

Sie fand kein Wort zu sagen — sie mußte still halten wie vor einem Richter. Wenn sie doch verdammt hätte — aber dieses Billigen und Begreifen war furchtbar.

„Wenn nur unser Kind gesund wäre, dies einzige will ich ja von ihm haben, das will ich behalten — da lebt doch er in dem Kinde und all das, was mein war!"

Inge schnürte es die Kehle zu.

„Liebe, Arme," sagte sie gepreßt — „ich — ach Gott, ich will ihn ja nicht nehmen —"

Frau Römer wehrte ab.

„Das dürfen Sie nicht. Ich hab's oft gehofft — aber ich weiß nun, daß Sie's müssen. Sie haben ihn ja — und Sie würden ihn ruinieren, wenn Sie ihn verlassen wollten. Er hat mir so hohe, schöne Worte gesagt — von Ihnen und von mir — und vom Leben. ‚Das Recht der Persönlichkeit' heißt sein Buch — ich habe heimlich drin gelesen — ich verstehe ja nicht alles — aber es sind dieselben hohen, schönen Worte darin von Ihnen — und auch von mir — und vom Leben. Und wenn man's liest, kann man ihm nicht bös sein, kann man ihn nicht mehr verdammen. Er weiß es nicht — aber wenn ich das nicht von ihm gehabt hätte, hätte ich keine Kraft und keinen Trost gefunden. Und nun bin ich stark — ich darf ihn nicht halten — und Sie dürfen ihn nicht lassen. So weh

mir's tut — ich will ihm das Opfer bringen, ich kann's nun. Einmal spricht er von Stufen, die überschritten werden — ich war seine erste — vielleicht ist die erste die verdienstlichste, sagt er, und findet am wenigsten Dank — er ist doch noch so gut zu mir, lassen Sie ihn mir gut — und, das wollt ich sagen, — wenn er — ach nein, es ist dumm."

Inge bat.

„Ach, das wird ja nicht, das wird ja bei Ihnen nicht —"

Inge bat wieder.

„Nichts von dem, was im Leben werden kann, ist bei irgend einem Menschen ausgeschlossen, liebe Frau Römer," sagte sie.

Damit hatte sie sich selbst verraten, daß sie sich schon ganz in den Gedanken eingelebt hatte, ihn zu besitzen.

„Ich meinte," sagte die Frau, — „wenn auch Sie ihm nur eine Stufe sind, halten Sie ihn nicht fest."

Inge ergriff ihre Hand.

„Nein — ich will ja nur sein Aufsteigen."

Sie hätte die Frau küssen mögen — als Ausdruck ihrer Wertschätzung, aus Dankbarkeit. Aber vielleicht hätte sie sich ihr entzogen und ihren Kuß für einen Judaskuß gehalten. Sie hielt ihre Hand fest.

„Sie gute, starke Frau! O, werden Sie's ertragen können?"

Ihr Herz blutete.

Frau Römer schwieg.

„Werden Sie's können?" flehte Inge inständig.

Frau Römer zeigte auf ihr Kind:

„So lange dies Kind lebt, werd ich's ja müssen, und was man muß, kann man auch, so schwer, so traurig es auch sei."

Da kam sich Inge klein vor — und klein und wie gezüchtigt stand sie vor der Dulderin.

„Verzeihen Sie mir!" bat sie und küßte sie auf die Stirne.

Sie weinte — sie weinten Beide.

Noch einmal rang's in Inge: verzichten!

„Geben Sie ihm, was er braucht — ich will ihm und Ihnen gut sein," sagte Frau Römer schluchzend.

Inge richtete sich auf.

„Ich werde ihn immer erinnern, daß er Sie dankbar verehrt, Sie verdienen mehr" — und leise sagte sie und neigte die Stirne — „Sie haben gesiegt, Frau Römer."

Sie schieden ernst von einander — Inge mit der Last einer schweren Verantwortung für seine Zukunft in der Seele. Nur für ihn wollte sie leben — sie hatte eben ihren Egoismus begraben.

10.

Sie hatten vorn nach dem Kiele zu die Plätze gewählt. Groß und hell stieg die Sonne am Himmel auf. Schwer arbeitete die Maschine des Schiffes. Sie fuhren gegen die Flut.

Die Wellen glitzerten, die Wogen rauschten wuchtig ans Land, die Schaumkämme verperlten. Die Möwen umflogen das Schiff, kreischten, zankten sich, stritten mit einander, flogen davon, ließen sich von den Wellen schaukeln, flogen auf und umkreisten wieder das Schiff.

Das war nun das Meer — die grünen Wogen der Nordsee.

Gerhart saß schweigend und sah nach dem Lande, das mählich entschwand.

Inge saß neben ihm und sah hinaus ins Meer, über dem die Sonne emporstieg, und freute sich der Weite, die sich vor ihr ins Unermessene dehnte, und des hohen Himmels und der Wellen, die kamen und gingen und wuchsen und sich verloren in der weiten, bewegten Flut.

Tiefer, immer tiefer sank der letzte Strich Land,

nach dem Gerhart sah — und in seinen Blicken sprach eine ängstliche Traurigkeit.

Vor Inges Augen schien die Weite immer weiter zu werden — und ihre Blicke strahlten.

„Ich fürchte, Inge — wir lassen unser Gutes und gehen in unser Böses," sagte Gerhart langsam und schwer.

Sie schwieg.

Er rückte näher zu ihr, wie schutzsuchend — und wendete sein Gesicht nach der Kielseite, wohin sie blickte. Die Sonnigkeit und Weite überraschte ihn.

Sie nahm ihn bei der Hand und stand von ihrem Platze auf. Er trat neben sie.

Nun schlang sie ihren Arm um seinen Nacken, wie Freunde tun, die sich nach langer Trennung wiedersehen.

So standen sie eine Weile stumm.

„Wir gehen in unsere Notwendigkeit, Gerhart," sprach sie.

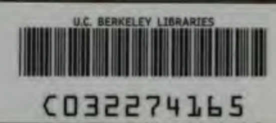
Und sie standen Schulter an Schulter und sahen hinaus ins weite Meer.

mit einem wahren, gut durchkomponierten Buche zu tun, das ein Stück echten Lebens umschließt. Wir glauben dem Verfasser ohne Rückhalt, was er erzählt. Diese Menschen sind klar gesehen und innerlich nachempfunden. Deshalb sind sie auch unseres Interesses gewiß.

Norddeutsche Allgemeine Zeitung: Ich kannte Holzamer bisher nur aus Gedichten, die mir wenig sagten. Es schien mir keine eigene künstlerische Persönlichkeit aus ihnen zu sprechen. Und nun dieses Buch! In einer ganz schlichten Geschichte so viel menschliche Tiefe! (Inhalt.) Dies ist nur ein dürftiges Gerippe des Buches. Aber es widersteht mir, mehr aus ihm zu erzählen. Jeder Satz ist erschaut. Man glaubt, die Personen neben sich sitzen zu sehen, so lebendig sind sie geschildert. Man hört die Natur um sich raunen. Man atmet den Duft der Mutter Erde.

Deutsche Wacht (Dresden): Das ist eines der schönsten, liebenswürdigsten und gemütstiefsten Bücher, die ich in den letzten Jahren gelesen habe — die Geschichte der Liebe eines stillen, im tiefsten Herzen frommen und von der Weisheit des treuen Gemütes erfüllten Menschen. (Inhalt.) Inmitten der oft so gesuchten Probleme moderner Romane und ihrer gekünstelten Darstellung, inmitten der Unnatur, die wir leider nur zu oft sich breit machen sehen, wirkt Holzamers Buch geradezu erfrischend und befreiend. Man liest es gern zweimal und vielleicht noch öfter, denn dies Buch hat alle Anlage, ein Freund des deutschen Hauses zu werden.




U.C. BERKELEY LIBRARIES
C032274165